Kaiser Heinrich der Vierte

und

sein Zeitalter.

Von

Hartwig Floto.

Erster Band.

Stuttgart und Hamburg.
Verlag von Rudolf Besser.
1855.

Ich muß nun reden von Verschwörungen, Verrath und Frevelthaten, worüber die Wahrheit zu sagen gefahrvoll, Falsches aber sündhaft ist.

Bischof Otbert von Lüttich 1106.

Hätten die Fürsten dem Kaiser ihre Eide gehalten, so wäre nicht diese Spaltung im Reiche entstanden, und diese inneren Kriege, die Kirche und Staat zerrüttet haben. Aber durch ihren Eidbruch ist alles Dieses gekommen.

Bischof Waltram von Naumburg 1092.

Henricus misericors et pater pauperum.

Catal. regum imperatorum.

Quia nimium pius erat.

Marian. Scot. contin. II. 1086.

Meinem Lehrer

Leopold Ranke

zugeeignet.

Inhaltsübersicht.

Erstes Buch.

Staat, Kirche und Kultur Deutschlands im elften Jahrhundert, mit Rücksicht auf die Nachbarländer.

Zweites Buch.

Emporkommen der Bischöfe von Rom. Ihr Verhältniß zu den Kaisern. Aufschwung ihrer Macht durch Kaiser Heinrich III. und durch Hildebrand. Anarchie im Reich während der Jugend Heinrichs IV. Rebellion der sächsischen Fürsten.

Erstes Buch.

Staat, Kirche und Kultur Deutschlands im elften Jahrhundert, mit Rücksicht auf die Nachbarländer.

I.

Das Zeitalter Kaiser Heinrichs IV., welches ich zu schildern unternehme, ist vielleicht die traurigste Epoche der deutschen Geschichte. Denn sollte unser Vaterland in späteren Jahrhunderten schwerer gelitten haben, so sind diese Leiden doch nur unausbleibliche Folgen des Verrathes gewesen, den damals deutsche Fürsten gegen ihren Kaiser übten. Aus dem 11. Jahrhundert datirt sich jene Zerrissenheit, welche Deutschlands Fluch bis auf den heutigen Tag ist, und der Einzige unter den späteren Kaisern, von dem man hätte erwarten mögen, daß er den Widerstand der Fürsten gebrochen hätte, Heinrich VI., der blasse, schweigsame Mann, vor dem Italien zitterte, ward leider in der Blüthe seiner Jahre hinweggerafft.

Ein anderes Geschick hat über Frankreich gewaltet, wo ein Reich zusammengeschweißt ist aus viel heterogeneren Elementen, als sich in Deutschland vorfinden. Denn Normannen und Provençalen, Lothringer und Gaskogner haben doch wahrlich von Natur weniger mit einander gemein, als der Pommer und der Schwabe, der Friese und der Oesterreicher. Auch standen einander im 11. Jahrhundert die einzelnen Stämme in Frankreich aufs Schroffste gegenüber. Wie oft beschworen nicht die Ritter in Franzien den König Heinrich I., die Jugend Herzog Wilhelms (des Eroberers) zu benutzen, um die Normannen zu vertreiben, welche Neustrien ihren Vätern mit Gewalt entrissen. Mit welchem Grimm erschlugen sie nicht in ihren Fehden die normannischen Ritter in den düstern Burgen an der Seine und warfen die Leichen auf Flöße, damit sie vielleicht den Strom hinunter

nach Rouen schwimmen und den Normannen zeigen möchten, wie die Franken an ihnen Rache übten. Am Ufer der Garonne herrscht derselbe Haß zwischen Gaskognern und Franken: der geringste Anlaß entzündet blutigen Zwist. Im Kreuzheer stehen die Ritter aus Gaskogne, Auvergne und Narbonne auf Seiten der spitzbübischen und geizigen Provençalen gegen Normannen und Nordfranzosen.* Ja in den Briefen des wackern Bischof Ivo von Chartres spricht sich zuweilen selbst ein scharfer Gegensatz aus zwischen den Franzosen an der Loire — den Celtigalliern** — und den Belgiern, wie er die Bewohner des Rheimser Sprengels nennt.

Im 11. Jahrhundert, als in Deutschland die Fürsten der kaiserlichen Würde jene Wunden schlugen, die bis heute unheilbar geblieben sind, befanden sich die französischen Könige in trauriger Ohnmacht, — und das hat sie gerettet. Philipp I. durfte kaum die Mauern von Paris verlassen; denn in der Entfernung von einigen Meilen standen drohend die Burgen seiner Barone, der Herren von Montlheri, der Grafen von Corbeil u. A.; welche ihm oft jeden Ausflug aus seiner Residenz wehrten. Aber eben bei dieser Schwäche der Könige hatten ihre Vasallen, welche ja thun und treiben konnten, was ihnen gut dünkte, kein Interesse, sie zu bekriegen; und als später der Kampf ausbrach, waren die Barone durch die Kreuzzüge geschwächt, und nicht einig; die königlich gesinnten Städte hatten ihre Macht entwickelt; und Bischöfe und Aebte waren durch bittere Erfahrungen belehrt, welch schlimmen Stand sie den Baronen gegenüber hatten, wenn kein König dem zügellosen Wesen derselben Einhalt gebot. Zudem hüteten sich die Päbste zunächst wenigstens, bei ihren Streitigkeiten mit den Kaisern, die französischen Könige zu ihren Feinden zu machen.

Anders in Deutschland. Kaiser Heinrich III. hält seine Vasallen mit eiserner Faust nieder; nur an den Westmarken des Reiches flackert ab und zu die Flamme der Rebellion auf; im inneren Deutschland wagt

* *Raimondus de S. Agile.* „Denn alle aus Burgund und Auvergne und Gaskogne und die Gothen wurden Provençalen genannt; die Uebrigen aber Franzosen (Francigenae)“.

** *Guilelm. Pictav. gesta Guil. ducis.* „Die Völkerschaften zwischen Seine und Garonne heißen zusammen Celtigallier; zwischen Rhein und Seine liegt das belgische Gallien.“

der Verrath, auf welchen etwa der Letzte aus dem Mannsstamm der Welfen sinnt, kaum im Finstern zu schleichen. Zudem setzt er die römischen Päbste ein, wie andere Bischöfe und Aebte im Reich.

Er stirbt; und hinterläßt ein sechsjähriges Kind auf dem Throne, Heinrich den Vierten. Die Herzöge, Grafen und Bischöfe sehen wohl, daß der Knabe so klug, so fest, so heldenhaft zu werden verspricht, wie sein Vater,* und alsbald legen sie Hand ans Werk, um das zu hindern. Nachdem sie ihn seiner edlen Mutter geraubt und schlecht erzogen, bekämpfen sie ihn. Das Ansehen des Pabstes, durch Heinrich III. aus tiefster Schmach aufgerichtet und in einem Zeitraum von dreißig Jahren riesenhaft angewachsen, wendet sich mit den Rebellen gegen Heinrich IV. Die Städte sind wohl treu — gelegentlich spottet man des kaiserlichen Heeres, das meist aus Kaufleuten bestände — aber noch giebt es keine mächtige Hansa; und so geht mit der Macht des Kaiserthums die Einheit des Reiches zu Grunde, wenn auch Heinrich IV. selbst trotz alles bübischen Verrathes unbesiegt bleibt und noch in den letzten Tagen seines Lebens den Triumph hat, durch seine weise Kriegführung die Rebellen im Lager vor Köln fast aufgerieben zu sehen.

II.

Wir rühmen uns oft deutscher Treue. Aber zu Heinrichs IV. Zeit gewahrt man unter den großen Vasallen in Deutschland allenthalben vorherrschend Eifersucht und Treulosigkeit gegen einander und gegen den Kaiser, deren Quelle eine höchst unwürdige, nur aus den Lehensverhältnissen erklärliche Habgier und Begehrlichkeit ist; im Uebrigen selten eine Spur von großherzigem Patriotismus, von Hingebung, von Treue, von Aufopferung, kurz von den Tugenden, die man gewöhnlich dem Ritter beilegt. Wenn man den Böhmenherzog Wratislaw ausnimmt, welcher für den deutschen Kaiser — er, der Slawe — bis zuletzt standhaft focht, und etwa noch Dietrich von Oberlothringen, welcher indessen eher neutral blieb: so ist unter den Herzögen der einzige Gottfried der Gerechte von Niederlothringen, der wahrscheinlich treu geblieben wäre, aber leider dem

* Lambert. 1057: „es war sicher vorauszusehen, daß der Knabe vollständig die Sitten und Weise seines Vaters annehmen würde."

Eisen des Mörders im entscheidendsten Zeitpunkte erlag.* Und so kann man sagen: wären es nicht einige edle und fromme Bischöfe, ein Liemar von Bremen, Benno von Osnabrück, Dietrich von Verdün, Robert von Bamberg, Burkhard von Lausanne, Otbert von Lüttich, die im Bunde mit einigen Rittern, besonders bairischen, ferner den meisten der schwäbischen Grafen von Nellenburg, den Hohenstaufen u. A., ihrem Herrn und Kaiser in allem Elend die geschworene Treue bewahrten; — wären es nicht vor Allem die Städte: Augsburg, Nürnberg, Würzburg; das wackere Worms, welches Heinrich zuerst eine Freistatt bietet, da die Treue der Fürsten wankt; das ehrwürdige Mainz, in dessen Mauern die mächtigen Rebellen zittern; Köln, vor dem ihr Heer jämmerlich zu Grunde geht; Lüttich, wo der edle Bischof Otbert seinen vor Leiden früh gealterten fliehenden Kaiser aufnimmt und versichert: man habe ihm wohl ohne sein Verschulden das Reich, aber nicht die Dienste seiner Freunde rauben können, welche die Waffen für ihn zu führen wüßten; — wären es nicht solche seltene Lichtpunkte in diesem finstern Jahrhundert, so wäre diese Zeit für den deutschen Geschichtsforscher, der sein Vaterland liebt, der betrübendste und beschämendste Gegenstand.

III.

Der Eid galt den deutschen Fürsten des 11. Jahrhunderts herzlich wenig. Sie hietlen ihn, so lange der Kaiser sie mit dem Schwert zur Treue zwang, und brachen ihn, wenn es ungestraft geschehen konnte. Doch wußten sie recht wohl, daß die Ehrfurcht vor dem Eide das Fundament des Staates war, wie ihr Haupt, Herzog Rudolf von Schwaben, damals, als sie in offener Rebellion begriffen waren, an Gregor VII. schrieb: ohne Heilighaltung des Eides könne kein König bestehen.** Und Angesichts der Treulosigkeit jener Zeit, die mit Eiden leichtfertig spielte, spricht ein Chronist offen aus: „Solchen Lehenseid achte ich gering; denn hinterdrein thun sie gerade das Gegentheil.“ ***

* Ich habe das Jahr 1076 vor Augen. Selbst Herzog Markwart von Kärnthen griff 1077 nicht energisch für Heinrich IV. ein; vielleicht konnte er es nicht.

** *Bruno de bello Sax.* c. 108.

*** *Gest. Cameracens. vers. gall.* c. 15: mais je prise poi telle feuté, car en derrere ils font tout le contraire.

Der Verrath deutscher Fürsten trieb den deutschen Kaiser nach Canossa. Aber man darf nicht glauben, daß sie aus Ehrfurcht vor der Kirche den Befehlen des Pabstes gehorchten: es war ihnen nur darum zu thun, die kaiserliche Majestät so weit zu schwächen, daß sie in ihren Herzogthümern und Grafschaften nach Willkür schalten konnten. Es ist wahr: wie sie auf der einen Seite die armen Bauern mit dem schön klingenden Worte „Freiheit" berückten und ihnen zuriefen: „ihr trefflichen Sachsen, wir werden für euch und eure Kinder kämpfen, so lange wir leben; werfet das Joch der Sklaverei ab;" — so schrieben sie auf der andern Seite dem Pabst, nur auf seinen Befehl hätten sie diese Kriegslast auf sich genommen.* Indessen wenn es gewinnbringend schien, kehrten sie sich nicht nur nicht an den Pabst und seinen Bannfluch, sondern dieselben deutschen Fürsten, welche angeblich aus Gehorsam gegen den Pabst Heinrich IV. seiner Krone beraubten, waren es, welche unter Heinrich V. denselben Pabst mitten in seinem Rom schimpflich gefangen nahmen, weil er immer noch jene Forderungen stellte, wie seine Vorgänger unter Heinrich IV. gethan hatten. Nichts charakterisirt sie in dieser Beziehung mehr, als ihr Benehmen auf dem Convent zu Quedlinburg 1085, wovon später die Rede seyn wird.**

Und noch heute gibt es Männer von edlem Herzen und übrigens erleuchtetem Geiste, die aus Unkunde der Geschichte von diesen Jahrhunderten der Verwilderung und Gesetzlosigkeit als den Höhepunkten christlicher Gesittung träumen.

IV.

Obwohl über Heinrich IV. sehr viel geschrieben worden ist, so schienen mir doch weder Sitte und Bildung jener Zeit hinlänglich charakterisirt, noch auch die Personen, die streitenden Parteien und ihre Interessen, sowie die Hauptmomente des Kampfes deutlich ge-

* Bruno c. 84 u. 108.

** Der sächsische Annalist erzählt 1085: „Die vorher versichert hatten, sie wären Heinrichs Gegner nur zum Schutz des apostolischen Stuhles; die geschworen hatten, sie würden nie mit ihm Gemeinschaft haben, wenn ihn der Pabst nicht absolvirte, die suchten nun einer dem andern zuvorzukommen, um Heinrichs Gunst zu erlangen. Denn wenn er ihre alten Gesetze (d. h. die alte Anarchie) aufrecht erhielte, so wäre gar kein Grund zum Kriege mehr vorhanden."

zeichnet: die Fürsten, wie sie die Hände mit Raub zu füllen suchen, uneinig, so lange der Kaiser ein Kind ist, dann aber, da er erwachsen ist und selbständig regieren will, einig zur Rebellion; der Kaiser, wie er inmitten der habgierigen, ihn von allen Seiten mißtrauisch belauernden Fürsten aufwächst, dann „jugendlich dreinstürmend" die Zügel des Reiches ergreifen will und nun seine Vasallen gegen sich in Waffen sieht, weil sie fürchten, er möchte in die Fußstapfen seines großen Vaters treten; der Pabst endlich, wie er, um den Einfluß der Laien auf die Kirche zu vernichten, Pöbel und Ritter gegen die widerspenstigen Priester aufhetzt, sich mit den Rebellen gegen den Kaiser verbündet und die über alle Erwartung günstigen Umstände klug benutzt.

Und doch muß ich gestehen: die Helden jener Zeit, deren Thaten und Leiden ich zum Theil dem Leser schildern möchte, sie werden, wie freilich alle Gestalten so ferner Jahrhunderte, auch dem schärfsten Auge nur schwankende Schatten bleiben. Wie man damals gelebt, gewohnt, sich gekleidet, divertirt und mit einander umgegangen; wie das Treiben an einer königlichen Pfalz gewesen, wie die Domherren in ihren Stiftshäusern, die Mönche in ihren Klöstern, wie besonders die Ritter auf ihren Burgen, die Bürger in den Städten, die Bauern in ihren Gehöften und Hütten mit Weib und Kind, Verwandtschaft und Freundschaft zugebracht, wer vermöchte das genau und detaillirt zu zeichnen. Während ich schreibe, beleuchtet vor meinen Augen die Morgensonne den Berg, auf welchem Heinrichs Lieblingssitz, die Harzburg, stand. Ich versetze mich in das Jahr 1073 und weiß, daß sich damals dort oben dreihundert tapfere Ritter mit ihren Pferden und Waffen und Wurfmaschinen befanden; daß in den königlichen Gemächern herrliche Schmucksachen, goldene Gefäße, Becher, Schaalen und Reichsinsignien aufbewahrt wurden; daß dort oben eine, nur aus Holz, doch sehr elegant gebaute Kirche stand, mit schönen Altarplatten, Gemälden, vergoldeten Kreuzen und Reliquienschreinen. Es wird uns berichtet, daß ab und zu ein Fuhrknecht hinaufkeucht neben seiner mit Lebensmitteln beladenen Rheda; und daß auch wohl zwei oder drei Ritter den Saum des Gebirges entlang nach Goslar hinüber reiten, um sich neue Waffen zu kaufen. Aber wie matt bleiben doch die Farben der Anschauung, die wir

gewinnen! Wir können keinen Blick thun in die königlichen Gemächer, die Garderobe, die Rüstkammer, die Vorrathsgewölbe und Ställe, in die Halle, wo etwa die Ritter würfeln und ein paar Domherrn eine Conversation halten, von der wir keine Vorstellung haben, wenn uns schon gesagt wird, daß die Leute am Hofe eleganter und witziger reden, als anderswo. * Ja, wer im Geiste die Ritter nach Goslar begleiten wollte, vermöchte er uns ein Bild zu entwerfen von den Bauern, die etwa am Wege ihre Aecker bestellen; von den Hirten, welche die Goslar'schen Stadtheerden weiden; von den Straßen der Stadt selbst, den Männern, Frauen und Kindern, die er in oder vor den Häusern erblicken wird; vom Waffenschmied endlich, in dessen Laden die Ritter eintreten, um für ihre Silberdenare oder goldenen Byzantiner Schwerter oder Lanzen zu erstehen?

Es ist viel leichter, wenn man am kältesten Tage des Januar durch eine Landschaft wandert, wo die Bäume entlaubt sind, Winternebel uns umgeben und der Schnee unter den Füßen knarrt, sich mit einem Schlage in der Phantasie in den heißen Juli zu versetzen mit seinem satten Grün, schwülen Winde und gelben Kornfeldern — als sich in unsern Tagen die Kultur und das sentiment jener Jahrhunderte zu vergegenwärtigen.

V.

Die Annalen und Chroniken der Mönche und Kleriker, welche uns von jener Zeit Kunde geben, sind fast wie ein ungeheurer Haufen Spreu, der vor dem Forscher ausgeschüttet wird, damit er die verhältnißmäßig wenigen nutzbaren Körner heraussuche.

Es sind namentlich die Klosterchroniken, welche diesen Eindruck machen. Wir suchen in ihnen die Wirkungen, welche die großen Begebenheiten in kleinen Kreisen hervorrufen mußten. Aber es ist meist, als ob der Mönch, wie er da in seiner Zelle schreibt, kein Ohr hätte für das schreckliche Kampfgetöse draußen. Ihn interessiren andere Sachen.

Fünf Meilen nordöstlich von Rom z. B. erhob sich unfern des Tiber das Kloster Farfa mit seinen starken Mauern und Thürmen und Säulenhallen, seiner herrlichen bleigedeckten Kirche, seinen fünf Basiliken, seinen weitläufigen Wirthschaftsgebäuden. Kaum gab es

* „Palatini sales". Chron. Andagin. 60.

ein Kloster in Italien, das mit diesem zu vergleichen gewesen. Seine Besitzungen waren weit und breit zerstreut. Manche davon hatten Herzöge, Markgrafen und Bischöfe zu Lehen. Der Abt hatte zahllose Prozesse mit den päbstlichen Beamten in Rom, vor dem Pabst selbst oder dem päbstlichen Archidiakonus zu führen. Er hatte mit den Markgrafen von Toskana und Ankona, mit den Bischöfen und Edelleuten in der Nähe zu thun. Der Mönch Gregor, welcher damals die Chronik von Farfa schrieb, muß die allerwichtigsten Begebenheiten in der Nähe gesehen oder doch in seinem Kloster Leute gehabt haben, welche ihm die beste Auskunft hätten geben können. Aber er beschäftigt sich fast ausschließlich damit, die Schenkungen zu registriren, welche dem Kloster gemacht werden, und in aller Kürze die Zänkereien zu berichten, welche es gab, wenn ein Nachbar die Klostergüter antastete. Des großen Kampfes zwischen Pabst und Kaiser geschieht kaum Erwähnung. So nahe dem Schauplatze der folgenreichsten Ereignisse, dicht vor die Thore der ewigen Stadt gestellt, berichtet er doch nichts von Bischof Kadalus' Kampf gegen Pabst Alexander II. und Hildebrand; nichts über die Stellung von Herzog Gottfried dem Bärtigen, Beatrix und Mathilde in der Mitte zwischen Kaiser und Pabst; so gut wie nichts über die Persönlichkeit und das Treiben Hildebrands, oder über den kritischen Moment, wo Letzterer in der Engelsburg belagert wurde, seine treusten Anhänger sich friedlich in Kaiser Heinrichs Lager eingefunden hatten, und die päbstliche Sache ohne Robert Guiscard verloren war.

So schreibt ein Mönch im Hubertuskloster am Fuße der Ardennen eine Chronik, einige Meilen vom Schlosse Bouillon. Er hat Gottfried von Bouillon gekannt; aber der kleine Zwist seines Abtes mit dem Lütticher Bischof interessirt ihn viel zu sehr, als daß er det gewaltigen Bewegungen des Jahrs 1096, wo Gottfried mit 70,000 Mann nach dem Orient zieht, anders, als nur ganz beiläufig, Erwähnung thun könnte.

Oder wir finden, daß Mönche aus Kloster Zwiefalt in Schwaben (freilich erst im 12. Jahrhundert) durch Böhmen nach Polen reiten, um sich von der Königin Salome Reliquien zu holen. Sie dringen bis zur Bzura vor und kehren wahrscheinlich durch die Lausitz und Meißen nach der Heimath zurück, froh der erlangten Schätze

und Reliquien: letztere bestehend in einer Hand des heil. Stephan, vollständig erhalten, nur daß der Daumen abgeschnitten war; einem großen Stück vom wahren Kreuz; einem Zahn von Johannes dem Täufer, einem Zahn der heil. Cäcilie, einem Zahn St. Pancratii, etwas Blut Christi u. dgl. Aber was sie unterwegs von den Slawen gesehen, in Böhmen, in Krakau, Sandomir, Masowien und Schlesien; wie Land und Leute, Straßen, Häuser und Herbergen beschaffen waren — Dinge, die uns aufs Höchste interessiren würden — davon erfahren wir keine Silbe.

VI.

Aber noch mehr: diese guten Bischöfe, Kleriker und Mönche, deren Berichte über den großen Kampf des Kaisers gegen den Pabst und gegen die deutschen Fürsten uns vorliegen, sie gleichen einer sehr bedeutenden Schaar von Zeugen, die aus aller Herren Länder citirt werden, um über den großen Prozeß, den sie aus größerer oder geringerer Entfernung mit angesehen, ihre Aussagen zu Protokoll zu geben. Engländer finden sich ein; Normannen; Franzosen auf gallischem Kothurn, solche, die an der Seine und Loire zu Hause sind, und solche, die mit dem greisen Raimund von St. Gilles die gräßliche Belagerung von Antiochien überstanden, oder mit Balduin am todten Meere Datteln gepflückt und die Muscheln vom Fuß des Sinai bewundert haben; Deutsche aus Flandern, aus Lothringen, von Weser und Elbe, vom Schwarzwalde, vom Bodensee, aus Oesterreich; ein Slawe aus Böhmen; Italiener aus der Lombardei, aus Rom, aus Apulien; auch Griechen, darunter eine zarte Prinzessin, lassen ihre Stimme vernehmen.

Und es ist ein sehr verworrenes Durcheinander. Ihre Aussagen sind nicht nur verschieden hinsichtlich der Ausdrucksweise, die alle Stufen der Eloquenz durchläuft, von der etwas einförmigen Redefülle des Hersfelder Mönches Lambert bis zu dem barbarischen Latein jener römischen Geistlichen, welche, jeder Grammatik spottend, die annales Romani verfertigten; — sondern gerade Diejenigen, von denen wir am meisten Belehrung erwarten, widersprechen einander in der auffälligsten Weise, und erst eine mühsame Prüfung wird uns in den Stand setzen, ein billiges Urtheil zu fällen.

Hier geifert Bruno von Merseburg, der Anwalt der Rebellen, gegen den Kaiser und überschüttet uns mit einer Fülle von Anekdoten, von denen wir ihm fast keine glauben werden. Dort klagt der getreue Bischof Otbert von Lüttich mit heißen Thränen um den Tod seines großherzigen, milden, leutseligen Kaisers. Er hat vergebens seinen Namen zu verbergen gesucht, welcher in der Geschichte leben wird, so lange Treue und Dankbarkeit noch als Tugenden unter uns gelten. Dem Einen ist Pabst Gregor ein Heiliger, dem Christus erscheint, und der Wunder thut. Dem Andern ist er ein Nekromant, ein Giftmischer, der Buhle der Gräfin Mathilde, ein Tyrann, der nur durch seinen Geldsack sich in Rom hält und seine Pläne fördert. Einer der wichtigsten Zeitgenossen, der Mönch Lambert, welcher in Hersfeld schreibt, ist oft um so vorsichtiger anzuhören, je glatter der kopiose Strom seiner Rede fließt. Er berichtet in seiner zuversichtlichen pragmatischen Weise ebenso Ereignisse, die er selbst in der Nähe gesehen, — wie auch nie geschehene Dinge, die er sich erdacht, oder etwa von einem in Hersfeld vorkommenden Pilger, im benachbarten Fulda oder in Siegburg von den Mönchen gehört haben mag. *

„Myriaden von Lügen waren überall verbreitet.“ **

Darum scheint mir bei der Beurtheilung dieser Chronisten sehr zu beachten das Geständniß des Prager Dekan Kosmas, der in seinem achtzigsten Lebensjahre (1125) eine Chronik von Böhmen schrieb: „über seine Zeitgenossen die Wahrheit zu sagen, sey gefähr-

* Lambert ist der angesehenste aller deutschen Geschichtschreiber des Mittelalters. Indessen zum Beweise meines obigen Urtheils führe ich z. B. die Geschichten von Robert dem Friesen an (1071), wo Lambert sich, wie auch sonst ungemein häufig, durch seinen Hang zum Deklamiren fortreißen läßt. Die ganze, lange und rührende Botschaft Roberts an seinen Bruder Balduin ist sehr unpassend, weil Balduin todt war. Lambert schildert alles ganz genau und sehr zuversichtlich, und doch verhält sich alles anders. — Ich werde später beweisen, daß 1076 Pabst Gregor Heinrich IV. nicht nach Rom citirt hat, wie Lambert mit vielen Andern behauptet. Auch läßt sich sehr wohl bezweifeln, ob die Feier des Abendmahls in Canossa 1077 am 28. Januar so vor sich gegangen ist, wie Lambert erzählt. — Für seinen Standpunkt ist charakteristisch, daß er den Ursprung des Sachsenkrieges darin findet, daß Heinrich die Thüringer hätte zur Entrichtung des Zehnten an den Erzbischof von Mainz zwingen wollen; — „hanc causam originem seminariumque extitisse omnium malorum, quibus per plures jam annos respublica incommodissime vexabatur“ (1074). Diesen Zehnten sollte nämlich auch Kloster Hersfeld entrichten.

** Berthold 1077: „mendaciorum myriades ubicunque regnabant“.

lich. Sie wären meist jeder Tugend baar und wollten doch gelobt seyn. Zu lügen ginge indessen auch nicht an, da die Ereignisse Jedermann bekannt wären. Er wolle daher nur einige oberflächliche Notizen geben.“ * Nichts destoweniger berichtet Kosmas Sachen, die ihm kein Mensch glauben wird — ich meine seine erstaunliche Schilderung des Verhältnisses zwischen der Gräfin Mathilde und Welf V. — Beweis genug, daß in jener Zeit Gerüchte, sicher absichtlich, in Umlauf gesetzt waren und Glauben fanden, die man nach billiger Erwägung doch nur als unwahr bezeichnen kann. Ein Satz, dessen man namentlich bei der Beurtheilung von Heinrichs IV. Charakter bedarf. **

Adeo maxima quaeque ambigua sunt, dum alii quoquo modo audita pro compertis habent, alii vera in contrarium vertunt. Et gliscit utrumque posteritate.

VII.

Die Gränzen des deutschen Reiches, wie es auf Heinrich IV. kam, waren eigentlich unbestimmt. Denn wenn auch der Dänenkönig wohl als Vasall des Kaisers mit seinen Schiffen Dienste that; wenn auch ab und zu die Wendenfürsten zwischen Elbe und Oder, der Herzog von Polen und der Ungarkönig den Lehnseid geschworen und sich zum Tribut verpflichtet hatten; und im Süden Apulien und Calabrien, im Westen das Königreich Arelat *** zum Reich gerechnet wurden; — mithin alle Lande zwischen Rhone und Theiß, zwischen dem Skager Rack und dem Faro di Messina dem Kaiser unterthan waren: so hätten doch in diesen Gränzländern geradezu Legionen nach Art der römischen Kaiserzeit aufgestellt werden müssen, wenn die Kaiser sich einigermaßen hätten Gehorsam versprechen wollen.

* Prolog. lib. III.

** Es ist meine Pflicht, und ich ergreife die Gelegenheit hier am Ende der Einleitung, den Herrn Beamten der Wolfenbüttler Bibliothek öffentlich meinen Dank auszusprechen für die außerordentliche Liberalität, mit der sie mir die Schätze der Bibliothek zu Gebote gestellt haben. Ohne dieselbe wäre es mir nicht möglich gewesen, dieß Buch zu schreiben.

*** Das Königreich Arelat ward im Westen im Allgemeinen von Rhone und Saone begränzt, im Osten von den Alpen; doch gehörten noch einige Theile des heutigen Piemont dazu, sowie die Schweiz bis zur Reuß. Im Norden erstreckte es sich bis nach Basel und den Quellen der Mosel; im Süden bildete das Meer von den Rhonemündungen bis nach Nizza die Gränze.

Sobald die deutschen Fürsten sich gegen Heinrich IV. empörten, verloren diese Länder natürlich auch den geringen Schein der Abhängigkeit vom Reiche. Von Dänemark, den wendischen Landen, Polen und Ungarn als kaiserlichen Lehen ist zunächst kaum mehr die Rede. Gleich den Normannen in Unteritalien ziehen die Grafen aus Provence und Burgund nach Rom, um ihre Besitzungen vom Pabst zu Lehen zu nehmen. Der Erzbischof von Lyon läßt sich vom Pabst ordiniren, ohne den Kaiser zu fragen. Die Grafen von Flandern, auf die Gränzscheide zwischen Deutschland und Frankreich gestellt, von jeher seltene Gäste am kaiserlichen Hof, machen sich fast unabhängig, wie überhaupt Bande des Blutes, Bildung und Neigung sie zu Frankreich hinziehen.

VIII.

Von dem eigentlichen Deutschland bildete den Mittelpunkt das Herzogthum Franken, welches sich zu beiden Seiten des Main ausbreitete, im Süden bis zur Murg, im Norden bis zum Zusammenfluß der Werra und Fulda. Rings umher gränzten daran die Herzogthümer Sachsen, Niederlothringen (Ripuarien), Oberlothringen (das Herzogthum an der Mosel), Schwaben, Bayern mit der Mark Oesterreich, sowie die Grafschaft Thüringen und andere Gaue,* die jetzt Theile der sächsischen Fürstenthümer sind. Außerdem gehörten zum Reich im Norden das Herzogthum Friesland, im Westen ein Theil der Grafschaft Flandern (der größere Theil war französisches Lehen), im Osten und Süden die Marken Meißen und Lausitz, die Herzogthümer Böhmen (und Mähren) und Kärnthen (an beiden Ufern der Drau und Mur), letzteres mit vier Markgrafschaften.

Doch wie Friesland im Nordwest, so greift Kärnthen im Südost kaum in die Geschichte des eilften Jahrhunderts ein. Auch Oesterreich nur selten, da der Schauplatz der entscheidenden Begebenheiten nicht bis dahin reichte. Gerade darum war hier die Stätte, wo Geistliche gegen Ende des Jahrhunderts Muße fanden, deutsch zu dichten und ihre Produktionen aufzuschreiben. Die meisten und werthvollsten Ueberreste deutscher Poesie jener Zeit, namentlich jene asketi-

* Eigentlich nur der Orlagau.

schen „gereimten Reden", sind in Oesterreich, Kärnthen und Steyermark entstanden, während der große Schatz epischer und lyrischer Volkslieder des Jahrhunderts uns verloren ist, weil Niemand sie aufschrieb.

IX.

Denn diese Gegenden waren zum großen Theil deutsch,* und darum nicht im besten Einvernehmen mit den benachbarten Czechen in Mähren, von denen sie keine natürliche Scheidewand trennte. Von Fehden und nächtlichen Beutezügen, um gegenseitig Heerden wegzutreiben und Dörfer auszuplündern, wird uns ab und zu berichtet.

Bitter klagten die Böhmen über den Stolz der Deutschen, welche in ihrer Aufgeblasenheit die Slawen und ihre Sprache verachteten; indessen daß die Sitten der Böhmen sehr barbarisch waren, geht aus Kosmas' trefflicher Chronik unzweifelhaft hervor; sie ist voll von Berichten über die schauderhaftesten Frevelthaten, empörenden Verrath und blutige Gräuel. Im Kriege kam keine Nation in Raubsucht und der Kunst, Beute zu machen, den Böhmen gleich; und wenn es wahr ist, daß ein altes Vorrecht den böhmischen Herzögen gestattete, ihre Ankunft am kaiserlichen Hof von ferne durch den Brand einiger Dörfer zu verkünden,** so scheint diese Thatsache zu beweisen, daß die Kaiser mit gutem Humor den Hang der Böhmen zum Brennen und Plündern für unverbesserlich hielten. Der heilige Adalbert, im 10. Jahrhundert Bischof von Prag, beschloß, sein Bisthum und seine Heimath zu verlassen, „denn das Volk sey boshaft und unzüchtig, die Geistlichen ungehorsam und nachlässig, der Adel hoffährtig und tyrannisch." An seinem Grabe zu Gnesen gab der große Herzog Bretislaw I. den Böhmen 1039 Gesetze, um die Sitten des Volkes zu bessern. Hinsichtlich der Ehen, sagte er u. A., ständen sie mit dem Vieh auf gleicher Stufe. Künftig sollte ein Mann nur ein Weib haben, und ein Weib nur einen Mann; wer dawider han-

* Kosmas sagt, von Mähren sey der östliche Theil zu Jagd und Fischerei geeignet, der westliche (südwestliche) aber, nach den Deutschen zu gelegen (versus Theutonicos), sey ebener und fruchtbarer. Kärnthen war slawisch. Die Herzöge werden geradezu Herzöge der Slawen genannt.

** So berichtet Palacky. Gesch. Böhmens I.

delte, sollte nach Ungarn verkauft werden. Die Wirthshäuser wolle er ganz aufgehoben wissen; denn dort entständen alle Frevel: Diebstahl, Ehebruch und Todtschlag. Würde künftig eine Schenke entdeckt, so sollte der Wirth auf dem Markt an einem Pfahl aufgehängt und so lange geprügelt werden, bis der Beamte müde wäre. Das Getränk würde man auf die Erde schütten und die Säufer in den Kerker werfen.

X.

Die wendischen Stämme, welche damals vom Iserkamme bis zur Ostsee saßen, hielten mit der zähesten Ausdauer am Heidenthume fest, weil ihnen das Christenthum zunächst nur Knechtschaft brachte, und der Kampf für ihre Götzen zugleich ein Kampf für Wohlstand, Freiheit und Nationalität war.

Früherhin wohnten sie bis nach Hessen hinein. Als Sturm, der Schüler des heil. Bonifazius, auf der Handelsstraße von Mainz nach Thüringen die Fulda passierte, traf er auf Slawen, die sich dort badeten. Sie bespritzten ihn, wie er auf seinem Esel vorbeiritt, ohne ihm sonst Leides zu thun. Bonifazius selbst, der freilich durch die wunderbare Schönheit des angelsächsischen Stammes verwöhnt seyn mochte, nennt sie „ein wüstes und häßliches Geschlecht". — Im eilften Jahrhundert gab es noch Slawen bei Saalfeld in Thüringen, welche der Erzbischof Anno von Köln vergebens zur Beobachtung der Fasten anzuhalten suchte. Auch Bischof Günther von Bamberg erklärte 1058, in seinem Sprengel, an den Mainquellen und der Regnitz, wäre das Landvolk zum größten Theile slawisch und heidnischen Gebräuchen ergeben: nahe Verwandten heiratheten einander, und den Zehnten wollten sie nicht zahlen. *

Es gelang wohl einmal, slawische Fürsten jenseit der Elbe für das Christenthum zu gewinnen, so daß sie Tribut zahlten, Kirchen bauten und christlichen Priestern, besonders nördlich von der Havel, Wohnstätten bereiteten, auch in Hamburg erschienen und den Sachsenherzögen und den Bremer Erzbischöfen (welchen damals Hamburg gehörte) dienten; ferner ihre Landsleute anhielten, den verhaßten

* Ueber Saalfeld s. chron. Andag. 11; über Bamberg einen Erlaß Günthers über eine Diözesansynode von 1058 bei Harzheim III.

Zehnten an die christlichen Geistlichen zu entrichten. Um 1060 wirkte Fürst Gottschalk, voll Hoffnung auf den verheißenen Lohn im Himmelreich, mit solchem Eifer für das Christenthum — er predigte in den Kirchen oft selbst in slawischer Sprache, wenn er glaubte, das Volk hätte die Priester nicht verstanden — daß nicht Geistliche genug vorhanden waren, um die Heiden zu taufen.

Aber dann erhob sich wieder der verhaltene Grimm gegen das Christenthum. Die Kirchen wurden dem Erdboden gleich gemacht; die Priester grausam gemartert und getödtet; ihre Köpfe auf Spieße gesteckt und im Triumph in dem Tempel des Gottes Redegast zu Rethra (bei Neu-Strelitz) aufgestellt; kurz jede Spur des Christenthums vertilgt. Der Priester Adam von Bremen erzählt: „Der König von Dänemark (Swen) hat mir gesagt, die Slawen hätten sicher leicht für das Christenthum gewonnen werden können, ohne die Habsucht der Sachsen, denen mehr am Tribut der Heiden, als an ihrer Bekehrung gelegen ist. Sie zwingen durch ihre Grausamkeit die Bedrückten zum Aufstande."

Demnach wehrten sich die Wenden gegen die Sachsen aus demselben Grunde, aus welchem sich drei Jahrhunderte früher die Sachsen gegen Karl den Großen gewehrt hatten. Denn wenn damals (so urtheilte Alcuin, Karls Freund, † 804) das sanfte Joch Christi dem harten Sachsenvolke ebenso eindringlich gepredigt wäre, wie die Entrichtung des Zehnten und der gesetzlichen Strafen für die kleinsten Vergehen, so wären sie vielleicht vor der Taufe nicht zurückgeschreckt. Aber die Geistlichen wären nicht Prediger, sondern Plünderer. *

Auch war das Christenthum jener Zeit wahrlich nicht sehr anziehend. „Wir haben nichts mit euch zu schaffen," sagten die Pommern zu Bischof Otto von Bamberg, „lassen nicht von unsern Sitten, sind mit unserer Religion zufrieden. Unter den Christen gibt es Diebe und Räuber. Man hackt ihnen die Füße ab, sticht ihnen die Augen aus, jeden Frevel übt der Christ am Christen. Eine solche Religion sey ferne von uns." Erst als er sie mit Kleidern und schönen Gürteln beschenkte, Gefangene loskaufte, kleidete, mit Speise erquickte

* Praedatores, non praedicatores. Auch von den Schweden meint Adam von Bremen, sie würden leicht zum Christenthum zu bringen seyn, wenn sie nicht an unsern schlechten, selbstsüchtigen Priestern Anstoß nähmen.

und als Freie entließ, schenkten sie seinen überdieß lockenden Lehren von der Unsterblichkeit der Seele, der Auferstehung des Fleisches und der Herrlichkeit des Paradieses ein williges Ohr.

XI.

Der Priester Adam aus Bremen besuchte den Dänenkönig Swen im Jahre 1068 und erfuhr von ihm höchst interessante Nachrichten über die Länder im Ost und Nord; Nachrichten, die besonders dadurch wichtig sind, daß sie uns zeigen, wie weit sich nach jenen Gegenden der geographische Gesichtskreis der Dänen und unserer sächsischen Altvordern erstreckte.

„Die Hamburger Parochie reiche bis zur Peene, dann kämen die Lande der Wilzen und Pommern, und das weite Polenreich, welches an Rußland stieße. Das Slawenland solle 10 Mal so groß seyn, wie unser Sachsen, besonders wenn man die Böhmen und die Polen jenseits der Oder hinzurechnete, die weder durch Sprache, noch durch Kleidung verschieden wären.

„Am Ausflusse der Oder läge die berühmte Stadt Jumne, der besuchteste Hafen für Barbaren und Griechen. * Das wäre die größte Stadt in Europa, und es wohnten da Slawen mit andern Völkern, Griechen und Barbaren. Auch Sachsen wäre es wohl gestattet, dort unter gleichem Gesetz zu wohnen, nur dürfte Niemand sagen, er wäre Christ. Die Einwohner wären alle Heiden; was aber Sittlichkeit und Gastfreiheit anbeträfe, so gäbe es kein edleres und freundlicheres Volk. ** Die Stadt wäre reich durch die Waaren aller nordischen Völker.

„In Rußland wäre der Hauptort Kiew, der an Glanz mit Konstantinopel wetteiferte. Aber hinter den Russen wäre das Chaos, da wohnten Amazonen, Menschenfresser, Cyclopen, Hundsköpfe.

„Im baltischen Meere wäre der Seefahrer in beständiger Gefahr vor Stürmen und Piraten, von denen es an den jütischen, schwedischen und slawischen Küsten wimmelte. (Nämlich die Könige

* Adam hat eine vage Idee, als könne man von der Ostsee um Rußland herum nach Griechenland zu Schiffe kommen. Auch theilt er mit, „erfahrene Leute behaupteten, von Schweden wären einige zu Lande bis Griechenland gekommen.

** Wie bei allen nordischen Völkern, herrschte auch bei den Pommern Vielweiberei. Ferner durften neugeborene Mädchen getödtet werden.

erlaubten gegen einen Tribut Seeraub zu üben. Verschmähte doch Swen selbst nicht, in früheren Zeiten, da er nach England fuhr, an der Küste des Landes Hadeln zu landen, um zu plündern. Sächsische Ritter nahmen ihn da gefangen.)

Von Inseln erwähnt Adam Bornholm als besuchteste Station für die Schiffe, welche nach Griechenland und zu den Barbaren führen. Aber auf Femern und Rügen hausten die grausamsten Piraten, welche keines Fremden schonten. Ebenso wären Kurland und Esthland Inseln. Auf Esthland beteten schändliche Götzendiener geflügelte Drachen an und opferten ihnen Menschen, die sie von Kaufleuten erhandelten. Auf der „Insel" Samland dagegen wohnten die Preußen. „Das sind sehr freundliche Leute. Den Schiffern, welche auf dem Meere durch Sturm oder Seeräuber gefährdet werden, fahren sie zu Hülfe. Gold und Silber achten sie für nichts; an seltenem Pelzwerk, wonach bei uns so verderbliche Sucht herrscht, haben sie Ueberfluß. Solche Felle schätzen sie ganz gering, während wir jeden Frevel begehn, um sie zu besitzen. Die kostbarsten Marderpelze vertauschen sie gegen unsere Wollenstoffe. Viel Löbliches ließe sich über ihre Sitten sagen, wenn sie nur an Christus glauben wollten. Aber die christlichen Prediger verfolgen sie auf unmenschliche Weise. Sonst haben Christen dort alle bürgerlichen Rechte; nur dürfen sie nicht den heiligen Hainen und Quellen nahen. Sie essen Pferdefleisch und trinken Pferdemilch und Blut. Es sind dunkelfarbige Menschen mit röthlichem Gesicht und tragen langes Haar. Uebrigens dulden sie in ihren unzugänglichen Sümpfen keinen Herrn unter sich."

Genauere Kunde gab Swen von den Schweden, ihren Sitten und der Verehrung der drei Götter Wodan, Thor und Freyr im goldenen Tempel zu Upsala; ferner von den armen, genügsamen und tapfern Norwegern, welche den Zehnten nicht entrichten wollten und daher dem Priester für Krankenbesuche, Begräbnisse, Taufe, Confirmation, Altarweihen u. s. w. besonderes Honorar zahlten.

In dem schrecklichen, gefahrvollen, unermeßlichen Nordmeere erzählte Swen von dem baumlosen Helgoland, einer Insel, die acht Meilen lang und vier Meilen breit wäre und selbst von den Seeräubern für heilig gehalten würde, welche den dort wohnenden Eremiten stets den Zehnten ihrer Beute zollten.

Ferner von Island und Grönland. Mehr nach Norwegen hin läge die Insel Halagland. „Da sieht man um die Sommer-Sonnenwende 14 Tage hinter einander die Sonne über der Erde, und im Winter ebenso scheint die Sonne 14 Tage lang nicht. Das scheint den Barbaren erstaunlich, die nicht wissen, daß die ungleiche Länge der Tage im Vorrücken und Zurückweichen der Sonne ihren Grund hat. Denn wegen der runden Gestalt der Erde muß es geschehen, daß die Sonne an der einen Stelle aufgeht und Licht verbreitet, an der andern aber untergeht und Nacht zurückläßt. Steigt sie nun herauf bis zur Sommer-Sonnenwende, so verlängert sie den Bewohnern des Nordens die Tage und verkürzt die Nächte. Steigt sie aber hinab zur Winter-Sonnenwende, so geschieht Solches auf ähnliche Weise den Bewohnern des Südens. Da die Heiden dieß nicht wissen, so nennen sie jenes Land heilig."

Dann solle noch eine Insel Winland (bekanntlich Nordamerika) hoch im Norden liegen, wo trefflicher Wein wüchse und auch Feldfrüchte. Aber „dahinter ist Alles mit Eis und Finsterniß bedeckt, wie es noch neulich der erfahrene Normannenfürst Harald († 1066) fand, der das Nordmeer untersuchend an die dunkeln Marken der Welt kam und kaum dem entsetzlichen Abgrunde entging."

Adam erwähnt noch die Fahrt einiger edlen Friesen, die gehört, daß von der Wesermündung gerades Weges bis zum Norden kein Land mehr wäre. Sie fuhren aus von Friesland, hatten Dänemark zur Rechten, Britannien zur Linken, und kamen zu den Orkaden. An diesen fuhren sie rechts vorbei, dann weit um Island herum — und nun ihre Seele Gott und dem heil. Bekenner Willehad befehlend, steuerten sie in das finstere Dunkel des verdickten* Ozeans, welches das Auge kaum durchdringt. „Da ergriff sie die Strömung des Ozeans, welcher dort zu seiner Quelle zurückströmt, und zog sie reißenden Laufes in jenes tiefe Chaos, wohinein die Meeresfluthen strömen sollen, um dann von Neuem ausgespieen zu werden." Einige kamen dort um; doch kehrten die Uebrigen nach großen Gefahren wohlbehalten nach Bremen zurück.

* Concretus. Das heißt nicht geronnen, wie es irgendwo übersetzt ist; es ist das pigrum et grave remigantibus des Tacitus. Agricol. 10.

XII.

Der wilde und trotzige, oft treulose Charakter des mächtigen Sachsenstammes, dessen Wohnsitze sich von der Lippe bis zur Elbe, vom Erzgebirge bis nach den Sümpfen Frieslands erstreckten, war fast sprichwörtlich. In unserm Epos Gudrun wird berichtet, wie nach der Erstürmung von Hartmuths Burg der alte Ritter Wate durch die Gemächer tobt und selbst die Säuglinge erschlägt. Als ihn ein Kampfgenosse darüber schilt, erwiedert er: „Du sprichst wie ein Kind. Die jetzt in der Wiege weinen, sollten die erwachsen, ich wollte ihnen mehr nicht trauen, als einem wilden Sachsen.“

Der Mönch Widukind aus Corvey (schrieb um 950) erzählt, wie sie in uralter Zeit, um die Thüringer zu überwältigen, die Häuptlinge derselben zu einer Berathung einluden und dabei die Arglosen mit ihren langen Messern erstachen. „Da fingen die Sachsen an, berühmt und unter den Nachbarvölkern gefürchtet zu werden.“ — So sagt ein normännischer Chronist des elften Jahrhunderts (Wilhelm von Poitiers in den Thaten Herzog Wilhelms) von den Engländern: „Dieß Volk neigt von Natur immer zum Streit; denn es stammt vom alten Volke der Sachsen, und das sind die wildesten Menschen.“ In der That, sie werden von Slawen und Süddeutschen kaum erwähnt ohne Bezeichnungen, wie „wild, härter als Stein.“ Doch tadelte man an ihnen, die im Kriege an Ungestüm alle Anderen überträfen, ebenso ein zu großes Phlegma in Friedenszeiten.

Städte gab es wenig in Sachsen. In vielen Gegenden lebten die Familien noch nach uralter Weise auf vereinzelten Gehöften. Ueber die sächsischen Bauern führten die Priester bittere Klage, und wenn dieselben auch in jener Zeit in keiner deutschen Provinz sehr sanfter Gemüthsart gewesen sein mögen, so ist doch besonders von denen in Sachsen zu vermuthen, daß die Gräuel, durch welche Karl der Große die Annahme des Christenthums und die Entrichtung des Zehnten erzwungen hatte, noch immer nicht vergessen waren. In Westfalen nöthigte Bischof Benno von Osnabrück die Bauern durch Prügel zur Zahlung ihrer Abgaben — „und daß dieß Noth that (fügt Abt Norbert, sein Biograph, der in den neunziger Jahren schrieb, hinzu), wird Jeder wissen, der die Menschen in diesem Lande kennt

und ihre harte Bosheit, Untreue und List ertragen muß." Ebenso werden sie im Bremer Sprengel geschildert. Erzbischof Adalbert (1045—72) war zuweilen aus Oekonomie über Jahresfrist abwesend von Hause. Kam er dann zurück und hielt mit seinen Verwaltern und Leibeigenen Abrechnung, so hatten sie gerade so viel gebraucht, als wenn er in Bremen gewesen wäre. „Denn," sagt Adam von Bremen, „diese Art von Menschen ist, wie Sallust sie beschreibt, wankelmüthig und treulos, und weder durch Wohlthaten, noch durch Furcht zu bändigen." Adalbert war empört über ihren Hang zum Trinken, „welches das eigenthümliche Laster jener Leute ist." In der Trunkenheit schimpften und schlügen sie einander; Viele bewahrten auch heidnischen Irrthum, brächen die Fasten, hielten Meineid für nichts, Blutvergießen für löblich; Unzucht und Ehebruch wäre an der Tagesordnung. Eiferte er in seinen Predigten dagegen, so verlachten sie ihn.

XIII.

Fast ganz so erscheinen die Friesen, welche von der Mündung des Rheines die Seeküste entlang bis zur Elbmündung wohnten, und wo die Bauern mehr als irgendwo sonst dem Adel und der Geistlichkeit gegenüber ihre Unabhängigkeit behauptet hatten. Ab und zu machten die Grafen von Holland, oder selbst die Herzöge von Sachsen, den Versuch, sie zum Tribut zu zwingen, erlitten aber die blutigsten Niederlagen. Noch lange hielten sie an ihren heidnischen Sitten fest. Mit Schaudern erzählt ein Chronist, die Wasserfriesen (aquatici Frisones) gingen nicht einmal zu Ostern zum Abendmahl. Einer hätte in frevelhaftem Uebermuth gesagt, er ginge dafür lieber ins Wirthshaus.

Doch erfahren wir von den Friesen im elften Jahrhundert fast nur etwas wegen ihrer Verbindung mit Flandern.

Flandern selbst, das nur zum geringen Theile zum Reiche gehörte, war berühmt durch seine Pferde und Reiter, reich an Getreide (und Stroh galt viel in dem holzarmen Lande), reich an schönen Frauen und an Gefahren.* Hier, wie in den beiden Lothringen, gab es treffliche Kriegsmannschaft; denn das waren die

* So Rudolf von Caën: gesta Tancredi.

Aeußersten Enden des Reichs, wo unablässig der Krieg tobt,
Und von feindlichem Blut fortwährend die Erde sich röthet. *

Nirgends im Reich gab es so viel Kriegslärm; erhoben sich so schnell und häufig Raubnester in Fels und Sumpf; waren schon so viel Söldner zu haben, die von einem Herrn zum andern liefen; fochten die Ritter so vielfach gegen einander oder gegen die Bischöfe, als in diesen westlichen Theilen des Reiches. Nicht bloß, daß die Kaiser öfters gegen die flandrischen Grafen oder einen Herzog von Lothringen und dessen Bundesgenossen zu kämpfen hatten, sondern hier liefert der Bischof von Lüttich ein Treffen gegen den Grafen von Löwen; dort hat der von Cambrai gegen seinen Kastellan, gegen benachbarte Ritter, oder auch gegen die Bürger in der Stadt zu streiten; lothringische Ritter fallen in das Gebiet von Vermandois, führen Beute, Heerden und Gefangene hinweg. Ein anderes Mal sprengt ein Graf von Grandpré mit seinen Reisigen gegen Verdün heran, oder der Bischof dieser Stadt muß in Frankreich einrücken, um dort feste Rittersitze an der Gränze zu belagern, wie St. Menehould oder Clermont-en-Argonne. — Der Reisende, wenn er im Walde übernachtet, merkt auf jedes Geräusch, in Furcht, von Räubern gefangen oder seiner Pferde beraubt zu werden. „Es ist eine böse und verderbte Nation, unter der ich wohne," sagt Bischof Dietrich von Verdün.

In Oberlothringen sprach man zum Theil französisch, namentlich in Metz, Toul und Verdün; so auch an der Gränze von Niederlothringen, in Bouillon u. s. w.; nach Flandern zu wallonisch. **

An geistiger Bildung glaubte man in Niederlothringen dem übrigen Deutschland voraus zu sein. Vom Lütticher Bischof Notker wird z. B. gesagt, er sei fein gebildet gewesen, obwohl aus Schwaben gebürtig. Auch aus Baiern vernehmen wir Klagen, daß die Bischöfe nur solche Geistliche achteten, die in Gallien oder am Rhein gebildet wären. Lüttich, die freundliche Stadt am sanftgeneigten Ufer der Maaß, rings von duftenden Gärten und schön belaubten Hainen

* *Anonymus de bello Sax.:*
Extremi regni fines, ubi bella moventur
Semper, et hostili crudescit sanguine terra.

** Mecheln nennt z. B. Abt Rudolf von St. Tron Mallines; er sprach noch als Prior nur wallonisch und lateinisch; stammte aus der Gegend von Namür. In St. Tron sprach man deutsch.

umgeben, pries man ganz besonders als die Blume des dreifach getheilten Galliens, das zweite Athen, als den anmuthigsten Sitz der Wissenschaften, wohin Lernbegierige aus allen Gauen Deutschlands strömten. Noch am späten Abend seines Lebens erinnerte sich der Dekan Kosmas zu Prag mit Freuden an die hier verlebten Tage, da er unter dem Magister Franco Grammatik und Dialektik studirt und „mit Frau Muse auf grünen Wiesen gescherzt hätte."

XIV.

Wenn ich es vermocht habe, nach den Angaben der Zeitgenossen den Charakter des sächsischen Stammes zu beschreiben, so ist es mir nicht in gleicher Weise möglich, unsere streitbaren Brüder zu schildern in den gesegneten fränkischen, bairischen und schwäbischen Gauen, so wenig wie Jene, „die aus Rhone und Araris trinken".

Wir müssen in ihnen jene Züge suchen, in denen die Ausländer das ganze deutsche Volk charakterisiren. Wenn einer unserer Geistlichen selbst meint, die Deutschen wären weit hochmüthiger, als alle andern Nationen *; wenn der französische Abt Süger von St. Denys mit Abscheu und Kopfschütteln unsre Gesandten zu Troyes 1107 anblickt — Herzog Welf V. von Baiern, den Bischof von Münster u. s. w. — wie rauh und trotzig sie auftreten, und wie sie „mit deutschem Ungestüm knirschend" an ihre Schwerter schlagen; — wenn der Normanne in Unteritalien (1053) schwäbische Ritter als schlechte Reiter trifft, aber als entsetzliche Kämpfer mit dem Schwert: — so können wir uns ungefähr eine Vorstellung machen, wie süddeutsche Ritter den Fremden erschienen. **

* *Ekkehard 1099:* nostra gens ceteris multo insolentior.

** In Ruperti Chron. S. Laurentii Leod. sagt ein lothringischer Edler zu Bischof Notker von Lüttich: „Wahrlich du zeigst es, daß du von dem schlechten Volk der Alemannen stammst, die immer ungetreu und wankelmüthig gewesen sind." Schwäbische Soldaten dienten in diesem Jahrhundert auch im kaiserlichen Heere zu Konstantinopel. „Der treulose Kaiser Alexius vertrieb seinen Herrn Michael durch alemannische Miethstruppen", erzählt Ekkehard von Aurach 1101. Es sind die Nemitzoi der Prinzessin Anna Comnena. Bei den Wäringern aus Thule (erzählt sie) fand Alexius keine Hülfe; denn „bei denen ist von Verrath keine Rede." Aber die Nemitzen, „auch ein barbarisches Volk, das schon lange den Römern dient," gingen zu ihm über. — Alemannen waren auch beim Kreuzheer, und es wird Klage geführt, daß sie als Schildwachen auf der Mauer von Antiochien viel zu fest geschlafen hätten.

Den Franzosen und Normannen waren wir Barbaren, ein Titel, mit dem wiederum unsere Annalisten Normannen so gut wie Polen bezeichneten.

Doch herrschte um die Mitte des elften Jahrhunderts in Franken, Baiern und Schwaben sicher mehr Wohlstand, als in den andern Herzogthümern, und vielleicht eben so viel Bildung als in Lothringen. Denn hier wurde (bis um 1060) der Friede sehr selten gestört.

Die Alpenkette trennte damals Süddeutschland von Italien weit entschiedener, als heutzutage. Die Gefahren, unter denen die Pilger über den Brenner, den Julier, die beiden Bernharde, den Mont Cenis zogen, waren oft entsetzlich. Häufig genug wurden sie unter Lawinen vergraben; oder es geriethen bei tiefem Schneefall auch die kundigen Gebirgsführer auf Abwege, wenn sie da voranschritten, grobe Filzhüte auf den Köpfen, Pelzhandschuhe an den Händen, die Stiefeln mit spitzigen Nägeln beschlagen, lange Stangen führend, um den Weg im Schnee zu tasten.

Doch gelangten z. B. im April 1090 Geistliche aus Zeiz von Augsburg nach Verona (durch das Thal von Trient) in acht Tagen.

XV.

Leider brachte es die Kaiserwürde mit sich, daß unsere Kaiser immer wieder jene unseligen Römerzüge unternahmen, welche das Verderben für Deutschland und für Italien gewesen sind. Leider unterließen die Italiener es nicht, unsere Kaiser immer wieder über die Alpen zu rufen; denn „sie liebten es, zwei Herren zu haben",* um sich des einen gegen den andern zu bedienen. Die berüchtigte, von Macchiavelli so treffend geschilderte Politik der Päbste, Italien durch die Eifersucht mehrerer Mächte getheilt und so in Ohnmacht zu erhalten, ward im Grunde von allen italischen Großen geübt. In Oberitalien rufen sie den Kaiser herbei gegen den Pabst oder einen übermächtigen Fürsten; gegen den Kaiser etwa einen Herzog von Aquitanien oder einen Grafen von Champagne. In Unteritalien bedienen sich die (longobardischen) Herzöge von Benevent und Salerno erst der Sarazenen gegen einander, dann der Griechen gegen die Sarazenen, dann der Normannen gegen die Griechen. Aber die

* Liutprand. antapod.

Normannen waren noch listiger, als die Italiener, und beugten sie unter ein Joch, das nicht abzuschütteln war.

„Euer Volk ist treulos", schrieb Herzog Wilhelm von Aquitanien an Markgraf Manfred von Susa († 1037); „wenn ich die Krone von Italien annähme, so würde mir das schwere Feindschaft zuziehen und meine Ehre verderben."

In den lombardischen Städten jedoch entwickelte sich aus den schrecklichen Kämpfen dieses Jahrhunderts zunächst eine republikanische Verfassung, unter der sie zu großem Wohlstande und zu reicher Bildung gediehen.

Von Venedig ist im elften Jahrhundert kaum die Rede; nur gelegentlich macht es sich den Normannen vor Durazzo furchtbar. Erst die Kreuzzüge gaben der Stadt ihre spätere Weltstellung. Doch kannte man wohl die kühnen, kriegskundigen Seeleute dieses wunderbaren, reichen, bevölkerten Ortes, der da oben im adriatischen Meere läge, rings von der See bespült, so daß man nur zu Kahn von einem Hause zum andern zu gelangen vermöchte. Kein Volk sei gewaltiger im Seekriege, oder geschickter, die Schiffe zu lenken.

Pisaner findet man an jeder Küste des Mittelmeeres, Handel treibend und Krieg führend, wie sie sardinische Schiffe plündern, den Normannen bei der Eroberung von Sizilien helfen, selbst einmal Tunis erstürmen, um eine Unbill zu rächen, die ihren Schiffen zugefügt ist. Uebrigens spricht ein frommer Priester mit Schaudern von Pisa. „Wer dorthin kömmt, sieht nichts als Meeresabenteuer. Es wimmelt da von Heiden, Türken, Afrikanern. Schmutzige Chaldäer besuchen jene Gestade. Es ist eine falsche, verrätherische Stadt."

In Unteritalien werden besonders Salerno und Amalfi genannt: jenes reich an Wein, Früchten, prächtigen Palästen; dieses an Zeugen und edlen Metallen. In Amalfi wohnten zahlreiche Schiffsleute, des Meeres und der Sterne kundig. Dort soll der Kompaß erfunden sein. Sie führten Waaren zum Verkauf aus und kehrten mit fremden Produkten heim, waren in der ganzen Welt berühmt. Kaufleute aus Alexandrien und Antiochien, Araber, Inder, Sizilier trafen (so rühmte man) hier zusammen. Auch die Medizin ward fleißig studirt; man traf hier Geistliche, welche mehrere Dezennien am Euphrat zugebracht, um von den so hochgebildeten Arabern Heilkunst und Physik zu lernen.

Der Arm des Kaisers reichte indessen kaum bis hierher. Fühlten doch sogar die Römer selten, daß sie zum Reiche gehörten.

XVI.

Rom, über welches seit dem Tage, da Vespasian's Legionen in die Thore drangen, so viele Stürme hingezogen waren, behauptete noch immer seinen Rang als die erste Stadt des Abendlandes. Nicht Gothen, noch Vandalen, noch Sarazenen; nicht die Nachlässigkeit der Päbste und der Bürger, noch das fortdauernde Wegschleppen von Säulen und Marmortafeln, woraus man anderswo Kirchen baute, hatten jenen unermeßlichen Reichthum an Kunstschätzen erschöpfen können, welcher dort in einer Reihe von Jahrhunderten aufgespeichert war. Freilich war es den Gläubigen, welche sich dort in großer Zahl einfanden — theils hoch zu Roß mit stattlichem Gefolge, theils mit dem Bettelstab in der Hand und den schmutzigen Ranzen auf der einen, den hohlen Kürbis auf der andern Seite — es war ihnen zunächst darum zu thun, den Stellvertreter St. Petri zu sehen, der die Schlüssel zum Himmel führte, oder bei St. Peters Skelett anzubeten, das mit Gold und Edelsteinen eingefaßt in der Peterskirche gezeigt wurde, — oder sonst einen Heiligen zu verehren; denn kein Mensch kannte die Zahl von Märtyrern, die in Rom begraben waren. Allein wenn sie dann die Straßen und Plätze durchwanderten, wie sie zu thun pflegten, um die Augen an den Merkwürdigkeiten der Stadt zu weiden, so brachen sie in Ausrufe der Bewunderung aus, die uns in diesem Jahrhundert völlig überraschen, und beweisen, daß bei aller Verdüsterung der Sinn für das Schöne, selbst wenn es Heidenwerk war, nie völlig erloschen ist.

„Dir, Rom, ist nichts gleich," ruft Erzbischof Hildebert von Tours aus, „ob du schon in Trümmern liegst. Die Zeit hat deine Paläste zerstört; die Göttertempel liegen im Sumpf; der Ort ist hin, an dem die Fürsten ihre Schätze, die Geschicke ihre Gunst, die Bauleute ihre Fertigkeit, die ganze Welt ihre Reichthümer verschwendet hat; die Stadt liegt da, von der ich nichts Würdigeres sagen kann, als dieß: sie war Rom. Dennoch konnten nicht die Jahre, nicht die Flammen, noch das Schwert alle ihre Zierde vernichten. Die Menschen haben Rom so groß gemacht, daß die Götter es nicht haben

zerstören können. Und diese Ruinen — bringet Geld, Marmor, der Götter Gunst herbei; die Hand des Künstlers sei wieder thätig — ihr werdet sie nicht wieder herstellen können. Die Götter selbst bewundern ihre Statuen und wünschen ihnen ähnlich zu sein. Ja die Natur konnte die Götter nicht so schaffen, wie des Menschen wunderbare Gebilde sie darstellen. Man verehrt sie mehr dieser Statuen wegen, als wegen ihrer göttlichen Macht. Glückliche Stadt, wenn du keine Gewalthaber hättest, oder wenn deine Gewalthaber besser wären!" *

Dagegen waren die Römer selbst, diese Nachkommen der alten weltbeherrschenden Quiriten — sie, welche der heil. Vater und die zahllose Priesterschaft der ewigen Stadt doch zunächst zu christlicher Sittlichkeit hätte anhalten sollen — in der ganzen Welt bekannt als das nichtsnutzigste Gesindel, das in der Christenheit zu finden wäre. Von ihrer Habsucht, Bestechlichkeit, Untreue und Unredlichkeit wußte man überall zu erzählen ** — Fehler, in denen freilich die päbstliche Curie nur zu oft das schlechteste Beispiel gab. „Die Römer und Longobarden, unter denen ich lebe," ruft Pabst Gregor VII. aus, „sind schlimmer als Juden und Heiden."

XVII.

Angenehm war es den Italienern im Allgemeinen nicht, wenn es hieß, der Kaiser käme über die Alpen mit seinen Barbaren, „diesen wilden Deutschen, die nicht wissen, was rechts oder links ist." Die Heftigkeit, die Wuth der Deutschen waren überall sprichwörtlich. „Ganz Italien gerieth in Schrecken," heißt es bei einer solchen Gelegenheit; „Einer fragte den Andern, was man thun sollte."

Die hochgewachsenen Ritter mit ihrem wallenden Haar; ihre

* Urbs felix, si vel dominis urbs illa careret,
Vel dominis esset turpe, carere fide.

** Bischof Liutprand von Cremona ward von Otto I. an den griechischen Kaiser Nicephorus gesandt. In seinem höchst ergötzlichen Gesandtschaftsbericht erzählt er, Nicephorus habe es übel genommen, daß er die Unterthanen Otto's Römer nannte. „Ihr seid nicht Römer, ihr seid Longobarden!" Darauf hätte er erwiedert: „Wir, d. h. Sachsen, Franken, Lothringer, Baiern, Schwaben, Burgunder, verachten die Römer so sehr, daß wir zu unsern Feinden im Zorn nichts Anderes sagen als: du Römer! Denn in diesem einen Worte begreifen wir alle Schmach, Feigheit, Habsucht, Weichlichkeit, Lüge, kurz alle Laster."

langen und scharfen Schwerter, mit denen sie die gewaltigsten Streiche führten; ihr hartes Idiom, welches eigentlich gar keine Sprache zu nennen wäre*; ihr unmäßiges Weintrinken, ihr starkes Essen, ihr trotziger Uebermuth — Alles dieß erfüllte die Italiener mit Furcht, Abscheu und Haß. Es wird uns beschrieben, wie deutsche Ritter nach Tische die Zeit damit hinbrachten, Hasel- und wälsche Nüsse zu essen und dabei ohne Bedacht und Maaß den stärksten Wein zu trinken, welcher auch wohl mit Kräutern und Gewürzen angerichtet war; wie dann in völliger Trunkenheit Einige sehr gereizt und wüthend, Andere dagegen gerührt und zärtlich wurden und anfingen zu weinen; bis sie zuletzt Alle wie todt an der Erde lagen und schrecklich schnarchten.

Das Klima konnten sie bekanntlich nicht ertragen; sie ermatteten in der italienischen Sonne weit leichter, als die kleineren und gedrungeneren Normannen, welche mit ihren Feldflaschen an der Seite in der drückendsten Hitze keinen Kampf scheuten. Letztere fochten freilich hauptsächlich mit der Lanze, wogegen das Schwert die Waffe der Deutschen war, welches weit mehr körperliche Anstrengung erfordert. „Die Deutschen haben," so sagt die Chronik von Monte Casino, „Aehnlichkeit mit ihrem Schnee. So wie sie die Hitze erreicht, werden sie matt und schmelzen gleichsam an der Sonne. Anfangs ist ihr Ungestüm heftig, nachher aber sind sie schwach, wie Weiber."

XVIII.

Als im Jahre 1024 Heinrichs IV. Großvater, Kaiser Konrad II., der erste von unsern vier fränkischen oder salischen Kaisern, gewählt wurde, um über diese weiten Lande zu herrschen, war er ein kleiner Graf im Speier- und Wormsgau, weit geringer an Macht als jene Herzöge, deren Herr er nun sein sollte. Es ist keineswegs leicht, sich auch nur einigermaßen eine deutliche Vorstellung zu machen von den

* Sua non lingua. Landulf sen. Es ist sehr bemerkenswerth, daß „die deutsche Zunge lateinische Worte schwer aussprach." Aus diesem Grunde ward z. B. der Name der Schwester des Pfalzgrafen Friedrich von Goseck († 1088), die Hilaria hieß, in Ouda verwandelt (Chron. Gosec. 21.). Auf der andern Seite mag die Prinzessin Anna Comnena die Führer der Barbaren, welche zum Kreuzzug heranzogen, gar nicht nennen; denn eine hellenische Zunge könnte solche Namen nicht aussprechen.

verwickelten Verhältnissen des deutschen Reiches in jenen Jahrhunderten, der Eintheilung des Landes, der Verwaltung, der Rechtspflege, den unzähligen kleineren und größeren geistlichen und weltlichen Machthabern im Reiche, deren Interessen auf tausendfache Weise collidirten und in einander griffen, und von ihrer Stellung zu ihren Unterthanen und zum Kaiser.

Einfacher waren diese Verhältnisse zwei bis drei Jahrhunderte früher unter Karl dem Großen und seinen nächsten Nachfolgern. Grund und Boden in Deutschland gehörte unter Karl theils dem Kaiser, theils den Bischöfen und Aebten, theils den kleinen und großen freien Leuten, — solchen, die etwa zwei oder drei, und solchen, die Tausende von Grundstücken (mansus) besaßen. Herzöge gab es nicht unter Karl; er oder seine Vorfahren hatten sie beseitigt, da sie dem kaiserlichen Ansehen zu gefährlich waren. Deutschland war, gleich den andern Theilen des karolingischen Reiches, der Verwaltung und Rechtspflege wegen in Gaue getheilt, d. h. in größere oder kleinere Bezirke von einigen Quadratmeilen, welche von einem Grafen regiert wurden. Und diese Gaue zerfielen wiederum in kleinere Bezirke, die sogenannten Centenen, unter eigenen Schultheißen.

Solch ein Graf war ein königlicher Beamter, der dem Könige den Amtseid leisten mußte und frei von demselben ein- und abgesetzt oder in einen andern Gau geschickt werden konnte. Es konnten Freie und Halbfreie, ja selbst königliche Freigelassene zum Grafenamt gelangen; doch nahm man schon früh Ansässige im Gau, welche mit den eigenthümlichen Verhältnissen in ihrem Bezirk bekannt waren, und für diese war es dann später leicht, sich zu ziemlich unabhängigen Herren im Gau aufzuwerfen.

Innerhalb des Gaus nun reiste der Graf oder ein Stellvertreter mit seinen Schreibern von einer Gerichtsstätte zur andern, versammelte die Schöffen, d. h. Geschworne, die an den einzelnen Orten von den königlichen Sendboten, unter Mitwirkung des Grafen und des Volkes, als besonders redliche und bewährte Männer ausgewählt und vereidigt waren, und ließ durch sie über die vorliegenden Klagefälle das Urtheil finden. Solche Schöffen gab es erst seit Karl dem Großen.

Ferner hatte der Graf die Einkünfte für die königliche Schatzkammer zu erheben und abzuliefern; er berief in Kriegsfällen die

streitbare Mannschaft ein und kommandirte sie; er sorgte dafür, daß Brücken und Straßen im Stande blieben.

Die königlichen Domänen indessen waren in der Regel dem Einflusse der Grafen entzogen. Es kam vor, daß einzelne Domänen einem Grafen übertragen wurden; in der Regel aber waren besondere Beamte für dieselben bestimmt.

Ferner ward die Wirksamkeit des Grafen besonders beeinträchtigt durch die sogenannte Immunität, welche Bischöfe und Aebte für ihre Besitzungen von den Königen erlangten. Ein Kloster oder geistliches Stift, welches solche Immunitätsrechte erhielt, ward mit seinen Besitzungen in den besondern königlichen Schutz aufgenommen. Es ward befreit von den Leistungen an königliche Beamte, die hin und wieder reisten, Herberge und Vorspann verlangten, zu Gericht saßen, Geldbußen einzogen oder bis zur Erlegung derselben Pfänder und Bürgen forderten. Es erhielt wohl auch das Recht, die Einkünfte des Fiskus für sich zu erheben. Es durfte endlich Rechtspflege und Strafgewalt, statt vom Grafen, von Stifts- (oder Kloster-) Beamten ausüben lassen: und zwar anfangs nur über die Stifts- (oder Kloster-) Unterthanen, nachher aber auch über die freien Leute, deren Güter zwischen den Besitzungen des Klosters oder Stiftes lagen.

„Der Bischof (Abt) N.," sprachen die Kaiser in solchen Diplomen, „unser lieber Getreuer, hat uns für seine Kirche (seine Abtei) um Immunität und Reichsfreiheit gebeten, um die Güter seines Bisthums (Klosters) desto sicherer und vollkommener zu besitzen. Wir nehmen daher das genannte Bisthum (Kloster) mit allen seinen Gütern in unsern besondern Schutz (mundiburdium) und gebieten, daß kein öffentlicher Richter, Herzog, Graf oder Vicegraf, keiner von unsern Sendboten, die etwa dort durchreisen, oder sonst irgend eine richterliche Person die Kirchen, Dörfer, Ortschaften und Felder jenes Bisthums (Klosters) betreten, um Gericht zu halten; um Vorspann, Nachtquartier und freie Bewirthung zu fordern; um Bürgen einzuziehen; um Unfreie, Halbfreie oder Freie zum Wiederherstellen oder Ausbessern von Brücken zu zwingen." *

Verwaltung und Bewirthschaftung der geistlichen Güter, sowie

* Ich habe vor Augen das Diplom für Osnabrück 1057 (Möser II. docum.) und für Fulda 1031 (Dronke cod. dipl.).

Rechtspflege und Strafgewalt waren dann also (unter Oberaufsicht des Bischofs oder Abtes) in den Händen der Stifts- oder Klosterbeamten (des Vicedominus, Defensor u. s. f.) Zur Handhabung des königlichen Schutzes wählten sich ferner Bischöfe und Aebte irgend einen mächtigen Herrn in der Nachbarschaft zum Schirmvogt, der jährlich gewisse Ehrengeschenke oder auch bedeutende Lehen erhielt.

So stand also in einem Gau hier ein Ackerhof mit seinen Insassen unter dem Grafen, dort ein anderer unter dem Defensor eines Bischofs oder Abtes, ein dritter unter dem königlichen Beamten.

Um nun die Thätigkeit der Grafen, der königlichen und der kirchlichen Beamten zu überwachen und besonders für eine gehörige Rechtspflege zu sorgen, ernannten Karl und seine nächsten Nachfolger jährlich für einen gewissen Bezirk zwei Sendboten, gewöhnlich einen Grafen und einen Bischof. Ein solcher Bezirk war oft sehr groß: für ganz Schwaben z. B. wurden nur zwei Sendboten ernannt.* Sie bildeten an des Kaisers Statt in allen Sachen die höchste Instanz; sie stellten Untersuchungen an über die öffentlichen Zustände, über die Verwaltung und Justiz, beriefen Landtage, wo geistliche und weltliche Machthaber und Beamte erscheinen mußten, und legten daselbst Gesetzentwürfe vor: sie erledigten die Rechtsstreitigkeiten, welche die Grafen nicht entschieden hatten; sie ernannten die Stellvertreter (vicarii) der Grafen, Schreiber und auch Schöffen, beaufsichtigten die Krongüter und die Vollziehung der Gesetze über den Heerbann.

XIX.

Im elften Jahrhundert bestand diese Gauverfassung noch; aber sie war allenthalben durchbrochen und ging ihrer Auflösung entgegen, seit die immunen Sprengel der Geistlichkeit sich so ungemein erweitert, in manchen Gauen das Grafenamt geradezu den Bischöfen übertragen war, viele Grafen sich mehrerer Gaue zu bemächtigen gewußt, und die kleineren Freisassen ihre frühere Freiheit großentheils verloren hatten.

Das Lehnwesen hatte sich entwickelt, und zwar auf folgende Weise. Schon die alten fränkischen Könige hatten sich als ausgewählte Dienerschaft, als Hausbeamte und nächste Umgebung am

* Stälin Wirtemb. Gesch. I.

Hofe und auf Reichstagen, ein Gefolge von sogenannten Antrustionen* gebildet. Das waren Leute aus den verschiedensten Ständen: freie Franken, Romanen, halbfreie Franken, ja Freigelassene, die den Eid der Treue in die Hand des Königs ablegten, mancherlei Vortheile für ihre Dienste zogen und eine besonders bevorzugte Stellung im Reiche einnahmen.

Allmälig geschah es, daß nach jenem Beispiele überall freie Leute sich in die Dienste des Königs oder irgend eines reichen Grundbesitzers begaben, ihm Treue schwuren, sich zu bestimmten Diensten verpflichteten, und dafür von ihm Grundstücke oder Zölle und andere Einkünfte auf bestimmte Zeit als Lehen (beneficia, später auch feoda) erhielten. Derjenige, welcher das Lehen gab, war der Lehnsherr (senior); der, welcher es empfing, sein Vasall oder Lehnsmann. Seitdem zerfielen alle Grundstücke in zwei Klassen: sie waren entweder Alodien, d. h. freier Besitz, für welchen man keinem Lehnsherrn verpflichtet war; oder sie waren Lehen, d. h. solcher Besitz, für welchen man Vasall irgend eines geistlichen oder weltlichen Herrn wurde.

Sobald dieß Wesen seinen Anfang nahm, und damit gewissermaßen aller Besitz unsicher, jedenfalls für mächtige Leute leicht vermehrbar wurde, fuhr in die Gemüther eine Habgier und Begehrlichkeit nach Schenkungen und Uebertragungen aller Art, die oft höchst schamlos und widerwärtig erscheint.

Auf der einen Seite fielen die großen, geistlichen und weltlichen, Grundbesitzer über die kleinen freien Leute her und zwangen sie durch Plagen jeder Art, ihnen ihre geringen Ländereien unter mancherlei Formen zu schenken, z. B. so, daß sie den Nießbrauch derselben für ihre, ihrer Kinder, selbst ihrer Enkel Lebenszeit behielten und nur eine jährliche Abgabe an Bier, Korn, Brot, Ferkeln oder dergleichen entrichteten, oder bestimmte Feldarbeit thaten. — Schwer lastete unter Karl dem Großen auf dem kleinen Freisassen die Pflicht, jährlich mit Schild und Lanze, oder Pfeil und Bogen, und Lebensmitteln auf drei Monate zum Kriegsdienst ausrücken zu müssen, — und das ward von den reicheren Geistlichen und Laien weidlich benutzt. Karl mußte es erleben, „daß Bischöfe, Aebte, Grafen und Schultheißen freie Leute,

* Walter: deutsche Rechtsgeschichte. §. 69.

welche ihr Eigenthum nicht von ihnen als Lehen annehmen wollten, bei irgend einer Gelegenheit zu verurtheilen suchten und ewig in den Krieg schickten, bis sie arm geworden und nun ihr Eigenthum verkaufen oder jenen übergeben mußten; — während Andere, welche Lehnsleute geworden, ruhig zu Hause saßen." * Und das Umherlaufen und Betteln und Predigen der Geistlichen bei begüterten Wittwen und bejahrten Leuten, damit sie um ihrer Seligkeit willen vor ihrem Ende der Kirche wenigstens einen Theil ihrer Habe vermachten, nahm mit der Zeit eher zu, als ab.

Auf der andern Seite wurden später die reichen Klöster und Stifter von weltlichen Machthabern um Ueberlassung ihrer Güter als Lehen gedrängt, und hatten dabei oft schwer zu leiden. Graf Leutold von Achalm, Gründer des Klosters Zwiefalt an der Donau (1092), verbot den Mönchen ausdrücklich, einen Ritter als Klostervasallen anzunehmen. „Mönche", sagte er, „die Ritter halten, haben nie Frieden. Sie theilen die Klostergüter unter sich und richten Vieles durch ihre Streitigkeiten und Fehden zu Grunde. Wie sollten unkriegerische Mönche sich ihrer erwehren, da kaum die eigenen Herrn, ja selbst Tyrannen nicht, sie bändigen können?" — Wo aber den Klöstern ein mächtiger Schirmherr fehlte, in Kriegszeiten, wo der Kaiser fern und sonst kein Schutz in der Nähe war, verübten wohl, gerade im 11. Jahrhundert, einzelne Ritter alle nur erdenklichen Gräuel, um einen Abt zu zwingen, daß er ihnen Klosterbesitz als Lehen überließe. Sie verbrannten die Saaten, erschlugen die Klosterknechte, brachen in die Kirche, beraubten die Altäre, prügelten die Mönche, legten ihnen Stricke um den Hals, zerrten sie umher, und vollführten andere Sachen, wie sie uns im Simplicissimus aus dem dreißigjährigen Kriege berichtet werden. „Dann," heißt es weiter in dem Bericht des Abtes, „machten sie mit uns einen Vertrag, wurden unsre Vasallen und schwuren Treue." **

Im 11. Jahrhundert gab es nur noch Wenige, selbst unter den Grafen, die nicht Vasallen eines geistlichen oder weltlichen Fürsten gewesen wären, und diese Wenigen werden überall besonders hervor-

* Diese Form der Uebertragung, wobei Jemand sein Gut einem Machthaber übertrug, um es von ihm zum Nießbrauch zurückzuerhalten, hieß Prekarei.

** Chron. Farfense.

gehoben als „Männer, die in ausgezeichneter Freiheit lebten“ wie Konrad, Heinrichs IV. Großvater.

In früherer Zeit dagegen hielten manche Edle ihr Haus für beschimpft, wenn Einer ihres Namens Lehnsmann wurde. Jedermann weiß, mit welchem Schmerz der Welfe Eticho die Kunde vernahm, daß sein Sohn Heinrich Kaiser Arnulfs Vasall geworden, ihm den Lehnseid geleistet und dafür 4000 Grundstücke in Oberbaiern zu Lehen erhalten hätte. Da glaubte er, daß sein Adel und seine Freiheit ganz verloren sey, klagte sein Leid seinen Freunden und zog sich mit zwölf derselben nach Ammergau im oberbairischen Gebirgslande zurück, um dort den Tod zu erwarten. Seinen Sohn wollte er nicht mehr sehen.

XX.

Die Nation zerfiel demnach (wenn man von der Geistlichkeit absieht) im Allgemeinen in zwei Theile. Sie bestand aus den Rittern, welche mit dem Schwertgehenk umgürtet zu Kriegen und Fehden auszogen, und aus den Bauern, welche die Felder des Königs, der geistlichen und weltlichen Fürsten und Edeln bebauten oder ein Handwerk trieben, und keine Ritterwaffen tragen durften. In beiden Klassen fanden sich wieder die mannigfaltigsten Unterschiede und Abstufungen, welche zu schildern hier nicht der Ort ist.

Doch war dem Bauern der Eintritt in den Ritterstand nicht abgeschnitten. Wie manche Herrn im Ritterstande jetzt die höchsten Stellen einnahmen, deren Vorfahren etwa Hofbediente gewesen — (wie in Frankreich der mächtige Graf Odo von Champagne von ganz niedriger Herkunft, aber doch mit Königen und Kaisern nahe verwandt war) — so konnte auch jetzt ein Bauer, der von seinem Herrn Waffen erhielt, sich als reisiger Knecht durch Tapferkeit hervorthun, ein Lehen erwerben und so Gründer eines ritterlichen Geschlechtes werden.

Geistliche und weltliche Große wählten gerade unter ihren Unfreien tüchtige Leute aus und gaben ihnen Ritterwaffen, Lanze und Schwert, um ein Gefolge zu haben, auf dessen Treue sie ganz besonders bauen konnten. Das waren die sogenannten Ministerialen, ein höchst eigenthümlicher Stand, der also aus Unfreien bestand, welche gleichwohl oft sehr große Lehen besaßen, neben den vornehmsten Rittern ihre Stelle hatten und selbst Gründer adliger Geschlechter

wurden.* Sogar unter den Reichsfürsten des 11. Jahrhunderts befanden sich kaiserliche Ministerialen.**

Erst im 12. Jahrhundert bildete sich die Ansicht aus, daß nicht Tapferkeit, Waffenruhm und ritterliche Gesinnung den Ritter ausmachten, sondern daß vor allen Dingen die Vorfahren Ritter gewesen seyn müßten.

Die Städte bildeten freilich eine Welt für sich. Kaufleute sollten allerdings (seit dem 12. Jahrhundert) das Schwert an den Sattel hängen, wenn sie auf Reisen gingen, damit man sie nicht für Ritter hielte; allein, wenn gleich in den Städten die Handwerker zinspflichtig und auch die wohlhabendsten Kaufleute zu bestimmten Diensten für den Bischof oder Burggrafen verpflichtet waren, so kann man diese Bürger, welche zum Theil so reich waren, daß sie gleich den Fürsten Klöster zu gründen vermochten, schon deßhalb nicht den Bauern gleichstellen, weil ihr Vermögen, wenigstens gegen Ende des Jahrhunderts, selten mehr in der Weise der Herrschaft gehörte, wie es mit dem der Bauern meist der Fall war.*** Ich werde weiter unten davon handeln.

Herzöge hatten sich schon längst, meist eigenmächtig, unter den einzelnen Stämmen erhoben: in Sachsen seit Ludwig dem Deutschen; in den übrigen Provinzen seit dem Anfang des 10. Jahrhunderts. Doch gab es in Franken seit 939 keinen Herzog; die Bischöfe von Würzburg übten dort zum Theil die herzogliche Ge-

* Bei Guden syll. p. 110 heißt es z. B. in einer Urkunde, nachdem mehrere Ritter als Zeugen genannt sind: „et hi milites: quidam liberi, quidam ministeriales.“ Sehr gut läßt sich das Entstehen dieser Art von Rittern begreifen durch eine Stelle bei Ortlieb über die Gründung von Kloster Zwiefalt (1092): „Einige von unsern Unfreien leisten den Dienst, daß sie den Abt, Prior, Probst, oder sonst einen Mönch, der weggeschickt wird, mit ihren Pferden begleiten. Dafür erhalten sie gewisse Lehen. Sie wünschen, Namen und Recht jener Leute zu haben, die wir Clienten oder Ministerialen nennen. Aber so hochmüthige Leute haben wir noch nicht, die in Ritterwaffen mit uns reiten dürften oder sich schämten, den Quersack eines Mönches auf ihr Pferd zu nehmen.“

** Markgraf Werner von Ankona (um 1100). Bei Lambert 1069 kommen Ministerialen des Erzbischofs von Mainz vor „reiche und vornehme Leute“.

*** Zu Köln wollte Erzbischof Anno allerdings 1074 ohne Weiteres das Schiff eines Kaufmanns für seinen Gebrauch (oder vielmehr für den Bischof von Münster) in Beschlag nehmen; aber seine Diener wurden mit Gewalt zurückgetrieben.

walt. * Ebenso versahen in Friesland die Bischöfe von Utrecht und Bremen und die Grafen von Holland das Amt des Herzogs.

Wenn man bedenkt, daß in einem Herzogthum neben dem Herzog, in dessen Hand die höchste Gewalt ruhte, eine Menge größerer und kleinerer Machthaber geistlichen und weltlichen Standes lebten, alle mehr oder weniger selbständig: Markgrafen, um die Gränzen zu schützen; Pfalzgrafen, um an des Königs Statt Gericht zu halten; Grafen, deren frühere Wirksamkeit, wenn auch beschränkt, doch immer noch fortdauerte; Edelleute, mit größerem oder geringerem Besitz; Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, die ihre weitläufigen Ländereien, Schlösser und Dörfer, ihre Beamten und ihre Geistlichkeit zu überwachen hatten, — nicht ohne vielfache Kämpfe und Streitigkeiten mit den Städtern, den Vögten, den Kastellanen oder Burggrafen an den Bischofssitzen, oder mit benachbarten Rittern; Städte endlich, die Sitze des Handels und der Gewerbe: — so begreift man, wie sich im Reich die eigenthümlichsten Sphären in reicher Mannichfaltigkeit neben einander erhoben, und wie die verschiedenartigsten Interessen in bunter Mischung gährten und brandeten.

Und dieß um so mehr, da die Besitzungen der einzelnen Fürsten oft so weit aus einander lagen; wie z. B. das Kloster Fulda Güter besaß von der Schweiz bis nach Friesland, so daß wohl unter den Fahnen aller Herzöge im Reich Vasallen des Abtes von Fulda zu finden waren; oder wie die Besitzungen des Pfalzgrafen Rapoto zu Regensburg, eines der wenigen Fürsten, deren Treue gegen Heinrich IV. nie gewankt hat, so ausgedehnt waren, daß er von Regensburg bis nach Rom reisen und doch sein Nachtquartier stets auf eignem Grund und Boden aufschlagen konnte.

XXI.

Welches war nun in einem so beschaffenen Staate die Stellung und Macht des Kaisers?

Zunächst behielten die fränkischen Kaiser natürlich ihre Besitzungen im Speier- und Wormsgau. Hauptsächlich indessen bestritten sie ihren

* So Adam von Bremen III. 45. Ekkehard. de cas. S. Galli († um 1036) sagt, Franken hätte dem königlichen Fiskus gehört; — fisco regio peculiariter parebat. Im Jahre 1075 kommandirte allerdings Heinrich IV. die „Vangionen", d. h. die Rheinfranken (Wormser), und sie führten die königliche Fahne.

Hofhalt vom Ertrage der Krondomänen (auch Kammer- und Fiskusgüter genannt), welche durch das ganze Reich zerstreut lagen, von königlichen Beamten bewirthschaftet wurden und, wenn auch seit Karl dem Großen durch vielfache Schenkungen vermindert, immer noch bedeutend genug waren. Dazu kamen noch freiwillige Gaben, womit man die Gunst des Kaisers zu erwerben trachtete, mancherlei Gefälle, namentlich von Zöllen auf Flüssen und Handelsstraßen, Geldbußen, und vor Allem Naturallieferungen, welche dem Hofe da, wo er gerade verweilte, geleistet wurden. Denn die Kaiser hatten, wenn auch Lieblingssitze, doch keine feste Residenz; vielmehr pflegten sie im ganzen Reiche von einer ihrer Pfalzen (palatia) zur andern, von einem Bischofssitz zum andern zu reisen. Dabei gingen ihnen dann Beamte voran, um unterwegs Quartier zu bestellen und für den nöthigen Unterhalt zu sorgen; — nicht ohne dabei zuweilen üble Begegnung zu erfahren. Als z. B. Kaiser Heinrich II. einst mit seinem Gefolge bei dem tollen Bischof Megingaud von Eichstädt einkehren wollte — er war auf dem Wege nach Regensburg, um dort Ritterspiele zu halten — zählte sein Beamter dem Bischof auf, was er zu liefern hätte. Als er nun auf den Wein kam, schrie Megingaud, der sich von seinem Würzburger nicht trennen wollte: „Du Schelm! Dein Herr ist wahnsinnig; kaum kann ich mich nähren und soll dir so viel liefern? Ich habe ein kleines Fuder Wein von meinem Collegen, dem Augsburger, und zwar zu Messen. Bei St. Willibald, davon soll kein Tropfen in Deines Herrn Mund gehn." Er besänftigte den Kaiser durch Uebersendung einiger kostbarer Tuchballen.*

Jedenfalls ward es als Zeichen tiefer Demüthigung angesehen, wenn der Kaiser die Kosten seines Hofhaltes für sein Geld bestreiten mußte, wie es Heinrich dem IV. Weihnachten 1073 zu Worms geschah, als der Verrath der deutschen Fürsten seinen Anfang genommen und Heinrich „ganz anders das heilige Fest beging, als es

* *Anonym. Haserensis. 23.* Einst reiste ein Beamter Heinrichs II. durch Eichstädt und forderte Verpflegung. Als Megingaud ihn fragte, warum er nicht eigene Reisezehrung mitgenommen, brachte Jener frivole Gründe vor, wie gewöhnlich (ut soleut), und sagte, er hätte Nichts. Da indessen unter seinem Gepäck eine Menge Proviant wahrgenommen wurde, ließ der Bischof ihn vom Tische reißen und durchpeitschen, schenkte ihm einen Pelz und ließ ihn laufen. (ib. 20.)

der königlichen Majestät geziemte. Denn es kamen weder die Lieferungen von den Krondomänen ein, noch leisteten Bischöfe oder Aebte oder andere Machthaber die üblichen Dienste, sondern für schnödes Geld (vili precio) wurden die zum täglichen Unterhalt nöthigen Sachen gekauft.“ *

Der Hof ward zunächst gebildet durch die Beamten weltlichen und geistlichen Standes; dann aber befanden sich gewöhnlich einzelne Bischöfe und Grafen im Gefolge des Kaisers, welche etwa als besonders treu und klug an die Spitze der Geschäfte berufen waren, wie unter Heinrich III. Bischof Gebhard von Eichstädt, unter Heinrich IV. Benno von Osnabrück, und Graf Eberhard von Nellenburg, Ulrich von Godesheim, Friedrich von Hohenstaufen. Zur Erledigung wichtiger Geschäfte und zur Besprechung über allgemeine öffentliche Interessen luden die Kaiser von Zeit zu Zeit die Fürsten zu besondern Curien oder Fürstentagen ein. ** Auch sonst fanden sich beständig Herzöge und Grafen, Bischöfe und Aebte, Ritter und Bauern, Deputationen von Bürgern u. dgl. ein, die um eine Gunst zu bitten oder eine Klage vorzubringen hatten; besonders aber Schwärme von Geistlichen, um durch elegante Bildung, Gelehrsamkeit und Witz, oder Gewandtheit in Geschäftssachen die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich zu lenken und für treue Dienste etwa eine Abtei oder einen Bischofssitz zu erlangen.

So herrschte denn am Hofe ein munteres, vielbewegtes Treiben: *** Herzöge und Bischöfe sah man mit dem Kaiser oder dem Kanzler verhandeln, hinter ihnen ein Gefolge von Rittern in kostbaren Pelzen oder Purpurmänteln, mit dem scharlachrothen Schwertgürtel prangend †, mit goldenen Sporen klirrend, — oder auch in bescheideneren Kleidern; an schönen und geputzten Frauen im Gefolge der Kaiserin wird es nicht gefehlt haben; Weltgeistliche, oft reich und aus vornehmen Geschlechtern, in seidenen Gewändern, die Hände mit glänzenden Ringen geschmückt, verhandelten über Geschäftssachen, Bauten

* Lambert. 1074.

** Duces, quorum potissimum auctoritate, si res tranquillae essent, summam publicorum negotiorum disponi oportuerat. id. 1076.

*** Ich habe vor Augen die Curie in Lüttich Ostern 1071 und in Halberstadt im Juni 1071.

† „Balteus bis cocco tinctus.“ Kosmas.

u. dgl. oder unterhielten sich mit Anekdoten aus dem Leben, oder aus Cicero und Macrobius; Aebte, die über ihren Vogt, Mönche, die über ihren Abt, Bürger, die über ihren Bischof Klage zu führen hatten, fanden sich ein; zahlreiche Dienerschaft und Bewaffnete gingen ab und zu; — und draußen wimmerten und ächzten die Schaaren von Bettlern, Krüppeln und Kranken, die dem Hof überall nachzogen, vor den Kirchen auf den Kaiser warteten, oft sich bis zum Speisesaal drängten, und selbst wenn er zu Felde lag, vor sein Kriegszelt krochen und nach Speise jammerten.

Wie ein Ort, an welchem die Kaiser gern verweilten, schnell aufblühen konnte, zeigt das Beispiel von Goslar, wo unter Heinrich III. nur eine Mühle oder Jägerhütte stand, und welches in 30 Jahren ein reicher Ort wurde, nachdem Heinrich III. eine Pfalz und zwei Münster dort gebaut hatte. Speier war vor den fränkischen Kaisern arm und mit seinen alten, überall einstürzenden Häusern kaum mehr ein Bischofsitz zu nennen, „aber durch den Eifer und die Frömmigkeit der Kaiser, die dort begraben liegen, ward es groß. Aus dem ganzen Reiche liefen die Geistlichen dort zusammen, weil die Kaiser den Ort so liebten, und auch die Wissenschaften daselbst so in Blüthe kamen.“

XXII.

Es ist bekannt, daß die Kaiser sich weniger auf die weltlichen Fürsten verlassen konnten, als auf die geistlichen, welche sie daher „mit so bedeutenden Lehen bereichert hatten, daß das Reich vornehmlich durch die Macht der Bischöfe und Aebte vertheidigt werden mußte.“ *

Für das Verhältniß der Herzöge zum Kaiser ist bezeichnend der Bericht des Mönches Widukind über den Regierungsantritt Heinrichs I. Sachsen und Franken wählen ihn. „Da er so König geworden, zog er gegen Herzog Burkhard von Schwaben. Der, ein unerträglicher Störenfried, sah doch ein, er könne Heinrichs Angriff nicht aushalten, und ergab sich mit seinem Volk. Dann zog er nach Baiern gegen Herzog Arnulf und belagerte ihn in Regensburg. Und

* Worte des Pabstes Paschalis 1111.

da Arnulf sah, daß er nicht widerstehen konnte, öffnete er die Thore und ergab sich mit seinem Reiche."

Sie gehorchten eben dem Kaiser, wenn er mächtig genug war, sie mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen. Selbst Otto der Große, dieser thatkräftige, siegreiche Kaiser, hat Zeiten erlebt, wo er nahe daran war, gleich Heinrich IV. durch die rebellischen Herzöge seine Krone zu verlieren.

Im Lehnswesen selbst war es begründet, daß die Vasallen mehr in Versuchung waren, sich gegen den Lehnsherrn zu empören, als ihm treu und gewärtig zu sein. Wer ein Lehn hatte, oder sonst ein Amt bekleidete, von den Herzögen bis zu den Hofbedienten eines Bischofs herab, beabsichtigte natürlich, bei Lebzeiten möglichst frei in demselben schalten zu können und es auf seine Kinder zu vererben. Hielt er die geschworene Treue, so war es selbst da zweifelhaft, jedenfalls in des Lehnsherrn Belieben gestellt, ob sein Sohn einst an seine Stelle treten, ob nicht eine andere Familie die Früchte seiner guten Verwaltung pflücken, und die Seinen etwa wieder in die unbedeutende Stellung zurücktreten würden, aus welcher er sie eben erhoben hatte. Hatte er dagegen die Macht, um eine Empörung wagen zu können, so durfte er hoffen, vielleicht den lästigen Titel des Lehens von seinem Besitz abzuschütteln.

Die Tendenz, die Lehen gleich den Allodien erblich zu machen, war allgemein. „Die Laien," sagt Peter Damiani, Cardinal und Bischof von Ostia „, bestürmen uns und betteln um Kirchengüter: es solle ja nicht auf ewig sein; eben nur auf Lebenszeit; — aber so wie sie das Lehen haben, ist es, als wäre die Urkunde darüber mit demantnem Griffel in Erz gegraben." Auch ward überall von Erbrecht gesprochen, als wenn das eine unbestrittene Sache wäre. In Frankreich schreibt ein Graf Odo von Chartres an König Robert I., er (der König) habe geäußert, er wolle ihm seine Lehen nehmen; allein er habe dieselben geerbt und besitze sie „von Gottes Gnaden". Die Lehen gehörten nicht zu den königlichen Kammergütern, sondern seien von Odos Vorfahren auf ihn gekommen. *

Daß gerade durch diese Lehnverhältnisse und die schreckliche

* Bei du Chesne IV.

Habgier, welche sie erzeugten, jede Treue schwand und selbst die heiligsten Bande der Verwandtschaft zerrissen wurden, ward als ganz allgemeine Erfahrung in jenen Zeiten selbst empfunden. „Lassen wir," so spricht ein Schriftsteller aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts, „den Jüngling mit allen Freuden zur Schwertleite gelangen, da fängt erst seine Arbeit an: er muß spät und früh um diese arme Ehre sorgen, wie er seine Lehen Tag für Tag mehren möge; volle Treue oder Huld darf er von seinen nächsten Verwandten nicht erwarten. Will er in Sanftmuth leben, so ist seine Ehre bald dahin, seine Genossen werden ihn verstoßen; will er ungetreu sein, so ist seine Seele verloren. Früh und spät muß er auf der Hut sein gegen Verrath." *

Jedenfalls waren die Herzöge, deren Macht kaum größer werden konnte, geneigt, sich vom Kaiser unabhängig zu machen. Ob ihre Grafen und Ritter sie dabei unterstützten, hing von den Umständen ab. Vielleicht ließen sie sich durch die Aussicht auf Beute verlocken. Aber ebenso konnten sie auch hoffen, vom Kaiser belohnt zu werden, wenn sie treu blieben. Als 1106 Herzog Heinrich von Niederlothringen für Heinrich IV. focht, nahm Graf Gottfried von Löwen die Partei Heinrichs V. und erhielt in der That dafür später die Herzogswürde.

Die Aussicht auf materiellen Vortheil entschied fast allemal. Auch das Schicksal des Grafen Otto von Nordheim (Herzogs von Baiern bis 1070) beweiset das. Wir werden später davon handeln.

Herzog Ernst von Schwaben versammelte, da er sich gegen seinen Stiefvater Kaiser Konrad II. empören wollte, seine Ritter, deren er sehr treffliche hatte, erinnerte sie an ihren Lehnseid und ermahnte sie, ihn nicht zu verlassen; wenn sie ihm treu blieben gegen den Kaiser, so würde es ihnen und ihren Nachkommen reichen Lohn, Ruhm und Ehre bringen. Aber die Ritter, denen das Unternehmen gefahrvoll schien, und die gerade dem Kaiser Konrad sehr ergeben waren, antworteten: ** „Wir läugnen nicht, daß wir euch Treue geschworen

* *Heinrich:* Rede von des todes gehügede (Erinnerung). Gödeke's Mittelalter, S. 88, 20 ff.

** D. h. der Geschichtschreiber Wippo läßt sie so sprechen.

haben gegen Jedermann, nur nicht gegen den, durch welchen wir euch untergeben sind. Wären wir Leibeigene unseres Königs und Kaisers gewesen und von ihm an euch zu Eigen überlassen worden, dann dürften wir uns freilich von euch nicht lossagen. Da wir aber freie Männer sind und in dieser unserer Freiheit den höchsten Schirmherrn am König und Kaiser selbst haben, so verlieren wir, wenn wir ihn verlassen, diese Freiheit, welche doch ein Mann von Ehre nur mit seinem Leben aufgibt. Daher wollen wir euch gehorchen, wenn ihr in einer ehrlichen und gerechten Sache unsern Dienst verlangt; begehrt ihr aber etwas Anderes, so werden wir euch nicht folgen."

Wie dagegen die sächsischen Großen es verstanden, „durch listiges Zureden" * nicht nur ihre Ritter gegen Heinrich IV. aufzuhetzen, sondern auch aus ihren Bauern einen schlechtbewaffneten Landsturm gegen „den Tyrannen" zu bilden, werden wir später sehen.

Es war einer der Hauptunterschiede zwischen diesem Lehnsverbande und den altgermanischen Gefolgschaften, welche Tacitus beschreibt, daß bei den letzteren eine Hingebung an die Person des Fürsten Statt fand, im Lehnstaate dagegen die Treue sich nur an das Lehen knüpfte, und die Treue des Vasallen regelmäßig aufhörte, sobald kein Vortheil mehr vom Lehnsherrn zu ziehen war.

Wenn bei einem geächteten und gefallenen Herzog, wie Ernst von Schwaben (1030) oder Otto von Nordheim (1071), einige Hunderte von Rittern bis zum Tode aushalten, so wird man immer annehmen müssen, daß dieß meist Ministerialen oder Waffenbrüder gewesen sind. **

Unter diesen Umständen befolgten die fränkischen Kaiser folgende Politik: Zunächst hatten sie die mächtigen Bischöfe und Aebte auf ihrer Seite mit ihren bedeutenden Streitkräften, welche allein schon den Herzögen gewachsen waren; — und sollte gar ein Bischof auf Verrath sinnen, so fand er jedenfalls den heftigsten Widerstand bei den Bürgern seiner Stadt, welche unbedingt treu am Kaiser hingen. ***

* „Callidis exhortationibus." Lambert. 1076.

** Solche Waffenbrüderschaft hatte z. B. Otto von Nordheim mit dem jüngern Dedo von der Lausitz geschlossen, der 1069 ermordet wurde.

*** Sächsische Städte, wie Magdeburg und Halberstadt, machten eine

Ferner begünstigten sie die kleinen Vasallen der Fürsten in solchem Maße, daß sie, wie wir gesehen, die Letzteren bei etwaigen Empörungsversuchen nicht unterstützten. Von Kaiser Konrad wird ausdrücklich berichtet, „er habe die Gemüther der Ritter dadurch sehr für sich gewonnen, daß er nicht litt, daß man die Lehen der Aeltern den Kindern nahm.“ *

Mit einem Worte: es lag im Interesse der Kaiser, sich bei den großen Vasallen der Tendenz der Erblichkeit aus aller Macht zu widersetzen, die kleinen Vasallen dagegen bei dieser Tendenz zu unterstützen; denn nur so konnten sie durch die kleinen Vasallen die großen im Zaum halten.

Ritter in Frankreich u. Deutschland

XXIII.

Es wäre allerdings ein großes Mißverständniß, wenn man sich die Ritter jener Zeit vorstellen wollte, wie sie in Fouqué'schen Romanen geschildert werden. Das eigentliche Ritterthum, mit seinen sublimen Absonderlichkeiten, seinem phantastischen Wesen und seinen Illusionen, hat in Deutschland selbst in späterer Zeit nicht solche Ausbreitung gehabt, wie z. B. in Frankreich. Im eilften Jahrhundert ist davon in Deutschland kaum eine Spur zu finden.

Doch kann man in den französischen Geschichtschreibern des elften Jahrhunderts wohl das allmälige Entstehen jener abenteuerlichen Bildung verfolgen, die dann in späterer Zeit vollendet auftritt, wie ein Gemisch aus germanischer Treue, ** normannischer Thatkraft,

Ausnahme; jedoch waren sie im Vergleich mit Köln, Mainz, Würzburg u. s. w. unbedeutend. Auch war wenigstens Halberstadt seit 1088 wieder gut kaiserlich. Magdeburg verhielt sich passiv.

* So Wippo. Konrads Edikt über die Lehen sagt (Pertz, IV.): „Um Lehnsherrn und Ritter mit einander auszusöhnen, setzen wir fest, daß kein Ritter eines Bischofs, Abtes, einer Aebtissin, eines Markgrafen oder Grafen ohne eine bestimmte und erwiesene Schuld sein Lehn verliere, nach unsern Gesetzen und dem Urtheil seines Gleichen.“ Ferner: „Wir befehlen auch, daß wenn ein Ritter stirbt, sein Sohn das Lehn erhalte.“

** Mit feinem Takt findet Tacitus dieß Element der Treue heraus, welches mit den Germanen gleichsam als ein neuer Bestandtheil der menschlichen Cultur auftritt. Denn den Alten war dieser Begriff von Treue und Ehre unbekannt. Wo er erzählt, daß die Germanen auch wohl sich selbst und ihre Freiheit verspielten, fügt er hinzu: „So groß ist ihre Konsequenz auch in verkehrten Dingen. Sie selbst nennen das Treue.“ Ipsi fidem vocant. — Dasselbe würde er gesagt haben, wenn er erlebt hätte, daß etwa ein überwundener Ritter ruhig auf

altgallischer Ostentation und gaskognischem Gaukelwesen, — natürlich nicht ohne edlere Grundsätze und Bestrebungen, obwohl ihr Ideal faktisch nie bestanden hat, und die ältesten Troubadours bekanntlich klagen, die gute alte Ritterzeit sey verschwunden.

Ich will hier spezieller auf diesen Gegenstand eingehen, weil durch jene Verhältnisse in Frankreich die ähnlichen in Deutschland vielfach erläutert werden.

Die Sitte, daß edle Jünglinge an den Hof gehen, als Knappen des Königs (regis armigeri) dienen und von demselben dann Ritterwaffen erhalten, findet sich schon; ferner die, zwar uralte, seit dem elften Jahrhundert jedoch mit religiösen Formen begleitete, feierliche Wehrhaftmachung, wenn z. B. Erzbischof Lanfranc von Canterbury Heinrich, den Sohn Wilhelms des Eroberers, erst in den Wissenschaften unterrichtet, „ihm, da er in das Jünglingsalter tritt, zur Vertheidigung des Reiches die Waffen überreicht, den Panzer anlegt, den Helm auf das Haupt setzt, und als dem Sohn eines Königs und Sprößling eines königlichen Geschlechts den Schwertgürtel der Ritterschaft im Namen des Herrn umlegt." *

Dabei ward ein Rittereid abgelegt, wenigstens geschah es so in Deutschland. Im Jahre 1075 erinnerten die sächsischen Ritter Diejenigen, welche für Heinrich kämpften, an den Rittereid, den sie gemeinschaftlich beim Namen Gottes geschworen. **

Besonders sind es in Frankreich die Berichte über Aenderungen in Tracht und Sitte, welche das spätere Ritterthum ankündigen. Schon unter Robert I. vernehmen wir Klagen, es wären mit seiner Gattin Constanze, der Tochter des Grafen Wilhelm von Toulouse, aus Aquitanien und Auvergne nach Franzien und Burgund höchst leichtfertige Menschen gekommen, mit unschicklichen Sitten und Kleidern, absonderlichen Sätteln und Zaumzeug, unpassender Kopfbedeckung, rasirt wie Schauspieler, mit ganz sonderbaren Stiefeln und

der Erde liegen bleibt, und wartet, bis sein Gegner sich den Dolch holt, um ihm den Garaus zu machen. Selbst einem Spartaner würde eine solche fides unvernünftig geschienen haben, so sehr er auch die Leichtfertigkeit tadeln mochte, mit welcher ein Archilochus sich über den Verlust seines Schildes tröstete.

* Orderic. Vital.

** Lamb. 1075. Obtestantur per deum, per cujus nomen in unius ejusdemque militiae sacramenta jurassent.

Sporen; — und dieß schändliche Beispiel hätte dann die ganze bisher so ehrenwerthe Nation der Franken und Burgunder nachgeahmt, bis sie Jenen gleich geworden an Nichtswürdigkeit und Häßlichkeit. Vergebens hätte die Geistlichkeit dawider geeifert.

Gegen Ende des Jahrhunderts, gleich mit Anfang der Kreuzzüge, werden diese Klagen allgemein, daß die Ritter in Kleidung und Haartracht die väterlichen Sitten verließen, und Bürger und Bauern ihnen darin nachahmten; die jungen Leute nähmen höchst weibische Sitten an; hielten viel auf zierliche Locken und zarten Teint, auf neumodische Sporen, auf schöne Kleider, die gleichwohl Wuchs und Glieder nicht auf schickliche Weise verhüllten; und gewöhnten sich unmännlichen Gang und Manieren an. *

Selbst solche Bravourstücke, daß Ritter an Kreuzwegen hielten und warteten, ob sich Jemand mit ihnen messen wollte, wurden schon in Frankreich geübt. Als die Anführer des Kreuzheeres im Frühjahre 1097 zu Constantinopel vor Kaiser Alexius im Palast standen, ihm den Vasalleid zu leisten, setzte sich ein französischer Ritter, da Alexius gerade aufgestanden, keck auf den kaiserlichen Thron, bis Graf Balduin ihm seine Unschicklichkeit verwies. „Soll denn, meinte Jener, der Kerl allein sitzen, während solche Fürsten vor ihm stehen?“ Als Alexius ihn nachher fragte, wer er wäre, antwortete er: „Ich bin ein ächter Franke, einer von den Edlen. Eines aber will ich Dir sagen. Auf einem Kreuzwege in meinem Lande steht eine alte Kapelle, wo Derjenige, welcher einen Zweikampf sucht, wartet, bis ein Gegner erscheint, der es mit ihm aufnimmt. An diesem Kreuzweg habe ich lange Zeit gehalten, aber vergebens gewartet; denn Niemand wagte es, sich mit mir zu messen.“ — Alexius tröstete ihn auf seine Standrede: in Asien würde er unter den Türken schon Gegner finden, und er riethe ihm, im Kampfe nicht unter den Ersten,

* So klagen Rudolf Glaber, Wilhelm von Malmsbury, Orderich Vitalis. Eadmer erzählt in der historia novorum: „Damals (unter Wilhelm II. von England † 1100) trugen fast alle jungen Leute am Hof die Haare, wie Damen, und kämmten sich alle Tage“ (cotidie pexa); indessen es ging vorher doch nicht zu, wie in Addisons commonwealth of Amazons. Lanfranc in seiner Klosterordnung verlangt ausdrücklich, daß die Knaben, wenn sie aufgestanden sind, sich waschen und kämmen. Daß aber Laien sich rasirten, wie Geistliche, ward in Deutschland zuweilen als Sünde betrachtet. S. Othloni lib. de cursu spir. Petz. thesaur. III.

noch unter den Letzten zu sein, sondern sich lieber hübsch in der Mitte zu halten.

Auch lebte der kerlingische Sagenkreis in den Gemüthern der Normannen und Franzosen und feuerte sie zu Thaten, wenn auch nicht zu Tugenden an. „Wie Robert von Flandern und Hugo von Vermandois unter den Türken mit Lanze und Schwert gewüthet, ruft ein Genosse Tankreds aus, hätte man glauben sollen, Roland und Oliver wären wieder erstanden.“ Dagegen wird man sich vergebens nach einer Andeutung umsehen, ob etwa in Deutschland die freilich weit ältere Nibelungensage im Volke lebendig gewesen wäre.

XXIV.

Im Uebrigen zeigten sich die französischen und normannischen Ritter, besonders unter schwachen Regenten, als die roheſten und wüstesten Menschen; von Treue und loyaler Gesinnung, von Zucht, Gottesfurcht, Schonung des Schwachen und Wehrlosen keine Spur.

Wilhelm der Eroberer war der Mann, sie zu bändigen. „Er warf Fürsten und Gewalthaber in den Kerker, nahm Bischöfen und Aebten ihre Besitzungen, schonte seines eigenen Bruders nicht, und war Keiner, der ihm widerstanden hätte. Den Mächtigsten nahm er Tausende an Gold oder Silber. Dann waren sie im Innersten empört und blaß vor Wuth; er aber achtete ihren Haß für Nichts, sondern Alle mußten seinem Wink gehorchen, wenn sie seine Gunst, oder ihr Gut und Leben behalten wollten.“

Noch auf seinem Sterbebette hatte er gesagt, man solle die Normannen unter strengem Regiment halten, sonst fräßen sie einander. Aber so wie er todt war, und sein Sohn Robert, der Schwächste, Leichtsinnigste und Gutmüthigste aller Menschen, Herzog der Normandie wurde, kam kalter Schrecken über das wehrlose Volk, brennende, zügellose Begier über die Mächtigen. Barone, die auf dem Wege zum Hoflager des Königs sind, hören von seinem Tode, begreifen, daß jetzt die Zeit „der Freiheit“ gekommen, wenden die Pferde, jagen nach ihren Burgen, vertreiben die königlichen Besatzungen — und nach acht Jahren des Raubens, Mordens, Brennens und ruchloser Unzucht ist die Normandie arm und entvölkert. Herzog Robert erreichte durch seine Schlaffheit, daß Volk und Geist-

lichkeit ihm fluchte, und die Barone ihn verachteten. Sein Bruder dagegen, König Heinrich I. von England († 1135), der größte Regent seiner Zeit, den seine Barone spottweise Beauclerc nannten, weil er wissenschaftliche Bildung besaß, hielt wieder auf das Kraftvollste Ordnung. Darum war er vor dem Mordstahl der Barone so wenig sicher, daß er in der Normandie nie ohne starke Wachen schlief, oft sein Schlafzimmer wechselte und stets Schild und Schwert vor seinem Bette hatte.

Nicht anders zeigt sich die französische Ritterschaft; und gerade im elften Jahrhundert war in Frankreich das Königthum ganz ohnmächtig, wenn man etwa die Regierung Heinrichs I. († 1059) ausnimmt. Als derselbe gestorben war, meldete Erzbischof Gervais von Rheims dieß Ereigniß dem Pabst Nicolaus II. mit der tiefsten Betrübniß: „denn ihr wißt, wie zügellos und unbändig die Leute hier zu Lande sind; ich fürchte, es wird der Untergang dieses Reiches sein.“

Alle Chronisten haben zu berichten von der Habgier und Ruchlosigkeit der Barone. Hier fängt ein Bruder den andern und läßt ihn sein Leben lang im Verließ schmachten, um seine Güter zu besitzen; dort läßt ein Ritter seinem Bruder die Augen ausstechen und die Zunge ausschneiden, aus Gier nach seinem Besitzthum; ein anderer Ritter besucht einen Freund, arglos und ohne Waffen, wird ergriffen und geblendet. Abt Süger von St. Denys erzählt unter Anderem, wie sich zwischen steilen Felsen an der Seine, mit wenigen beschwerlichen Zugängen, eine Veste erhoben hätte, „grausig, wie der Zugang zum Tartarus,“ welche er Guido's Fels nennt. Nach einer Reihe von argen Frevlern wohnte nun dort ein Ritter, Namens Guido; der beschloß, ein ordentliches Leben zu führen. Sein eigener Schwiegersohn, ein Normanne, faßt den Plan, ihn seiner Besitzungen zu berauben. Eines Sonntags in der Frühdämmerung kommt er mit seinen Genossen verkappt in die Kirche am Fuß der Burg, wohin Guido zum Gottesdienst gegangen war. Sie stürzen auf ihn los und erschlagen ihn; vergebens wirft sich sein Weib über ihn, sie wird an den Haaren fortgezogen, halb todt geschlagen; die Kinder werden an den Steinen zerschmettert. Die Frau rafft sich noch einmal vom Boden auf, schleppt sich zu ihres Mannes Leiche, umschlingt sie,

ist nicht von ihr zu reißen. Die Normannen warfen sie mit den Leichen zusammen hinaus. Bald freilich belagerten französische Barone die Burg. Einige bewilligten den Normannen freien Abzug; Andere aber, die nicht darum wußten, schrieen über Verrath, stürzten sich auf die Belagerten, als sie die Thore geöffnet, spießten Lebende und Todte auf Lanzen und wirbelten sie die Felsen hinunter.

So frevelhaft sie hier gegen einander, so trotzig sind sie gegen die Könige. Mißliebige Günstlinge der Könige werden vor ihren Augen erschlagen; offen trachten sie danach, den Letzteren Krone und Leben zu nehmen. Als Graf Odo von Corbeil einst gegen Ludwig VI. ausziehen, und der Page ihm das Schwert reichen wollte, sprach er zu seiner Frau: „Reiche Du es mir, edle Gräfin; der es als Graf von Dir empfängt, wird es Dir heute als König zurückgeben.“

Und Corbeil lag so nahe bei Paris, einige Meilen die Seine aufwärts. In weiterer Entfernung hörte natürlich jede Wirksamkeit der Könige auf. Unter Robert I., diesem über die Maßen gutmüthigen und mitleidigen Könige, ward einem Abt von Fleury ein Kloster an der Garonne übertragen, und da er dorthin reiste und seine feste Lage sah, auf einem Berge, von drei Seiten durch Flüsse gedeckt und auf der vierten durch Befestigungswerke, die allerdings schon in Verfall waren, rief er aus: „Mit einem solchen Kloster bin ich hier zu Lande mächtiger, als unser Herr, der König; denn dem gehorcht hier kein Mensch.“

Der Traurigste unter diesen ersten Kapetingern war unstreitig Kaiser Heinrichs IV. Zeitgenosse, Philipp I., der anfangs selbst, wie ein kleiner Raubritter, an seinen Landstraßen wegelagerte, um die Kaufleute auf dem Wege zu den Messen auszuplündern, und von seinen kleinen Baronen sich schimpflich aus dem Felde schlagen ließ; später aber mit Völlerei, Schlafen und seiner geliebten Bertrade von Montfort zu viel beschäftigt war, als daß er sich um das Reich hätte bekümmern können. Bezeichnend ist die Erzählung des Abtes Süger von St. Denys von der Erwerbung des Schlosses Meudon. Guido, der Sohn des Baron Milon von Monthleri, befand sich 1098 unter den Ausreißern vom Kreuzheere aus Antiochien, wo sich so viele Ritter aus jäher Angst vor den Türken heimlich bei Nacht an Stricken von der Mauer ließen, und fürchtete nun, er möchte für seine Feigheit

sein Ritterschwert, und seine Tochter ihr Erbe verlieren. Denn jene Ausreißer wurden vom Pabst in den Bann gethan. Deßhalb verheirathete er sie schnell an Philipp, den Sohn König Philipps und der Gräfin Bertrade, und gab ihr Schloß Meudon mit. Da war es König Philipp, als würde ihm ein Splitter aus dem Auge gezogen. Süger hörte selbst, wie er zu seinem Sohn Ludwig (VI.) sprach: „Wohlan, mein Sohn, wache über jener Burg; sie hat mich alt gemacht, hat mich nie Freude und Ruhe genießen lassen."

Als nun Ludwig VI. endlich anfing, sich mit den Baronen in der Nachbarschaft von Paris in kleinen Fehden tapfer umher zu schlagen, schonte er sie nicht, sondern ließ sie hängen oder blenden, wie es Gebrauch der barbarischen Zeit war. Dabei halfen ihm natürlich nur wenige Ritter, und von diesen Keiner mit freudigem Herzen; aber „von Leichtbewaffneten unzählige Schaaren." Es waren Bürger und Bauern. Die Bischöfe aber, ebenfalls eifrig für den König, absolvirten das Volk und munterten es auf, unbekümmert um ihrer Seelen Heil die Ritterburgen zu stürmen. Vor Schloß Crecy schwur Ludwig mit ausgestreckter Hand, er wollte nicht essen, bis dasselbe über wäre. Da er nun seine Waffen anlegte, weigerten sich die Ritter, ihm zu folgen. Er warf ihnen offene Verrätherei vor, rief das Fußvolk, die Bürger und Bauern, herbei, und an ihrer Spitze stürmte er die Veste. *

Das ganze elfte Jahrhundert war für Frankreich eine wüste, gräßliche Epoche. Und wenn dann, wie ein göttliches Strafgericht, eine jener schrecklichen Hungersnöthe, die damals periodisch wiederkehrten, mit ungewöhnlicher Furchtbarkeit in das Land kam, dann versammelten sich wohl Geistliche und Laien, Groß und Klein, voll Entsetzen über die Noth, um einen Gottesfrieden zu stiften, und beschlossen, künftig solle Jedermann ohne Waffen gehen, Diebe aber und Räuber nach dem Gesetz an Vermögen oder am Leben gestraft werden. Die Begeisterung war dann groß. Die Bischöfe hoben ihre Krummstäbe empor, alle streckten die Hände gen Himmel und riefen: „Friede! Friede! Friede!" Aber es dauerte nicht lange. „Die Vornehmen unter Geistlichen und Laien, von Habsucht getrieben,

* Abt Guibert von Nogent de vita sua. l. III.

fingen ihr Räuberleben wieder an; ihrem Beispiele folgten die Uebrigen. Wann hat man je so viel gehört von Unzucht, Schändungen und Ehebruch? Und die Geistlichkeit ist eben so schlecht. Der Spruch des Propheten geht in Erfüllung: Und das Volk wird sein, wie die Priester!"

XXV.

Soll ich noch vom Frauendienst handeln? Er existirte damals nicht mit den halb edlen und schwärmerischen, halb lüsternen Feinheiten und Subtilitäten der ausgebildeten Ritterzeit. Die Ehen unter dem höhern Adel wurden hauptsächlich nach äußeren Rücksichten geschlossen: reiche Erbinnen, welche dem Manne Geld oder Grundbesitz zubrachten, waren natürlich besonders gesucht*; oder es dienten solche Ehen dazu, Bündnisse und Verträge zu besiegeln. Ganz jung wurden oft die Mädchen verlobt und auch schon aus dem Hause gegeben, wie z. B. Graf Balduin IV. von Flandern die Tochter König Roberts von Frankreich, welche er seinem Sohne bestimmt hatte, aus Paris holte, als sie noch in der Wiege lag. Solche Ehen wurden dann ebenso leichtfertig getrennt durch Verstoßungen oder Ehescheidungen, wenn der Herr Ritter es nicht vorzog, seine Frau geradezu todt zu schlagen.** König Philipp selbst verstieß seine Gemahlin Bertha von Friesland — sie war ihm zu fett geworden — und ließ sich durch den Bischof von Senlis mit Bertrade von Montfort, Gemahlin des Grafen Fulko von Anjou, trauen. Fulko hatte nämlich schon zwei Frauen verstoßen, und Bertrade, eine sehr kluge

* Solche waren auch nie lange Wittwen. Die wunderbarsten Verwandtschaften kamen zu Stande. So heirathete z. B. der Stiefvater die Wittwe seines Stiefsohnes (Markgraf Dedo II. von der Lausitz Adele, Wittwe des Markgrafen Otto von Meißen); oder ein Fürst heirathet die älteste von drei Schwestern, und seine zwei Söhne (aus erster Ehe) heirathen die beiden andern (Graf Roger, Bruder Robert Guiskards).

** Vgl. *Wilhelm. Gemmet. l. VII. c. 9.* Zu Rouen ward 1072 eine Synode gehalten und darin festgesetzt: „wenn Jemand eines verbotenen Verhältnisses verdächtig wäre, so sollte er nach dem Tode seiner Frau seine Geliebte nicht heirathen dürfen; denn es käme zu oft vor, daß Männer ihre Frauen um der Geliebten willen tödteten." (Order. Vit.) Schön weist Fauriel nach (hist. de la poésie prov. I, 497), wie diese ehelichen Verhältnisse, da das Gemüth in der Ehe keine Befriedigung fand, die Veranlassung zu den späteren Formen des Frauendienstes wurden.

und stolze Frau, fürchtete, nachdem sie vier Jahre mit ihm gelebt, es stünde ihr gleicher Schimpf bevor. Darum schrieb sie an Philipp und bot sich ihm an. Und Fulko rührte sich nicht, da sie von ihm zog.

Von der Leichtfertigkeit der Zeit in dieser Beziehung gibt einen sprechenden Beweis der älteste Troubadour und größte Witzbold seiner Zeit, Graf Wilhelm IX. von Poitou, Anführer der französischen Kreuzfahrer von 1101. Von ihm sind uns einige Lieder erhalten, die er zum Preise schöner Frauen gedichtet. „Vor meiner Dame (heißt es in einem derselben — die meisten sind sehr unzüchtig) muß jeder Stolz sich beugen; jede Macht muß ihr unterthan sein; so schön ist sie, so sanft und reizend ihr Blick. Ich habe sie mir zu Eigen erkoren, daß mein Herz sich erquicke, und mein Leib nicht altere.“ Es ist vielleicht jene Vicomtesse gemeint, die er ihrem Manne entführte, nachdem er seine Frau verstoßen hatte, und deren Portrait er sich auf seinen Schild malen ließ. Ob dasselbe ähnlich gewesen, wird uns nicht berichtet, wohl aber der schnöde Witz, zu dem ihn der Einfall veranlaßte. Dieser selbe erste Troubadour war es, der sich bei einem seiner Schlösser einige Häuser bauen ließ, von denen er meinte, sie sollten zu einem Kloster von Dirnen dienen, und die Leichtfertigste sollte Aebtissin sein.

Es versteht sich, daß unter diesen Umständen die Berichte über die Sittlichkeit der Frauen, in Frankreich wenigstens, nicht sehr günstig lauten; und zwar ganz besonders um die Zeit des ersten Kreuzzuges. Kaum gab es eine vornehme Dame, welche nicht zu Skandal Anlaß gegeben hätte. Es war eine allgemeine Erfahrung, daß Zucht und Ehrbarkeit selten anzutreffen, und daß Niemand über seine Leichtfertigkeit erröthete, da Alle gleich tadelnswerth lebten. Fromme und dabei aufgeklärte Geistliche nahmen großen Anstoß an der Vorliebe der Damen für unziemliche Possen, an ihrem verwegenen Augenspiel, ihrer allzu unbefangenen Conversation, ihren unzüchtigen Allüren; an den neumodischen weiten Aermeln, engen Taillen und spitzen Schnabelschuhen von Corduan; an den Schwärmen von Galanen, welche an sich zu fesseln der höchste Stolz jeder Edelfrau war. Es werden in der That sehr vornehme französische und normännische Damen geschildert, welche eher die Natur von Wölfinnen zeigten, als

jene sanften Eigenschaften, die sonst das Erbtheil des zarten Geschlechtes sind. *

So schlimm stand es in Deutschland nicht, weil hier alle öffentlichen Verhältnisse geordneter waren. Freilich: wie im 10. Jahrhundert, als Kaiser Otto II. die griechische Prinzessin Theophano heirathete, viele deutsche Damen sogleich die fremde Tracht der Kaiserin nachahmten, — so sannen sie auch jetzt auf neue Moden, rührten den Staub mit langen Schleppen auf, ja, manche schminkten sich. Bäuerinnen suchten in Putz den Töchtern reicher Leute gleich zu kommen. Indessen die Sucht nach neuen Moden und kostbarem Schmuck ist zu allen Zeiten ziemlich allgemein gewesen, und man muß zufrieden sein, wenn der Anstand und gute Geschmack nicht dabei leiden. „Ueber alle jene Werkzeuge eitlen Ruhmes," klagt Adam von Bremen, „Gold, Silber, stolze Rosse, Biber- und Marderfelle, werden wir fast wahnsinnig."

Schwerer wiegt der Umstand, daß sich 1096 an das Gesindel von Kreuzfahrern unter Peter von Amiens, Walter Senzaveor, Gottschalk, Volkmar und dem Grafen Emmicho so viele Frauen aus Deutschland anschlossen, und zwar nicht aus Religiosität. **

Nun ist es nicht denkbar, daß edle Frauen nicht auch geziemende Achtung und Verehrung gefunden; daß nicht schwache Männer von klugen und energischen Frauen regiert worden wären; daß nicht Schönheit zuweilen mehr Macht geübt, als Reichthum; daß nicht umgekehrt politischer Vortheil hintenangesetzt worden wäre, wenn die Ehe, durch welche derselbe erreicht werden sollte, dem Manne zu viel Widerwillen erregte (wie Balduin von Mons die Hand seiner Cousine, der Tochter Roberts des Friesen, ausschlug, weil sie gar zu häßlich war); endlich daß sich nicht vielfach, namentlich in Deutschland, ein reiches, schönes Familienleben entfaltet hätte, voll Liebe, Zucht und Sitte.

Indessen eben so gewiß ist es, daß man in jener Zeit, namentlich in Frankreich, den Frauen im Allgemeinen nicht mit derjenigen Achtung begegnete, welche der Gebildete heutzutage jeder Frau ohne

* Abt Guibert von Nogent: de vita sua l. I, c. 11 u. a. a. O.

** S. namentlich die Schilderung von Albertus Aquensis.

Unterschied zollen wird. Wie schrecklich war nicht das Loos vieler edler angelsächsischer Frauen, als sich nach der Schlacht bei Hastings 1066 die normännischen Banden über England ergossen, „und unnütze Buben fast den Verstand vor Hochmuth verloren und glaubten, sie dürften sich Alles erlauben.“

Wilhelms, des Eroberers, Gemahlin selbst, Mathilde, war sicher eine der edelsten Frauen der Zeit. Aber wie wenig zart war ihr erstes Zusammentreffen mit ihrem späteren Gemahl! Als sie noch als junges Mädchen bei ihrem Vater, dem Grafen Balduin V. von Flandern, lebte, ließ Wilhelm, damals nur Herzog von der Normandie, um sie anhalten. Sie erklärte kurz, sie würde einen Bastard nicht heirathen. Wilhelm, auf das Empfindlichste gekränkt, jung und unternehmend, wie er war, ritt mit wenigen Begleitern nach Brügge, lauerte Mathilden auf, da sie aus der Kirche kam, zerrte sie an ihren langen Zöpfen, ertheilte ihr Faustschläge und Fußtritte, warf sich dann auf sein Pferd und eilte zum Thore hinaus. Sonderbar ist es, daß Mathilde, welche erschrocken, beschämt und weinend nach Hause kommt und sich zu Bett legt, ihrem Vater, als er sie besucht, unter Thränen erklärt, sie wolle nie einem andern Manne angehören, als diesem ihrem Vetter, dem Normannenherzog. *

XXVI.

So viel habe ich geglaubt, über diesen Gegenstand sagen zu müssen, um etwa irrigen Ansichten des Lesers über Ritterwesen und Rittertreue zu begegnen. Denn auch in Deutschland treffen die meisten Züge der (in Kap. 23 u. 24) entworfenen Skizze zu; nur ist zu bedenken, daß wir seit mehr, als einem Jahrhundert, eine lange Reihe der trefflichsten Kaiser hatten, welche kraftvoll für Rechtspflege und Frieden sorgten, und dadurch hatte sich wohl unter dem Volke im Ganzen und Großen ein gewisser Sinn für Ordnung befestigt.

Aber die deutschen Großen wollten es anders haben. Sie

* Chron. Turonense. Bei Martene ampliss. coll. V. 1000. Diese Thatsache ist auch mitgetheilt in der art de vérifier les dates und bei Bouquet XI. — Sehr anmuthig ist Kosmas' Erzählung, wie Herzog Bretislaw I. von Böhmen seine Gemahlin Judith von Schweinfurt entführt. Dabei zerhieb er mit seinem Schwert ein starkes Tau (funis molendinaris), woraus Palacky in seiner Begeisterung für den „böhmischen Achill“ eine eiserne Kette macht.

knirschten mit bitterem Haß in den Zügel, welchen unsere großen Kaiser ihnen anlegten; sie dürsteten nach „Freiheit", wie Stolberg seinen alten schwäbischen Ritter von dem Haupte der Rebellen, Rudolf von Schwaben, singen läßt:

Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten!

„Denn schlechten Menschen ist die Macht des Königes ein Dorn im Auge," spricht mit Bezug auf diese verrätherischen Fürsten der Zeitgenosse Adam von Bremen. Formidolosa est enim malis regia potestas.

Nie hat auf irgend einem Throne in der Welt ein Herrscher gesessen, der edler, huldreicher, tapferer, ruhmvoller, gerechter, gottesfürchtiger gewesen wäre, als Heinrichs IV. Vater, der große Kaiser Heinrich III. Alle Zeitgenossen stimmen überein im Preise seiner wunderbaren Heldengröße, seiner Frömmigkeit, Milde und Leutseligkeit. Es genüge das Zeugniß des Pabstes Gregor VII. anzuführen, welcher es ausspricht, daß man, seit Kaiser Heinrich und seine Gemahlin nicht mehr regierten, an Herrschergröße ihres Gleichen in der Welt nicht fände.

Aber dieser große Kaiser war eben seiner Herrschertugenden wegen den Machthabern in Deutschland höchst verhaßt. Als er zum Unglück unseres Vaterlandes so jung gestorben war, liefen ihre Boten alsbald hin und wieder, wurden Verschwörungen angezettelt und Aufstände verabredet gegen das sechsjährige Kind Heinrich IV.; — ausdrücklich, „weil zu befürchten stände, der Knabe möchte in die Fußstapfen seines Vaters treten."

Von Treue, von großherziger, patriotischer Begeisterung für die Größe des Reiches ist da kaum die Rede; und der Umstand, daß bei jeder wichtigen Gelegenheit der Kaiser die Fürsten, und diese wieder ihre Vasallen immer von Neuem Treue schwören ließen, beweist hinlänglich, für wie schwach man das Band des Eides hielt.

Die Ritter im Allgemeinen haßten jede Schranke, die ihnen gesetzt wurde. Wenn ein Bischof sich einfallen ließ, die Armen (d. h. die Bauern) in seinem Sprengel zu schützen und zu vertheidigen, konnte er der Feindschaft der Großen sicher seyn. Nichts ist naiver, als die Klage der sächsischen Fürsten 1073, daß der Kaiser so gern

in Goslar verweilte. Und wenn es dann irgend straflos geschehen konnte, bauten die kleinen Ritter Kastelle (oft mit unglaublicher Schnelligkeit; wo dann ein Wall mit Pallisaden genügen mußte, einen von Natur schwer zugänglichen Ort noch mehr zu befestigen) plünderten die Umgegend, fingen Menschen und quälten sie durch ausgesuchte Martern, um ein hohes Lösegeld zu erpressen; trieben Heerden hinweg, lauerten Reisenden und Kaufleuten auf. Darum waren ja um 1100 die Friedensedikte Heinrichs IV. so verhaßt. Da bestanden seine Hauptverbrechen darin, daß er die Frevler in Ordnung hielt, der Räuber nicht am Wege lagerte, der Wald keinen Hinterhalt barg, der Kaufmann ungefährdet seine Straße zog, und der Schiffer den Strom hinunter sicher an den Vesten vorüber fuhr, deren Herrn bisher von der Beute der Vorbeifahrenden gelebt hatten, jetzt aber mißvergnügt nachsahen und darbten.

Wenn übrigens die Kaiser (wie Heinrich III. und IV.) nicht ohne wissenschaftliche Bildung waren, so kann man dieß von den Fürsten und Rittern im Allgemeinen nicht sagen. Wenige konnten lesen. Ritter, wie in Frankreich der tapfere und kluge Herzog Wilhelm von Aquitanien (zur Zeit Roberts I.), welcher eine Bibliothek besaß, und wenn keine Fehde zu führen und kein Gerichtstag abzuhalten war, an den langen Winterabenden bis tief in die Nacht hinein las; oder in Deutschland Pfalzgraf Friedrich von Goseck, welcher in Kloster Fulda unterrichtet war, Briefe selbst zu lesen vermochte, auch beim Gottesdienst die Fehler der Kapläne verbesserte, waren sehr vereinzelt. „In Italien," sagt ein deutscher Geistlicher, „muß die ganze Jugend, wenn die ersten Kinderspiele vorüber sind, die Schule besuchen. Nur den Deutschen scheint es nutzlos, ja schimpflich, nach wissenschaftlicher Bildung zu streben, wenn man nicht Geistlicher werden will." *

Von dem häuslichen Leben deutscher Ritter, der innern Einrichtung der Burgen u. dgl. wissen wir so gut wie Nichts. Daß ihre Frauen Handarbeiten liefern und schadhafte Kleider ausbessern sollen, wird in den Lehnsverträgen zuweilen ausgemacht. Nach genauerer Kunde wird sich der Geschichtsfreund vergebens umsehen. Er muß zufrieden sein, wenn in den Chroniken der Zeitgenossen hie und da

* Wippo's Panegyrikus auf Heinrich III. Canis. ed. Basnage III.

zufällig ein Streiflicht auf solche Dinge fällt. Wir lesen z. B., wie ein Ritter in Niederlothringen von seiner Nichte gefangen gehalten wird und aus der Burg entflieht. Er war an den Füßen so fest geschlossen, daß er nur kriechen konnte. Sein Zimmer war durch eine dünne Wand von dem seiner Nichte getrennt, so daß sie jeden Laut hörte. Bei so schwierigen Umständen beschloß er doch zu fliehen. Zwei Balken lagen im Zimmer: er höhlt bei Nacht mit den Händen den Fußboden aus, setzt die Balken hinein, zieht sich daran empor, bricht ein Fach aus der getäfelten Decke und gelangt durch dasselbe in das obere Stockwerk. Er kriecht an ein Fenster und zieht sich hinauf. Die Oeffnung war so eng, daß er eine Zeitlang nicht vor- noch rückwärts kommen konnte. Er rief Gott und St. Wibert an; da gelang es. Nun ließ er sich an einem leinenen Laken mit großer Gefahr hinunter. Jetzt war noch die hohe Burgmauer zu übersteigen. „Wunderbar ist die Energie des heldenmüthigen Mannes, mit der er, an den Füßen gefesselt und mit Ketten belastet, die Mauer erstiegen.“ Oben angelangt zog er sein Hemde aus, befestigte es auf der Mauer, ließ sich ein Stück hinunter, fiel dann und rollte, wie ein Baumstamm, in den Graben. Aus diesem in's Freie gelangt kroch er in den nächsten Wald. Da er aber nun fürchten mußte, daß ihn die Spürhunde finden würden, fing er an mit beiden Füßen zugleich zu hüpfen, sprang in einen kleinen Fluß und verbarg sich in einer Uferhöhlung. Von da aus sah er, wie die Leute seiner Nichte auf ihn Jagd machten, und die Hunde seine Spur verfolgten; er sah und hörte Weiber, die in der Nähe Kräuter sammelten; hörte in der folgenden Nacht die Hörner der Suchenden, sah ihre Laternen und Fackeln und Hunde. Inzwischen gelang es ihm, den einen Fuß von der Kette zu befreien, und am andern Morgen war der Weg frei.

Aber selbst solche Berichte gewähren doch nur über wenige Sachen eine, noch dazu matte, Anschauung! Jedenfalls war die Stärke des Ritters bewundernswürdig; und doch waren die Ritter im Allgemeinen weit weniger im Stande, Kriegsstrapazen zu ertragen, als die Bauern. *

* Vor Antiochien 1098 litten die Edelleute weit mehr, als die Bauern; „denn der Bauer ist viel härter, als der zartgewöhnte Ritter.“ (Rudolf von Caen.)

Daß es indessen, Dank der Wirksamkeit unserer Kaiser seit dem ersten Heinrich, in Deutschland um die öffentliche Sicherheit und die Sittlichkeit des Volkes im Ganzen besser stand, als in den andern christlichen Ländern, beweiset unter Anderem das Interesse, mit welchem das Volk lange Jahrhunderte einen Frevel im Gedächtniß behalten hat, welchen damals ein deutscher Ritter an einem andern verübte, — einen Frevel, deßgleichen z. B. in Frankreich zu oft geschahen, um lange in den Gemüthern zu haften. Bis zu den letzten Jahrhunderten herunter hat das Volk das Lied von der Frau von der Weißenburg gesungen, hat ein Kreuz die Stelle bezeichnet, wo ihr Gemahl, der jüngere Pfalzgraf Friedrich von Goseck, erschlagen ward. Friedrich, ein Sohn des oben genannten älteren Pfalzgrafen Friedrich, heirathete, als er eben in das Jünglingsalter getreten war, Adelheid, die Tochter des Grafen Udo von Stade (Markgrafen der Nordmark), eine Dame von großem Reichthum und außerordentlicher Schönheit. Es war am 5. Februar des Jahres 1085, vier Jahre nach seiner Vermählung, daß er eines Tages bei seinem Gute Scheiplitz an der Unstrut auf die Jagd ritt. Seine Begleiter zerstreuten sich, wie es zu geschehen pflegte, hie und dorthin im Walde, und der Jüngling auf seinem Pferde folgte allein den Rüden, die er mit der Stimme antrieb. Da stürzten plötzlich drei Ritter * aus dem Gebüsch, erschlugen ihn und entkamen ungestraft. Die Ritter Friedrichs sahen das Pferd ohne Reiter daher sprengen. In banger Ahnung durchritten sie den Wald, fanden ihn endlich todt hingestreckt, legten die Leiche auf eine Bahre und brachten sie nach Goseck.

„Weßhalb Jene das Verbrechen begangen, kann ich nicht sagen," meint der vorsichtige Verfasser der Chronik von Goseck (schrieb bald nach 1150). Indessen der sächsische Annalist, sein Zeitgenosse, ist kühner und erklärt, Friedrich sey durch den Verrath des Grafen Ludwig von Thüringen ermordet worden. **

Adelheid trauerte eine Zeit lang, gebar einen Sohn, den sie

* Die zwei Brüder Dietrich und Ulrich von Deutleben und Reinhard von Runstädt.

** In Buch II, c. 2 der Chronik von Goseck wird indessen ebenfalls angedeutet, daß Ludwig der Anstifter des Mordes gewesen.

nach seinem Vater Friedrich nannte, und heirathete dann den Mörder ihres Gemahls, den Grafen Ludwig, einen leichtfertigen, gewissenlosen Mann, der auch zu den eifrigsten Feinden des Kaisers gehörte. Das Volkslied beschuldigt sie, um den Mord gewußt, ja ihn angestiftet zu haben. Der junge Friedrich wuchs heran und forderte seinen Stiefvater zum öffentlichen Zweikampf in Merseburg. Aber Heinrich V. verbot denselben.

Der erste Landgraf von Thüringen, ebenfalls Ludwig genannt, war ein Sohn dieses Grafen Ludwig und jener Adelheid, der „Frau von der Weißenburg".

XXVII.

Der Rang unter Denen, welche „Ritter" genannt werden, war sehr verschieden. Versammelte ein Herzog oder Bischof seinen Heerbann — wobei die Aushebung strenger und nachsichtiger vor sich gehen konnte —, so waren die Grafen und reicheren Ritter die Führer der einzelnen Schaaren. Nach ihnen werden dann die mit Ritterwaffen ausgerüsteten Ministerialen genannt; ferner Ritter „zweiten Ranges" oder „mittleren Adels";* und die Masse der Bewaffneten bestand dann wohl aus reisigen Knechten. ** Doch wie in den Jahren 1073 und 75 die sächsischen Fürsten den ganzen Landsturm von sächsischen Bauern aufboten, mit Waffen, wie sie der Einzelne sich gerade verschaffen konnte, so finden wir auch, daß ein Herzog von Niederlothringen sein Heer entläßt, weil der August und die Ernte herannaht, — Beweis genug, daß es meist bewaffnete Bauern waren. Auch die Heere Heinrichs IV. bestanden um 1080 oft zum großen Theile aus Bauern; ebenso die Rudolfs von Schwaben.

Die Schwierigkeiten, das Heer zu verpflegen, machten bei dem Mangel an Communikationen viel zu schaffen. Die Normannen in Unteritalien müssen es besser verstanden haben, wenn sie Jahre lang in ihren Hüttenlagern apulische und griechische Städte einschließen konnten. Man führte in Deutschland wohl Proviantwagen bei sich mit Lebensmitteln, ja mit Wein und Wasser, wenn es zur Schlacht ging; auf weiteren Zügen dagegen sah es oft traurig genug aus;

* Milites secundi ordinis oder mediae nobilitatis.

** Milites gregarii oder solidarii.

z. B. in Ungarn, wenn die Einwohner die Lebensmittel hinweggeführt, vergraben oder in die Flüsse geworfen hatten, gab es oft kaum für den Kaiser ein Stück Brod. In Italien konnte Heinrich IV. in den neunziger Jahren kaum 1000 Mann beständig bei sich behalten.

In Feindesland ward geplündert; aber selbst im eigenen Lande war ein Zug Bewaffneter so verderblich, daß z. B. Heinrich V., als er seinen Vater zu Coblenz so schändlich verrieth, 1105 im Dezember, um ihn zu bereden, daß er seine Getreuen entlassen möchte, unter Anderm auch den Grund anführte, daß „Alles verwüstet werden würde, wenn er mit so großem Gefolge weiter zöge."

Im Mai 1107 wollte der Prior Rudolf vom Kloster St. Tron (einige Meilen westlich von Lüttich) nach Verdün reisen und schloß sich an das Heer des Erzbischof Friedrich von Köln, des Grafen Gottfried von Löwen, der eben Herzog von Niederlothringen geworden, der Grafen von Namür und von Loos, im Ganzen 2000 Reiter, die bei Verdün zu Heinrich V. stoßen wollten. Auf der Reise litt er großes Ungemach. Er glaubte, Nachts würden sie sich in den Dörfern Quartier suchen; aber nach Mittag, noch ziemlich früh am Tage, hielten die Knappen* und Einige der Ritter ihre Pferde an, rissen etwa die Häuser von zwei oder drei Dörfern ein, banden Großes und Kleines an die Schweife der Pferde, schleppten es auf die Wiesen in der Nähe und bauten für sich und ihre Pferde Ställe. Sie führten Beile, Sicheln und anderes Handwerkszeug mit sich. Während jene bauten, mähten Andere Gras für die Pferde. Die Fürsten aber saßen in ihren großen, weitläufigen Zelten, wie zu Hause, gingen auch spazieren auf den Wiesen oder am Saume der waldbewachsenen Höhen, die vom Gesange der Vögel lieblich wiederhallten. Was sollte er, der Mönch, nun thun mit einem einzigen Diener? Ging er in die Dörfer, so waren die zerstört, die Bauern hatten sich in den Wäldern versteckt. Und fand er ein Unterkommen, so lief er Gefahr, sein Gepäck zu verlieren; denn Nachts kamen die Bauern aus ihren Verstecken und schlichen um das Lager herum; auch bestahlen die Soldaten einander. Blieb er auf der Wiese im Lager, so konnte er doch keine Hütte bauen, auch für sein Pferd keine Streu und kein

* Scutiferi.

Futter beschaffen. Er wagte auch nicht, seinen Diener fortzuschicken; denn er kannte Niemanden im ganzen Heere. So befahl er sich Gott und seinem Schutzpatron, St. Tron, und ging nach einem halbzerstörten Dörflein, wo er keinen Mann fand, sondern nur Frauen. So wie dieselben ihn, einen Mönch, erblickten, liefen sie herbei, und eine Jede wollte ihn beherbergen, um einen Schutz gegen die raubsüchtigen Knappen zu haben. Er kehrte in ein Haus ein mit ziemlich festen Wänden. Da kamen dann alle Weiber aus dem ganzen Dorfe heulend herbei mit ihren Kindern, ihren Schweinen, Hühnern und anderen Hausthieren, und sperrten Alles in das Haus und die Scheune seiner Wirthin. Käse, Milch und Brod — es war Haferbrod — lieferten sie ihm und seinem Diener umsonst; auch Heu und Hafer für die Pferde. Aber er bezahlte Alles, auch ging ihm und den Weibern in der Nacht Nichts verloren. Nur schlafen konnte er nicht, weil sie so großen Lärm machten.

Am folgenden Morgen brach das Heer ganz früh auf; er nahm Abschied von den Weibern und zog mit. Nach den Anstrengungen des vorigen Tages, der Schlaflosigkeit der Nacht, bei der stechenden Sonne, saß er schlaftrunken auf dem Pferde, als wäre ihm das Genick gebrochen. An dem Tage kaufte ihm der Diener ein Beil und eine Sichel, und sie bauten sich am Abend einen Schuppen, ohne jedoch ein Haus zu plündern oder zu zerstören; sondern sie fertigten einen Zaun aus Pfählen und Weidenruthen, und darüber ein Dach, ebenfalls aus Ruthen. Das war eine schreckliche Nacht! Vor Gestank starb er fast; mehrere Male mußte er sich vor Ekel übergeben. Dann, wenn er schlafen wollte, summten ihm Fliegenschwärme um den Kopf, und die Mücken stachen ihn blutig. — So dauerte der Marsch zehn Tage, während er glaubte, sie hätten ihn in fünf Tagen machen können.

Man verstand es allerdings durchaus nicht, die in einem Lager unentbehrliche Reinlichkeit herzustellen.

XXVIII.

So ward also mit der Habe der Bauern geschaltet; so suchten die Bedrängten bei dem Mönche Schutz gegen die Gewaltsamkeiten des Kriegers. In der That: trotz aller Flecken, welche an

vielen Gliedern der Geistlichkeit hafteten, bewiesen doch Viele wiederum christlichen Sinn, Gerechtigkeit, Schonung des Schwachen, Bildung, ja Aufklärung.

Die Geistlichen waren bekanntlich entweder Weltgeistliche (Kleriker) oder Klostergeistliche (Mönche). Jene, zu denen hauptsächlich die Domkapitel und Gemeindepfarrer gehörten, standen im Allgemeinen unter den Bischöfen; diese unter den Aebten. Doch wie die Bischöfe meist auch über die Klöster in ihrem Sprengel die Oberaufsicht und von ihnen Dienste zu fordern hatten, so stand auch wohl dieser oder jener Dorfpfarrer unter einem Abt in der Nähe, aber sie waren stets den Mönchen abhold.

Erzbischöfe gab es in Deutschland und Arelat: zu Mainz, Magdeburg, Bremen, Köln, Trier, Salzburg, Besançon und Lyon. Sie hatten gleich den andern Bischöfen ihre Sprengel zu überwachen; als Metropoliten ihrer Provinzen aber die andern Bischöfe, ihre Suffragane, zu beaufsichtigen und die Provinzialsynoden zu leiten.

Die Bisthümer und Klöster waren, wie wir gesehen, sehr begütert. Der größte und beste Theil des Reiches gehörte ihnen. Aus ihren Vasallen bestand hauptsächlich das kaiserliche Heer. Seit langer Zeit machten arme und reiche Laien Schenkungen an Kirchen und Klöster, um sich der Fürbitte der Heiligen vor Gottes Richterstuhl zu versichern. Ackerhöfe, Knechte und Mägde, Schmucksachen u. dgl.; später ganze Grafschaften, Städte, Zölle, Markt- und Münzrecht wurden ihnen übertragen.

„Abt Olbert (heißt es in Siegeberts kurzer Chronik der Aebte von Gembloux) that viel für den Schmuck der Kirche. Das ist auch recht, theils damit die Armen und die Knechte Gottes zur Zeit der Noth davon leben, und damit gelegentlich für die Kirche Geschäfte gemacht werden können; theils weil die dummen Menschen nichts für verehrungswürdig halten, was nicht mit Gold und Silber ausgeputzt ist."

Das klingt ganz verständig. Doch läßt sich nicht läugnen, daß seit langer Zeit Bischöfe und Aebte in der Bereicherung ihrer Kirchen eine ganz schändliche Habgier bewiesen. Es war eben ein Ehrenpunkt für sie, möglichst viel für den Reichthum ihrer Abtei oder ihres Bisthums gethan zu haben. Schon Karl der Große spricht sehr scharf

aus, „ob das der Welt entsagen hieße, wenn man nicht abließe, seine Besitzungen täglich durch jeden möglichen Kniff zu vermehren, von der zukünftigen Seligkeit spräche, mit der Hölle drohte und im Namen Gottes oder eines Heiligen einfältige und unwissende Menschen des Ihrigeu beraubte, so daß dieselben ihre rechtmäßigen Erben enterbten, die dann aus Noth zu Dieben und Räubern würden.“ *

Diese Habgier konnte auch wohl die Bischöfe verleiten, den Kaisern untreu zu werden, wenn sie es für vortheilhafter hielten, im Trüben zu fischen, wie der heil. Anno, Erzbischof von Köln, der größte Unheilstifter des elften Jahrhunderts.

Die Kaiser machten zu Bischöfen vornehmlich ihre Kapläne oder sonst Geistliche, die sich ihnen durch treue Dienste empfohlen hatten. Da sie nicht verheirathet waren, also jene Tendenz der weltlichen Fürsten, ihre Besitzungen erblich zu machen, nicht theilten, vielmehr (wie früher Hatto von Mainz) häufig sich dem Emporkommen der weltlichen Fürsten widersetzt hatten, so stützten sich die Kaiser ganz besonders auf sie, übertrugen ihnen im Felde das Kommando detaschirter Armeekorps und machten sie im Frieden zu ihren Hauptrathgebern, namentlich zu ihren Financiers, wozu Viele durch die verwickelte Verwaltung ihrer weitläufigen Besitzungen sehr befähigt waren.

XXIX.

Das Recht, erledigte Bisthümer zu besetzen, die sogenannte Investitur, ruhte im elften Jahrhundert ausschließlich in des

* Die Manier der Geistlichen, Geschenke zu fordern, ist ganz besonders unverschämt. Von vielen Beispielen (z. B. des Bischof Meinwerk von Paderborn) will ich das des Bischof Leo von Vercelli nennen, der dem Herzog Wilhelm von Aquitanien trügerische Aussicht auf die Krone von Italien gemacht hatte (zur Zeit Konrads II) und u. A. an ihn schrieb: „Sei nicht betrübt, theurer Freund, wenn die Lombarden Dich hintergangen haben. Ich werde Dir den besten Rath geben, wenn Du mir trauen willst. Sey getrost, unbekümmert um das Vergangene, vorsichtig für die Zukunft. Schicke mir ein wunderbares Maulthier, kostbares Zaumzeug und einen prächtigen Teppich, um den ich Dich schon vor 6 Jahren bat. Wahrlich, ich sage Dir, Deine Gabe soll Dir nicht verloren sein, und ich will Dir geben, was Du willst.“ Wilhelm antwortete u. A.: er warte auf Leo's besten Rath. Ein wunderbares Maulthier hätte er nicht, wahrscheinlich meinte Leo eines mit Hörnern, oder drei Schwänzen, oder fünf Füßen, deren es in Aquitanien nicht gäbe. Doch würde er ihm nächstens ein gutes Thier schicken. Wegen des Teppichs hätte er vergessen, wie lang und breit er sein solle u. s. w.

Kaisers Hand. Die Aebte wurden in der Regel von den Mönchen (und Rittern*) des Klosters gewählt und dann von dem Bischof des Sprengels bestätigt. So geschah es z. B. in St. Tron. Die Klöster indessen, welche Immunität besaßen, ließen ihre Aebte stets vom Kaiser investiren. So Fulda, Hersfeld, Lorsch, Reichenau, Farfa, auch Monte Casino.

An Heinrich III. schickten z. B. die Mönche aus Farfa einen neu gewählten Abt mit folgendem Schreiben: „Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit. Wir sämmtlichen Brüder des Marienklosters Farfa haben nach dem Tode des Herrn Abt Suppo einstimmig den Herrn Berardo erwählt, einen von uns Mönchen, der von Kindheit an in unserm Kloster erzogen ist, und einen Würdigeren und Trefflicheren haben wir unter uns nicht finden können. Deßhalb, Herr Kaiser, bitten wir Eure Herrlichkeit, unsre Wahl zu bestätigen.“ Folgen die Unterschriften.

Noch im neunten Jahrhundert gab Erzbischof Hincmar von Rheims an, die Investitur müsse folgendermaßen vor sich gehen: Geistlichkeit und Volk in der Stadt wählt den neuen Bischof; eine Gesandtschaft führt ihn zum Kaiser, damit derselbe ihm die Kirchengüter übergebe; und dann schickt ihn der Kaiser zum Metropoliten und den andern Bischöfen der Provinz, damit er ordinirt werde.

Im elften Jahrhundert verbieten die Kaiser ausdrücklich die Wahl eines Bischofs durch Klerus und Volk, bevor nicht der zu Erwählende ihnen präsentirt würde; obwohl sie oft auch, wenn die Wahl einmal geschehen war und der Gewählte ihnen zusagte, ihre Zustimmung gaben. **

Seit aber Gregor VII. (seit 1075) die Investitur den Händen des Kaisers ganz zu entwinden suchte, wachte Heinrich IV. sehr streng darüber, daß sein ererbtes kaiserliches Recht gewahrt würde. In Zeiz wählte der Clerus 1090 den Abt Friedrich von Goseck zum Bischof, welcher dann zu Heinrich IV. eilte „nach der Stadt

* S. Lambert 1075 den Bericht über die Wahl der Aebte von Fulda und Lorsch am 1. Dezember.

** So Heinrich III. zur Wahl Lietberts von Cambrai, der sein Kaplan gewesen war, und den er als treu kannte. Dagegen machte Pabst Victor II. (1055—57) den Mönchen in Monte Casino heftige Vorwürfe, daß sie einen Abt gewählt „ohne seinen Rath und des Kaisers Willen.“

Verona, welche die Deutschen Bern nennen." Der Kaiser zürnte, daß er ohne seine Erlaubniß gewählt war. „Ihr habt," sprach er, „das Reich, wie meine Person beleidigt, indem ihr gegen die Dekrete meiner Vorfahren einen Bischof nach eurem Belieben gewählt habt. Wir wollen euch dafür nicht strafen, erklären aber die Wahl für ungültig. Solches geschieht nicht zur Schmach eurer Kirche oder eures Erwählten, sondern damit ihr nicht im Reiche das Beispiel gebet einer so großen Anmaßung."

Auch erklärten zu Troyes 1107 die Gesandten Heinrichs V. dem Pabst Paschalis: seit Gregors des Großen u. A. Zeiten sey es Gebrauch gewesen, daß vor der Wahl der Kaiser befragt werde, ob er seine Zustimmung geben würde; dann würde der neue Bischof gewählt von Klerus und Volk; und darauf begäbe er sich zum Kaiser, um die Regalien (d. h. die Reichslehen) zu erhalten und den Lehnseid zu leisten.

Daß der Kaiser den Lehnseid verlangte, lag in der Natur der Sache; ebenso war es billig, daß er das Recht der Bestätigung und Verwerfung übte. Indessen bei der hergebrachten Investitur verlieh er dem Bischof faktisch nicht blos die Kirchengüter, sondern auch das geistliche Amt selbst. Als Zeichen der bischöflichen Würde überreichte er dem neuen Bischof den Ring, womit ihm gleichsam seine Kirche angetraut war, und den Stab, zum Zeichen, daß er seine Heerde zu schützen habe. „Hast Du nicht den Ring erhalten," schrieb die Mainzer Geistlichkeit (Herbst 1072) an Erzbischof Siegfried, „damit Du die Kirche wie eine Braut liebest, und den Stab, damit Du sie gegen die Wölfe schützest?" *

Und der Kaiser sprach bei Ueberreichung dieser Insignien nicht: Empfange die Kirchengüter! sondern: Empfange die Kirche!

Meist war die Investitur sehr feierlich. Sitte war es auch, daß der Neugewählte sich heftig sträubte, Fluchtversuche machte und bitterlich weinte, obwohl bei Vielen die Uebertragung der großen Verantwortlichkeit von selbst tiefe Gemüthsbewegung hervorrufen mußte. **

* Cod. Ud. 134.

** S. Bernhard. de off. episc.: „Nicht wahr, da Du zum bischöflichen Sitz gezogen wurdest, da weintest Du, sträubtest Dich, klagtest über Gewaltthätigkeit, sagtest, das gehe weit über Dich, nanntest Dich einen Elenden und Unwürdigen u. s. w.

Denn als Bischof Wazo von Lüttich sich auf den bischöflichen Thron setzte, „da habe ich selbst gesehen," sagt sein Freund Anselm, „daß er weinte, wie ein Knabe von sieben Jahren unter der Ruthe des Schulmeisters."

XXX.

Aus reichen und armen, vornehmen und geringen Familien traten Söhne in den geistlichen Stand, aus den verschiedensten Beweggründen. War in einer adligen Familie Einer der Söhne lahm und zum Ritterhandwerk untauglich, so ward er Geistlicher. Wollte man Zersplitterung des Vermögens verhüten, so gab man wohl von zwei Brüdern den Einen in ein Kloster, damit er nachher ein Domherr werden konnte. „Pfalzgraf Friedrich von Sommerschenburg (um 1110) heirathete Agnes, Tochter des Grafen Heinrich von Limburg, und hatte zwei Söhne, von denen sollte Heinrich Ritter und sein Erbe, Friedrich aber in Magdeburg Domherr werden. Als nun Heinrich noch als Kind starb, ward Friedrich von seiner Mutter aus dem Kloster geholt und mit dem Schwerte umgürtet."

Hier glaubte ein Rittersmann, wenn er seinen fünfjährigen Sohn dem Kloster irgend eines Heiligen übergab, sich die Fürsprache desselben vor Gottes Richterstuhl zu erwerben; dort suchte sich Jemand seiner lästigen Stiefkinder auf diese Weise bequem zu entledigen; wiederum kam es vor, daß edle Jünglinge bei Nacht und Nebel aus dem elterlichen Hause liefen, um Mönche zu werden; wiedergefunden, mit Gewalt zurückgebracht wurden, und doch nicht durch Vorwürfe, Bitten und Thränen der Mutter von ihrem Vorsatze abgebracht werden konnten.

Manche wurden trotz weltlichen Sinnes in das Kloster geschickt und hatten Waffen und Ritterspiele im Kopfe, bis etwa die Furcht vor dem Tode und der Hölle ihren Widerwillen besiegte. Andre suchten nach einem Leben voll Leiden und Enttäuschungen Trost in Gebet und Buße, oder hofften, daß das Mönchskleid ihre Frevel sühnen werde.

In den Mönchsstand traten junge Leute vornehmer Abkunft nicht leicht ein. Meldeten sich solche zur Aufnahme im Kloster, dann schüttelte der Abt wohl den Kopf, weil sie zu zart wären, für die

Schelte, die rauhe Behandlung und die Schläge, welche es im Kloster gab. Als einst ein Weltgeistlicher in den Mönchsorden eintrat — wird berichtet —, „konnte sich Niemand der Thränen erwehren, als der junge Mann, der so zart gewöhnt war, seine feinen Seidenkleider abwarf, die Ringe von den Fingern zog und auf die Erde fallen ließ, so daß sie hell klangen, und sein Gelübde vor Schluchzen kaum auszusprechen vermochte.“

So vielfach es geschah, daß sich Geistliche von geringer Abkunft zu den höchsten Kirchenwürden emporschwangen, so sicher ist es, daß die Kaiser mit Recht gern Geistliche aus edlen Familien wählten, welchen Herkunft und Verwandtschaft Ansehen gaben; denn bei den vielfachen Verhandlungen und Kämpfen mit den weltlichen Großen, und dem Hochmuth und der Widersetzlichkeit, welche oft Kleriker und noch mehr die Mönche bewiesen, mußten Bischöfe, und fast in noch höherem Grade Aebte, Leute von großer persönlicher Autorität sein. Ausdrücklich wird von Aebten berichtet, daß sie den Klostervögten tüchtig widerstanden, weil sie von guter Familie gewesen und an ihrer Verwandtschaft Beistand fanden.

Auch verschwand vor dem Priestergewande keineswegs das Andenken an die Herkunft der Geistlichen. Heinrich III. lachte oft herzlich darüber, daß die Eichstädter, als Graf Ludger von Lechsmund dort Priester geworden, wohl zu sagen pflegten: „Wir wollen heute beim Grafen die Messe hören.“

XXXI.

Ueberblickt man die Reihe der deutschen Bischöfe des 11. Jahrhunderts, so präsentirt sich eine bunte Mannigfaltigkeit verschiedener Charaktere, im Ganzen, mit einigen Ausnahmen, ein würdiger Stand, wenn auch Wenige so fleckenlos erscheinen, wie etwa ein Liemar von Bremen (1072—1101).

Wir erblicken da einen Burkhard von Halberstadt (1059—88), einen Schwaben von Geburt, der die Hälfte seines Lebens zu Pferde, unter Intriguen, in Aufruhr und Kriegsgetümmel zubringt, bis ihm verdientermaßen selbst die Lanze durch den Leib gestoßen wird; oder einen Hezel von Hildesheim, der selbst an geweihter Stätte aus klein-

lichem Ehrgeiz zum Morden anfeuert, die durch seine Schuld Erschlagenen in den Bann thut und diesen lächerlichen Bann erst aufhebt, da ihm schweres Geld gezahlt wird. — Unter den Bischöfen von Eichstädt fand Megingaud (zu Heinrichs II. Zeit) zu viel Freude an starkem Essen, fluchte auch zu viel und schimpfte, namentlich wenn der Gottesdienst zu lange dauerte. Der lahme Adalbero von Worms (1065—71), den nur der Umstand, daß er Bruder des Herzogs Rudolf von Schwaben war, zum Bischof erhoben, hatte sich ebenfalls so wohl gepflegt, daß das Volk stehen blieb, wo er erschien, und den feisten Menschen mit Schaudern anstaunte. Er erstickte zuletzt in seinem Fett. Einem andern, Herrmann von Bamberg (1065—75), wird nachgesagt, er sei kein großer Lateiner gewesen, aber desto mehr verstand er von Administration und vom Finanzwesen. Manche waren sicher nicht sehr gelehrt und nahmen, wenn sie es redlich meinten, noch schleunig Unterricht, nachdem sie Bischöfe geworden.

Aber dieß waren Ausnahmen. Es gab unter den Bischöfen viele wackere und in der einen oder andern Weise ausgezeichnete Männer. Einige ließen sich die Sorge für ihre Sprengel sehr angelegen sein: sahen nach, daß die Gemeindepfarrer ihre Pflicht thaten; besuchten die Kathedral- und Klosterschulen, disputirten mit den Knaben, richteten Fragen an sie aus ihrem Donat und Priscian, lobten die Fleißigen und schalten die Faulen; sorgten dafür, daß die Bauern nicht zu sehr gedrückt würden; zogen an der Spitze ihrer Reisigen aus gegen Raubritter, ließen ihre Burgen durch das oft ganz wirksame Belagerungsgeschütz jener Zeit mit Steinen bewerfen und Faschinen zum Sturm verfertigen. Andere wiederum leisteten, ohne ihre geistlichen Pflichten zu vernachlässigen, in der Administration des Reiches die trefflichsten Dienste; standen dem Kaiser im Kriege, wie bei der Rechtspflege zur Seite; leiteten den Bau von Münstern und Burgen; legten Sümpfe trocken; gaben ihren Verwaltern an, wie man Häuser bauen, Vieh züchten, das Feld düngen, pflügen und besäen müßte; speisten und kleideten Arme und Kranke, straften die Uebelthäter, waren gegen sich streng, gegen Andere mild und vor Allem treu dem Kaiser.

Manche, wie Adalbert von Bremen und Anno von Köln, würden ebenfalls wohl in einem besseren Lichte erscheinen, wenn Hein-

rich III. zwanzig Jahre länger gelebt hätte. Denn die Minderjährigkeit Heinrichs IV. riß sie zu vielen Dingen hin, an welche sie unter einem kräftigen Herrscher nicht gedacht haben würden.

XXXII.

Die Weltgeistlichen oder Kleriker waren im Allgemeinen unabhängig; sie konnten in der mannigfaltigsten Weise ihr Leben hinbringen. „Bis zu seinem achtzehnten Jahre (heißt es z. B. von einem Geistlichen) ward er in Lüttich erzogen; dann wurde er Subdiakonus und konnte gehen, wohin er wollte.“ Und er ging auf Reisen, zunächst nach Aachen, um die berühmten warmen Quellen dort zu sehen.

Andere treten als Kapläne oder Hofmeister in die Dienste vornehmer Herren oder Damen. Ein Dritter läßt sich im elterlichen Hause nieder und nährt sich durch Schreiberei. Wieder ein Anderer geht nach Paris, kehrt mit den Schätzen gallischer Erudition beladen heim, verheirathet sich — denn noch war das unselige Cölibatgesetz nicht erlassen —, gründet eine Schule, und seine Töchter, die er ebenfalls wissenschaftlich unterrichtet hat, helfen ihm die Knaben zu lehren.* Solche Geistliche, die sich durch vornehme Abkunft, wissenschaftliche Bildung oder Reichthum auszeichneten, drängten sich wohl auch gern an den Hof und stürzten sich zuweilen in große Ausgaben, um eine höhere Kirchenwürde zu erlangen.**

Die Domherrn (auch Chor- oder Stiftsherrn genannt) waren meist aus edlen Geschlechtern und oft sehr reich. Neben ihren bedeutenden Pfründen hatten sie oft großes Privatvermögen, an baarem Gelde, welches sie auch wohl durch Ausleihen auf Zinsen vermehrten, oder an Grundbesitz, wie z. B. ein Archidiakonus Richard zu Verdün, geborner Graf von Grandpré, nach dem Tode seiner beiden Brüder die ganze Grafschaft erbte und regierte.***

Die Kollegien der Domherrn bestanden seit der Mitte des achten Jahrhunderts, wo sie zuerst in Metz eingerichtet wurden. Ursprüng-

* Ich meine den berühmten Presbyter Mangold im Elsaß (um die Mitte des 11. Jahrhunderts), „dem Meister unter den neueren Magistern.“ Ussermann (zu Bernold 1094) meint freilich, er sei erst nach dem Tode seiner Frau Priester geworden. Aber Laien hielten damals keine Schulen.

** Humberti card. adv. simoniacos l. III. c. 20. bei Martene Thes. V.

*** Laurentii gesta ep. Virdun. 15.

lich sollten sie zusammen leben, wohnen, essen, schlafen, und so dem Bischof in seinem Amt zur Seite stehen, „welcher sie regieren sollte, wie ein Abt seine Mönche." Indessen seit dem Ende des 9. Jahrhunderts hörte zuerst in den Städten am Rhein das gemeinschaftliche Leben auf, und im 11. Jahrhundert lebten sie fast überall getrennt. Manche werden als sehr gelehrt und sehr leichtfertig geschildert; Andere trieben Wuchergeschäfte und ergötzten sich daran, heimlich im Zimmer eingeschlossen die verborgenen Geldtruhen aus dem Versteck zu holen und darin mit der Hand zu wühlen, — während Viele natürlich durch ihre Kenntnisse, wie durch ihren Lebenswandel dem geistlichen Stande Ehre machten. In Hildesheim sollen noch um 1050 die Domherrn wie Mönche gelebt haben. Doch der sächsische Annalist, der dieß erzählt, lebte hundert Jahre später. Er sagt: „Damals ward es streng geahndet, wenn Jemand sich erdreistete, im Chor, bei Tisch, im Schlafsaal zu spät zu kommen. Und hatten sie den niederen Lehrkursus vollendet, so wurden sie in noch strengerer Zucht gehalten, als vorher. Sie mußten täglich etwas schreiben und die Schrift dem Dekan vorzeigen, mußten das Evangelium lesen, Gesänge und Psalmen hersagen und boten also im Stift mit größerer Scheu, als in der Schule, die Hand der Ruthe dar." Ebenso waren sie mäßig in Speise und Kleidung. „Die Leckerbissen, nach denen jetzt der Klerus so gierig ist, waren ihnen unbekannt."

Von den Dorfpfarrern (presbyteri villarum) hören wir im Allgemeinen nicht viel Gutes; doch vernehmen wir über sie meist nur von Mönchen Etwas, die ihnen nicht sehr gewogen waren. Der Stand ihrer Bildung war vielleicht nicht sehr hoch und sank wohl noch, wenn sie so in ihrer Gemeinde lebten, auf Einziehung des Zehnten und Vermehrung der Einkünfte bedacht. In jedem Bisthume dienten die Archidiakonen des Bischofs dazu, an des Bischofs Statt den Sprengel zu überwachen, namentlich weltliche Geschäfte zu besorgen. Ihr Amt war es auch, darauf zu sehen, daß die Pfarrer Kleider, Geräthschaften und Bücher, die zum Gottesdienst nöthig waren, in Ordnung hielten. Es ist nun nicht denkbar, daß alle Glieder dieses so wichtigen Standes gleich untauglich gewesen wären. Indessen, wo jene Aufsicht fehlte, da kam es oft vor, daß die Altargefäße schmutzig, die priesterlichen Gewänder und Altartücher zer-

rissen und die Bücher zerfetzt waren.* In St. Tron kamen solche Pfarrer aus den Nachbardörfern wohl zum Gottesdienst, in Laienkleidern, die vorn und hinten zerrissen waren, drängten sich bei der Messe unter die Mönche, schwätzten, lachten und trieben anstößige Späße. Nachher bei Tische im Refektorium des Klosters machten sie höchst unziemlichen Lärm.

Es ist unzweifelhaft, daß sie an den meisten Orten ihre Pflicht besser kannten. Nach den vorhandenen Gebeten und Predigten zu urtheilen — es sind nur geringe Ueberreste —, unterwiesen sie das Volk auf eine verständige Weise. Und es ist über allen Zweifel erhaben, daß unsere Pfarrer weit besser ihr Amt versahen, so lange sie verheirathet waren, als nachher, da sie ehelos leben sollten. In dem Kampfe zwischen Heinrich IV. und den Päbsten standen sie natürlich alle fast ohne Ausnahme auf Seite des Kaisers.

Aus dem 12. Jahrhundert liegt uns eine Schilderung „vom Pfaffenleben" aus Oesterreich vor, welche uns unverheirathete Pfarrer darstellt, wie sie auf nichts, als Sinnenlust, bedacht sind. Dem müden Fremdling, der, vom Lichterglanz des Gemachs gelockt, an das Thor klopft, wird der Einlaß verweigert; aber kommt ihre Hausgenossenschaft, da werden Becher gereicht, weiche Polster ausgebreitet, es wird gespielt und von Minne geredet. Sie gehen zum Goldschmied und kaufen schöne Ringe für die Opferpfennige, um ihr Liebchen damit zu schmücken. Das prangt in feinen goldgestickten Kleidern, zierlichen Locken und wohlgenähten Handschuhen; und all der Schmuck wird für das Geld armer Leute gekauft.**

Schlechter, als in Deutschland, war es im Allgemeinen mit den Bischöfen und Geistlichen in Frankreich bestellt, wo auch in dieser Beziehung Anarchie herrschte. Hier trifft man auf die merkwürdigsten Charaktere unter den Geistlichen. Von dem Kleriker Rudolf Mal-Couronne, einem Normannen, heißt es z. B.: „Er war wohlbewandert in Grammatik, Dialektik, Astronomie, Musik und Physik; in

* P. Damiani op. 26. Er spricht aber von italienischen Pfarrern.

** Das Gedicht vom Pfaffenleben bei Gödeke: das Mittelalter S. 96. — Bei Hugo a S. Victore ist ebenfalls eine sehr unvortheilhafte Beschreibung von dem Leben der Gemeindepfarrer; aber er hat französische vor Augen.

letzterer so, daß zu Salerno, wo seit alter Zeit die größten medizinischen Schulen sind, Niemand in der Arzneikunst ihm gleichkam, außer einer alten Matrone. Und er war dabei ein trefflicher Soldat und Feldherr. Und weil dieser Herr sich von vielen Sünden schwer belastet fühlte, so hatte er durch viele Bitten endlich von Gott erlangt, daß er ihn mit Aussatz strafte."

Auf dem Kreuzzuge findet man diese Geistlichen, wie sie an der Seite der besten Ritter Türken vom Pferde stechen.

Auch die griechische Prinzessin Anna Comnena beschreibt, wie Raimund von St. Gilles auf dem adriatischen Meere zum Kreuzzuge gefahren und dabei in einer Mondscheinnacht von Griechen angegriffen wäre. Da kämpfte (nach ihrer Erzählung) ein Geistlicher gewaltiger, als alle Andern, zerschmetterte den Griechen ihre Schilde durch seine Steinwürfe und wollte sich trotz seiner Wunden nicht ergeben. Und als sie endlich am Lande waren und Frieden gemacht hatten, suchte er, wie ein ächter Held, unter den Griechen seinen Hauptgegner, umarmte ihn und sprach: „Wäret ihr mir auf dem Lande begegnet, so wäre es Vielen von euch schlecht ergangen." Er schenkte ihm dann einen silbernen Becher zum Andenken und starb bald vor Blutverlust.

Indessen Raimund ist zu Lande durch Dalmatien und Illyrien nach Durazzo gezogen. Sollte jene Geschichte wahr sein, so müßten dieß Schiffe gewesen sein, die etwa einen kleinen Theil des Heeres das adriatische Meer hinunter brachten.

XXXIII.

Unter den Städten kamen die bischöflichen im 11. Jahrhundert fast allein in Betracht. Königliche, wie Nürnberg oder Aachen, waren im Vergleich mit jenen unbedeutend.

Den Rittern, Ministerialen und Bauern gegenüber bilden sie eine Welt für sich. Grundbesitzer und Kaufleute machten den Kern der Bürgerschaft aus; neben ihnen wohnten Handwerker, die Geistlichkeit und die bischöflichen Lehnsleute, Ministerialen und Hörigen in der Stadt. Es ist indessen sicher, daß große Kaufleute, die ihre Gewölbe mit allen Schätzen des Auslandes gefüllt hatten, dem Bischof ebenso zu bestimmten Abgaben verpflichtet waren, wie der Schuster, Gerber oder Gastwirth. Als zu Anfang des 12. Jahrhunderts in

den französischen Gränzstädten das Geschrei: communia! communia! durch die Straßen scholl, die Bürger ihre Läden schlossen und mit Aexten, Schwertern und Lanzen, Bogen und Keulen gegen den bischöflichen Palast zogen, wird nicht gesagt, daß ein Theil der Bürgerschaft zurückgeblieben wäre. Und weßhalb diese Unruhen damals entstanden, wird genau berichtet. „Die Zinspflichtigen wollten ihren Herrn jährlich nur einmal die übliche Abgabe entrichten, ferner, wenn sie etwas verbrochen hätten, Strafgelder nach dem Gesetz; aber alle andern Dienste, welche den Unterthanen auferlegt zu werden pflegen, sollten aufhören." *

In der That, wie verschieden auch ursprünglich unter der Bürgerschaft die Grade der Freiheit und der Berechtigung gewesen sein mochten, gegen Ende des 10. Jahrhunderts hatten sich jene Unterschiede wohl überall ausgeglichen. Sämmtliche Bürger stehen unter demselben Gericht, unter denselben Obrigkeiten. Ein Unterschied wird nur bedingt durch das Gewerbe, durch die mehr oder weniger ehrenvollen Dienste, welche dem Bischof geleistet werden, — kurz durch das Vermögen.

Im Einzelnen konnten freilich noch mancherlei Verschiedenheiten Statt finden. Es konnte ein Kaufmann oder Handwerker in der Stadt leben, welcher ursprünglich Höriger eines benachbarten Edelmanns war und außer den üblichen Dienstleistungen für den Bischof noch jenem seinem „natürlichen Herrn" Zins entrichtete.** Natürlich hatten Leibeigene, die an das Grundstück dieses oder jenes Bürgers gefesselt waren, ihre eigenthümliche Stellung; sie gehörten nicht zur Bürgerschaft.*** Ferner waren die städtischen Verhältnisse, die Verwaltung und Rechtspflege, in den einzelnen Städten keineswegs gleich; es besaßen die Bürger in der einen Stadt größere Freiheiten, als in der andern; die Bischöfe konnten die ihnen zustehende Gewalt bald tyrannischer, bald milder ausüben; und fast allenthalben gingen

* Abt Guibert von Nogent: de vita sua lib. III., eine sehr anschauliche Schilderung von dem furchtbaren Zustande Frankreichs unter Philipp I. Wenn der König nach Laon kam, so mußte er erleben, daß seine Knechte, wenn sie die Pferde zur Schwemme ritten, ohne dieselben wieder kamen. Das Volk hatte sie ihnen abgenommen.

** Dieß erwähnt Konrad von Zäringen in seiner Urkunde für Freiburg im Breisgau vom J. 1120; Kaiser Friedrich I. in einer Urkunde für Speier.

*** Erwähnt in den Statuten des Bischof Burkhard von Worms 1024. §. 2.

die Bürgerschaften aus den Kämpfen dieses Jahrhunderts mit wesentlichen Freiheiten hervor, die sie vordem nicht besaßen, so daß gegen Ende der Epoche, die ich zu schildern versuche, andere städtische Zustände bestanden, als zu Anfang.

Ueber diese Verhältnisse und Bildungen geben die erhaltenen Stadtrechte im Allgemeinen erwünschte Auskunft.*

Ziemlich genau erfahren wir, mit welchen Zuständen die Stadt Straßburg aus dem 10. in das 11. Jahrhundert trat. Neben dem Bischof ist die vornehmste Person der Vogt, d. i. irgend ein Graf in der Nachbarschaft, welchen der Bischof zu dieser Stellung beruft, jedoch nur mit Zustimmung der Domherrn, Ministerialen und Bürger.

Der Vogt erhält nun vom Kaiser den Bann verliehen, d. h. die Gewalt, jeden Angeklagten vor sein Gericht zu zwingen und die erkannte Strafe an ihm zu vollstrecken; und zwar übt er selbst den höchsten Bann, den Blutbann. „Vom Bischof kann er den Bann, d. h. die Rache des Schwertes wider Verbrecher, nicht erhalten; denn eine kirchliche Person kann diese Gewalt nicht üben, folglich auch nicht verleihen." Seine Gerichtsstätte ist die bischöfliche Pfalz.

Die übrigen Beamten der Stadt, in deren Händen die niedere Gerichtsbarkeit ruht, erhalten ihr Bannrecht vom Vogt verliehen. Es sind dieß jene vier Beamten, welche die städtische Verwaltung hauptsächlich leiten, der Schultheiß, der Burggraf, der Zöllner und der Münzmeister.** Der Bischof ernennt dieselben, jedoch müssen es Leute des Gotteshauses sein (de familia ecclesiae).

Der Schultheiß ernennt zwei Richter als seine Stellvertreter, welches so anständige Männer sein sollen, daß die Bürger mit Ehren vor ihnen im Gericht stehen können. Er selbst hat die Gerichtsbarkeit über Diebstähle, Schuldensachen und „Frevel" (d. h. geringere muthwillige Vergehen***); die beiden Richter aber nur über Schuldensachen. Vor ihr Gericht können sie alle Bürger der Stadt citiren, aber

* Die von mir benutzten Stadtrechte für Straßburg, Worms, Speier, Köln, Soest und Freiburg im Breisgau stehen in Gengler's „deutschen Stadtrechten des Mittelalters", 1852. Irre ich nicht, so geschieht der wichtigen Statuten des Bischof Burkhard von Worms (1024), die schon bei Schannat. II. gedruckt sind, in jenem Buche gar keine Erwähnung

** Scultetus, burcgravius, thelonearius, monetarius (oder magister monetae).

*** So Grimm Rechtsalt. S. 624. 1. Aufl.

nicht die Ministerialen und andere Dienstleute des Bischofs, noch die Beamten, welche der Bischof ernennt. Ueber Letztere richtete wohl der Bischof selbst, oder der Dekan*; bei schwereren Vergehen aber der Vogt.

Man sieht, daß das Schöffengericht, dieses Wahrzeichen städtischer Freiheit, damals in Straßburg noch fehlte.

Ferner ernennt der Schultheiß die Unterbeamten (Heymburgen), einen für die Altstadt, den zweiten für die Vorstädte (wahrscheinlich als Häscher), den dritten als Gefängnißwärter.

Auch mit der Bewirthschaftung des bischöflichen Oekonomiehofes (curtis dominica), der innerhalb der Stadt liegt, hat der Schultheiß zu thun; namentlich stellt er 13 Ochsen zum Pflügen, welche er für das sogenannte Bestehaupt** beschafft. „Wird einer dieser Ochsen alt oder sonst untauglich — es müßte denn durch eine Viehseuche sein — so werden die Schlächter denselben schlachten und verkaufen und das Geld an den Schultheißen geben. Und sie dürfen kein anderes Fleisch verkaufen, so lange das Fleisch von jenem Ochsen nicht verkauft ist.“

Der Burggraf hat vornehmlich die Polizeigewalt. Er setzt die Zunftmeister ein (magistri officiorum) und hat Gewalt, sie zu richten, wenn sie in ihrem Amt sich vergehen. Er hat die Aufsicht über die Mauer und die Wälle, ist verantwortlich für den Zustand der Brücken in der Altstadt, sieht darauf, daß Niemand über die Straße baut, oder Mist und Schutt an verbotenen Stätten abladet, ertheilt Concessionen zum Bau neuer Mühlen und erhebt mancherlei Gebühren, namentlich einen Zoll von Schwertern, die auf dem Markt mit den Scheiden feilgeboten werden. „Von denen aber, die aus Köln oder sonst woher kommen, erhebt der Zöllner den Zoll.“

Der Zöllner zieht alle übrigen Zölle ein, besonders von Waaren, die zu Markt gebracht werden. Auch hat er die Aufsicht über die Brücken in den Vorstädten. Der Meister der Gastwirthzunft (magister cauponum) verfertigt alle Maaße zu Salz, Wein, Oel und Korn, und liefert dieselben dem Zöllner ab, welcher sie mit glühendem Eisen aicht und dann den Bürgern verkauft.

* Im §. 13 ist der Gerichtsbarkeit des Bischofs Erwähnung gethan.

** Diese höchst lästige Abgabe bestand darin, daß aus dem Nachlaß der Bürger das „beste Haupt“ an den Bischof fiel. Zuweilen ward dieß Recht so geübt, daß keine Familie zu leidlichem Vermögen gelangen konnte.

Der Münzmeister läßt die Gewichte fertigen und hat die Aufsicht über das Münzwesen, wovon ich später handeln werde.*

Mit Ausnahme der Münzerzunft, welche die vornehmste ist, sind alle Bürger zu Diensten für den Bischof verpflichtet. Den ehrenvollsten Dienst haben die Kaufleute, von denen 24 jährlich bestimmt sind, Botschaften des Bischofs an seine Vasallen zu bringen, jedoch nur innerhalb des Bisthums. Dafür sollen sie an Gastmählern, welche der Bischof den Vasallen gibt, Theil nehmen und anständige Plätze bei Tisch haben, damit sie den Vasallen bekannt werden. Die Gastwirthe reinigen jeden Montag das necessarium des Bischofs. Die Sattler liefern Sättel, die Bötticher Fässer, Badewannen und Tubben (wozu der bischöfliche Kellermeister Reifen, der Zunftmeister das übrige Holz liefert); die Schmiede sorgen für Hufeisen und Nägel, Pfeile, Schlösser, Riegel und Beschläge im Hause, an den Thüren, Schränken und Fenstern (gegen Beköstigung; auch wird ihnen das Eisen geliefert); ferner versehen sie die Stadtthore mit Schlössern und Ketten, jedoch auf Kosten der Stadt. Die Schwertfeger müssen, wenn der Bischof in den Krieg oder an den Hof zieht, Schwerter und Helme putzen für den Vicedominus, den Marschalk, den Truchseß, den Schenk, den Kämmerer und alle diejenigen Personen, die jederzeit als unentbehrliche Diener um den Bischof sind. Ebenso auch die Jagdspieße, wenn es verlangt wird. Die Zimmerleute finden sich jeden Montag in aller Frühe vor der bischöflichen Pfalz ein und warten dort, bis die Glocke zur Frühmesse läutet. Hat man sie bis dahin nicht zum Dienst für den Bischof verlangt, so sind sie für die Woche frei. — Will der Bischof auf dem Rhein fahren, so liefern für eine gewisse Strecke oberhalb und unterhalb der Stadt die Fischer zwei Ruderknechte, die Müller einen; der Zöllner hat die Sorge für die Kähne. Ferner müssen die Fischer zwischen Mariä Geburtstag und Michaeli drei Tage und drei Nächte für den Bischof fischen. — Die Schlächter und vier von den Bäckern mußten, wie es scheint, für die bischöfliche Küche arbeiten, wenn es verlangt wurde.

Ferner sind acht von den Schustern und vier von den Hand-

* S. Kap. LVI.

schuhmachern bestimmt, wenn der Bischof in den Krieg oder an den Hof zieht, jene aus schwarzem, diese aus weißem Leder Ueberzüge (thecae) für Leuchter, Becher und Becken zu liefern. Alle übrige Arbeit wird ihnen bezahlt. Zwölf von den Kürschnern müssen auf Kosten des Bischofs so viel Pelzwerk fertigen, wie er bedarf. Die Felle kauft der Zunftmeister für des Bischofs Geld in Köln oder Mainz.

Alle übrigen Bürger, welche nicht in der eben genannten Weise dem Bischof dienen, müssen fünf Tage jährlich für den Oekonomiehof arbeiten*; jedoch wird jeder Bürger, der Knechte hatte, einen derselben geschickt haben.

Wesentlich verschieden von diesen Straßburger Zuständen erscheinen die von Worms nach den Statuten, welche Bischof Burkhard 1024 aufschreiben ließ, in gerechtem Zorn wegen der beständigen Klagen der Armen (miseri) und der „hündischen" Gewaltsamkeiten der Machthaber im Bisthum. Er wollte, daß Arm und Reich ein und dasselbe Gesetz vor Augen hätten, und daß kein Vogt, Vicedominus, Ministerial oder sonst Jemand Neuerungen einzuführen sich erlaube.

Das Bestehaupt wird nicht erhoben. Von jeder Baustelle (area) wird ein Zins an den Bischof entrichtet, und der Inhaber derselben verliert sie erst, wenn er drei Jahre keinen Zins zahlt. Der Nachlaß Verstorbener fällt im Allgemeinen ungeschmälert an die Erben, sowohl das Haus, als alle bewegliche Habe.

Viel Unannehmlichkeiten scheinen die Erbschaftssachen dem Bischof verursacht zu haben. „Fällt nach dem Urtheil der Richter (d. h. der Schöffen) ein Grundstück in die Hand des Bischofs (wenn etwa der Besitzer einen Zins oder eine Geldbuße nicht zahlen kann), und Einer der Erben des Verurtheilten erklärt, er wolle das Geld zahlen, so soll er das Grundstück besitzen. Sonst soll es der Ministerial, dem es der Bischof gibt, erblich haben. Kömmt etwa nach Jahren Jemand und sagt: Ich bin der Erbe, ich war arm, ich war eine Waise, ich hatte Keinen, der mich nährte, deßhalb ging ich von Haus und habe mich in der Fremde erhalten — und will nun den neuen Besitzer, der das Grundstück gut gedüngt und bebaut hat, vertreiben, so soll das

* So verstehe ich den Ausdruck §. 93 der Statuten: quinquies operari numero dierum in dominico opere.

nicht geschehen. Warum ist er fortgegangen? Warum ist er nicht hier geblieben und hat auf sein Erbe gepaßt? Wir wollen ferner dergleichen nicht hören, es müßte denn eine ganz gerechte Sache sein."

Das Schöffengericht besteht in Worms, und zwar wird nicht angedeutet, daß es eine neue Einrichtung ist. Jedermann wird von seines Gleichen gerichtet. Selbst die Richter in kleinen Civilsachen (welche im ganzen Bisthum unter dem Namen ministri loci bestanden zu haben scheinen) entscheiden bei Streitigkeiten „über Aecker, Weinberge und dergleichen unbedeutendere Fälle" nach dem Urtheile ihrer Mitbürger. Und von dem Urtheile solcher Unterbeamten kann an die Volksversammlung (placitum) appellirt werden.

Großen Schmerz äußert der Bischof über die Mordthaten, die fast täglich in Worms vorfielen. Wie wilde Thiere wütheten die Bürger gegen einander (klagt er), im Trunk oder aus Frevelmuth, so daß in einem Jahre 35 Menschen im Bisthum erschlagen wären. Es geht aus seinen Bestimmungen hervor, daß die Blutrache von den Verwandten der Getödteten sehr nachdrücklich geübt ward.

Der Bischof bestimmt: wer einen Andern in der Stadt so schlägt, daß er zu Boden fällt, der soll 60 Gulden bezahlen. Zieht Jemand in der Stadt, um einen Andern zu tödten, das Schwert, oder spannt er den Bogen, oder legt nur den Pfeil auf die Sehne, oder fällt die Lanze zum Stoß, so soll er 60 Gulden bezahlen. Wer einen Andern erschlägt — es sei denn in der Nothwehr — der soll Haut und Haare verlieren, auf beide Backen gebrandmarkt werden und das Wergeld zahlen.

Nur über seine Ministerialen, wenn Einer von ihnen einen Todtschlag begeht, behält sich der Bischof selbst das Urtheil vor.

Diese Statuten enthalten eine Bestimmung, welche später höchst lästig wurde: „Wenn Jemand von den Leuten des Gotteshauses eine fremde Frau heirathet, so soll der Bischof, wenn der Mann stirbt, zwei Drittheile des Nachlasses erben."

Fast hundert Jahre später (1114) schrieen die Bürger zu Heinrich V. über die unaufhörlichen Leiden, welche sie in Betreff ihrer Ehen zu erleiden hätten. Er bestimmte auf den Rath der Fürsten: „Wenn ein Mann eine Frau heirathet aus der Stadt oder aus der Fremde, so soll der Vogt die Ehe nicht auflösen, noch soll irgend ein

großer oder kleiner Machthaber beim Tode des Mannes oder der Frau irgend etwas vom Nachlasse fordern; sondern Frau und Kinder sollen den Mann, und der Mann die Frau beerben, und sterben sie kinderlos, so sollen die nächsten Erben in den Besitz des Nachlasses treten."

In ähnlicher Weise hatten ihn drei Jahre vorher (1111 im August) die Bürger von Speier um Befreiung vom Bestehaupt gebeten. Er befreite demnach auf Rath und Bitten der anwesenden Fürsten, alle dermaligen und künftigen Bürger von Speier, woher sie kommen und weß Standes sie sein möchten, von jenem schändlichen Gesetze, nämlich jenem Theile, der gewöhnlich Buteil hieße, wodurch die ganze Stadt verarmte und ruinirt würde.

Unter Kaiser Friedrich I. wollte freilich Bischof Ulrich wiederum das „Hauptrecht" üben; indessen der Kaiser erklärte, Buteil und Hauptrecht sei eines.

Ueber Köln gibt die „Erklärung des Erzbischof Philipp" vom Jahre 1169 einige Auskunft. Es entstand nämlich damals ein Zwist zwischen dem Burggrafen und dem Vogt von Köln über ihre beiderseitigen Befugnisse. „Also ließen wir auf den Rath unserer Getreuen die Bürgermeister (magistri civium) von Köln und die Schöffen und die Beamten der Richerzechheit* rufen und ließen sie schwören, daß sie ihr Urtheil abgeben wollten nach den Rechten der Stadt Köln, welche in ihren Privilegien geschrieben stehen. Sie hielten nun einen Rath, öffneten, freilich ungern, ihren Schrein, in welchem ihre Privilegien lagen, und zogen eine Urkunde hervor, deren Schrift vor Alter kaum zu erkennen war." Auf Bitten des Burggrafen und der Schöffen nun ließ der Erzbischof sie neu schreiben, weil Alter und Wurmfraß das Pergament fast vernichtet hatten.

Der Burggraf erscheint danach als die Hauptperson in der Stadt und hat sein Amt erblich, während der Vogt nur auf eine bestimmte Zeit gewählt** und in dem Privilegium auch Schultheiß genannt wird.

* Rycherzeggede, nach Barthold (Gesch. der d. Städte I.) die Zeche oder Gilde der Reichen, die sich als ein Patriziertthum abschlossen und die Schöffenbank, sowie alle wichtigen Stadtämter besetzten.

** Advocati nostri, qui pro tempore extiterunt. Dagegen burggravius et sui successores jure haereditario.

Der Burggraf hat den Bann, ebenso wie der Erzbischof, vom Kaiser erhalten, und er kann dieß sein Bannrecht in gleicher Weise üben, wie der Erzbischof. In allen Blutgerichten „soll der Burggraf Vogt sein" und, wenn ein gerichtlicher Zweikampf Statt findet, ohne den Vogt das Urtheil über den Kampf haben. In einigen Gerichten hat er mit dem Vogt zusammen den Vorsitz und theilt mit ihm die Geldstrafen. Auch die polizeiliche Gewalt scheint er in manchen Stücken geübt zu haben, namentlich wenn Jemand über die Straße baute.

Die kölnischen Bürger zahlen keinen Zoll an den Stätten, wo der Erzbischof Zölle erheben läßt; auch darf weder der Burggraf, noch der Erzbischof die Bürger außerhalb der Stadt vor Gericht fordern.

Das Schöffengericht erscheint hier als uraltes Institut. Wenn sie gewählt sind, so muß sie der Burggraf noch in das Amt einsetzen. Er muß aber darüber wachen, daß kein Schöffe verwachsen, krumm, einäugig, taub, lahm, stotternd oder aussätzig ist, kein Mörder, Meineidiger oder sonstwie verrufen, kein Wucherer, oder für Geld zum Schöffenamt erwählt. Solche Subjekte muß er verwerfen; ebenso solche, die noch nicht 24 Jahre alt sind.

Jeder Schöffe liefert dem Burggrafen, wenn derselbe ihn auf den Schöffenstuhl setzt, eine Mark kölnischer Denare und einen Malter Hafer, ehe die Sonne zu Raste geht.

Bei jedem Gericht muß ein Schöffe sein Urtheil, wenn er es nicht sogleich abgibt, binnen drei Tagen finden, sonst zahlt er 60 Gulden an den Burggrafen, ehe die Sonne zu Raste geht.

Aehnlichen Zuständen, mit größeren oder geringeren Abweichungen, begegnen wir in den meisten Städten zu Anfang des 12. Jahrhunderts. Für Freiburg im Breisgau bestimmt Herzog Konrad von Zäringen (1120) ausdrücklich, daß die Prozesse der Bürger „nach dem gesetzlichen und herkömmlichen Rechte aller Kaufleute, vorzüglich der kölnischen, entschieden werden sollen." Jedoch sind die Bürger hier im Besitz weit größerer Freiheiten, indem sie den Vogt und den Pfarrer wählen, und der Herzog den Schultheißen, der jährlich von der Bürgerschaft gewählt wird, nicht zu verwerfen berechtigt ist.

Auch in Soest — „es höre die Welt das alte Recht der Stadt

Soest!" * — werden die Schöffen von der Bürgerschaft erwählt, und die Vorsitzer im Gericht dürfen Niemanden zurückweisen, der ihnen als Schöffe oder Gerichtsdiener präsentirt wird, während in Köln die Schöffen etwa eingetretene Lücken auf der Schöffenbank durch eigene Wahl (Cooptation) ergänzt haben sollen. **

Noch hatte der Vogt oder der Bischof und seine Beamten große Gewalt über die Bürgerschaft. Die Dienstleute des Erzbischof Anno von Köln wollen ohne Weiteres das Schiff eines kölnischen Kaufmanns zum Gebrauch des Erzbischofs in Beschlag nehmen, und der Letztere droht, da die Bürger sich nachdrücklich widersetzen, bei der nächsten Session die Widerspenstigen züchtigen zu wollen; läßt auch nachher, da sie ihn aus der Stadt geworfen, durch seine Soldaten Einige blenden, tödten, gefangen setzen und Alle an ihrem Gute strafen. Erzbischof Adalbert von Bremen, der seit seiner Entfernung vom Hofe (1066) fast wahnsinnig war, ließ seine Beamten auf jede Weise im Bisthum wüthen, Unschuldige foltern und aus den Häusern werfen. „Da wurden Manche wahnsinnig; viele Reiche bettelten von Thür zu Thür; die Kaufleute, welche aus allen Ländern nach Bremen Waaren brachten, wurden ausgeplündert, so daß die Bevölkerung abnahm und der Markt leer wurde."

An andern Orten hauste der Burggraf nach seiner Willkür, erhob Steuern für sich, ließ wohlhabende Bürger, renommirte Kaufleute ohne Urtheil und Recht ins Gefängniß werfen und ihnen allen möglichen Schimpf anthun, so daß der Bischof sich ins Mittel legen mußte.

Dann kam freilich wohl der Kaiser einmal, saß zu Gericht, hörte die Klagen des Volkes und verfuhr gegen die Bedrücker als gegen Hochverräther. ***

Kein Wunder daher, daß die Städte so treu am Kaiser hielten, bei dem sie Schutz fanden gegen die Willkür des Bischofs.

Uebrigens sagt der Mönch Lambert von den Bürgern, es wären leicht erregbare Leute und schlechte Soldaten. Er hat zunächst die

* So hebt das alte Stadtrecht von Soest an, welches etwa 1120—40 aufgezeichnet worden ist.

** Barthold I.

*** Lambert. 1074 — sperans, ut eum (Annonem) propter oppressos innocentes reum majestatis faceret.

Kölner vor Augen. „Die jungen Leute wachsen in dem weichlichen und üppigen Stadtleben auf, und wenn die Handelsgeschäfte abgemacht sind, schwätzen sie wohl über Tische bei einem Glase Wein von Krieg und Kriegsthaten, und erhitzen sich dabei zu Unternehmungen, ohne an den Ausgang zu denken." Aber 1106 kämpften die Kölner für Heinrich IV. höchst unerschrocken und mit der größten Ausdauer und Tapferkeit. Und der Mainzer Burggraf hatte 1105 an 20000 Mann für den Kaiser beisammen, mit denen er den rebellischen Fürsten die Spitze zu bieten entschlossen war.

Die größeren Städte waren für die unvollkommenen Belagerungswerkzeuge der Zeit meist sehr fest und schwer zu erobern, wenn sie gut vertheidigt wurden. Aber auch in den kleineren, die nur durch einen Wall geschützt waren, auf welchem sich etwa noch eine Wand aus festen Brettern erhob, zeichneten sich die Bürger oft ganz besonders durch Streitbarkeit aus.

XXXIV.

Ueber das Leben und Treiben in den Klöstern haben wir die genausten Nachrichten. In Deutschland gab es im 11. Jahrhundert nur Benediktinerklöster, die freilich auf mancherlei Weise in Sitten und Gewohnheiten von einander abwichen.

Von Erzbischof Lanfrank von Canterbury giebt es eine Klosterordnung, worin die Religionsübungen; die nächtlichen und die Tagesgebete; die Pflichten der einzelnen Chargen im Kloster vom Prior, Probst und Scholastikus bis zum Kellermeister und Küster; die devoten Formen, welche jeder Mönch dem Abt gegenüber zu beobachten hat; die Ordnung beim Rasiren und allgemeinen Aderlaß u. dgl. genau beschrieben sind. Andre Chroniken theilen uns ihren Kleideretat mit, — wo uns freilich die Anschauung fehlt; selbst der Küchenzettel wird uns nicht vorenthalten, woraus wir ersehen, daß die Tafel etwas einförmig war.*

Der Unterhalt der Klöster hing sehr von den Umständen ab. In Kriegszeiten mußten sie sich zuweilen mit Gerstenbrot und Wasser behelfen, und wenn mitleidige Leute in der Nachbarschaft einen Hafer-

* Gesta abb. Trud. lib. X u. XII. Die decreta divi Lanfranci pro ordine S. Benedicti in der biblioth. Patrum Lugd. XVIII.

brei oder Gemüse schickten, so war das ein Leckerbissen. Der heil. Bernhard von Clairvaux dagegen schildert z. B. das Leben der Mönche in dem reichen Clügny bei Maçon an der Saone als ein sehr üppiges: zur Fastenzeit würde allerdings kein Fleisch gegessen, aber Fischspeisen und Eier auf so vielerlei verschiedene Weise zubereitet, daß es sich gar nicht beschreiben ließe. Die verschiedensten Weinsorten prüfe man mit Kennerzunge; an großen Festen würde der Wein mit Honig, Gewürzen und Liqueur zubereitet. Die Mönche durchwanderten, um sich Kleider zu beschaffen, Städte, Märkte und Handelsgewölbe, betasteten jeden Stoff und suchten den feinsten aus. Auf der kleinsten Reise ließe sich der Abt Servietten, Schüsseln, Becher, Leuchter, Teppiche und Säcke voll feinen Bettzeuges nachschleppen. *

In deutschen Klöstern des 11. Jahrhunderts findet man solchen Luxus nicht, namentlich nicht, seit die Zerrüttung des Reiches durch den Kampf der deutschen Fürsten und des Pabstes gegen den Kaiser begonnen hatte. Da kamen manche Klöster so herunter, daß die Mönche, welche nicht davon liefen, Reisende anbettelten, Nachts in ihren Betten dicht vom Schnee bedeckt wurden, der durch das verfallene Dach hereinwehte, und vor Kälte und Hunger fast umkamen. Doch kann man sich einen Begriff vom Reichthum mancher Klöster machen, wenn man weiß, daß Herzog Walram von Niederlothringen vom Kloster St. Tron 1100 Grundstücke (mansi) zu Lehen hatte, und daß der Abt von Lorsch 1200 Ritter zum Kriegsdienst stellte. **

In Wahrheit bedurften die Mönche guter Pflege. Zu Siegburg herrschte eine höchst strenge asketische Disziplin; dennoch meinte der Abt des Klosters, als ihn einst Bischof Benno von Osnabrück nach seinem neu gegründeten Iburg gerufen hatte, der Ort wäre zu arm, das Werk könne keinen Bestand haben, wenn irdische Güter

* Bedenken über den Reichthum von Clügny sprach schon 1063 der in mancher Hinsicht etwas beschränkte Damiani aus. Aber der weise Abt Hugo sagte ihm, er möchte nur acht Tage den Dienst im Kloster mitmachen; dann könnte er beurtheilen, ob die Mönche zu gut lebten. Wer das Gemüse nicht gekostet hätte, könnte nicht angeben, ob Salz daran fehlte.

** In einer Urkunde für St. Maximin in Trier befiehlt Heinrich III. den Vögten, das Kloster nicht zu belästigen; „denn sie haben 6750 und mehr Grundstücke (mansi) von den Gütern St. Maximins zu Lehn, damit sie die Mönche das Uebrige ruhig genießen lassen.“ S. defensio abbatiae imperialis S. Maximini. 1638. fol.

mangelten. Sehr Wenige oder Niemand würde mit Gleichmuth neben den Beschwerden des Mönchslebens noch körperliche Entbehrungen ertragen.

Segen war freilich bei so großem Reichthum selten. Die Klöster waren desto mehr Feindseligkeiten ausgesetzt. „Wir haben unsern Rittern so viele Lehen gegeben", klagt ein Mönch, „daß uns nun viele Edelleute hassen, weil sie ihre Ritter nicht in gleicher Weise bedenken können." *

Daher rührte denn wohl der Haß, mit welchem die Laien im Allgemeinen auf die Klöster blickten; denn wie der Bauer im Dorfe seinem Pfarrer den Zehnten und die Opferpfennige nicht gönnte, so ritt der Edelmann mit neiderfülltem Herzen durch die Kornfelder, Wiesen und Weinberge der Klöster hin. **

XXXV.

Uebrigens, wenn auch die Mönche unter der Leitung des Prior bei Tag und Nacht ihrem Gottesdienst oblagen, so waren doch die Geschäfte des Abtes und des Probstes (welch Letzterer die Wirthschaftsangelegenheiten besonders unter sich hatte) von der Art, daß sie von klösterlichem Stillleben wenig spürten. Der Kardinal Damiani hat ein besonderes, sehr langes und mattes Lied über das geplagte Dasein eines Abtes geschrieben.

Seit Karl dem Großen mußten Bischöfe und Aebte zur Besorgung der mit ihrem geistlichen Berufe unverträglichen weltlichen Geschäfte Vögte annehmen. Da war denn für ein Kloster oder Stift ein Herzog oft der oberste Schirmvogt (major advocatus), und dieser bestellte dann als Untervogt (subadvocatus) einen Edelmann in der Nähe des Klosters, *** welcher gegen gewisse Gefälle zu bestimmten Zeiten über die Klosterleute Gericht hielt und dasselbe gegen Beeinträchtigungen schirmen sollte.

* Chron. Farf. — Vgl. Siegeberts gesta abb. Gemblac. 62.

** Lambert 1063: abbatem praeter acerbitatem rei odium quoque gravabat nominis monachi, quod inveterata malitia homines saeculi semper obfuscare atque opprimere conabantur.

*** Für St. Tron war z. B. Herzog Walram von Niederlothringen (um 1110) der oberste Vogt und erhielt dafür 1100 Grundstücke. Er machte den Grafen Giselbert von Duras zum Untervogt und trat ihm dafür 300 Grundstücke ab.

Der Vogt (heißt es in der Stiftungsurkunde vom Kloster Siegburg*) soll jährlich nur einmal an einen bestimmten Ort kommen, um (ein dreitägiges) Gericht zu halten. Er soll da mit dem Beirath des Abtes über Blutvergießen, Diebstahl, Friedensbruch, Erbschaftsstreitigkeiten u. s. w. entscheiden und soll mit seinem Drittheil der Strafgelder sich begnügen. Der Abt soll dem Vogt an jedem der drei Gerichtstage liefern: zwei Scheffel Weizen, sechs Scheffel Hafer, ferner bestimmte Quantitäten Wein, zwei Schweine für zwei Gulden (solidi), ein Spanferkel für sechs Groschen (denarii), zwei Gänse, vier Hühner und zwanzig Eier.

Mit diesen Vögten gab es oft Händel. Wenn sogar ein Vicedominus, d. h. ein oberster Verwaltungsbeamter des Erzbischofs von Trier (um 1125) behaupten konnte, er wäre weltlicher Oberherr im Erzbisthum; sein Amt wäre es, dem Erzbischof den Unterhalt zu liefern; derselbe hätte sich um Nichts, als sein geistliches Amt, zu kümmern: so war der Stand kleiner Aebte ihren Vögten gegenüber oft ein sehr schlimmer. Hatten sie Streit mit einander, so wurde das Kloster wohl beraubt, die Einkünfte zurückbehalten, die Klosterleute gemißhandelt und auf unerhörte Weise bedrückt.

Es wird berichtet, wie sie wohlhabende Bauern fangen und in den Block legen, bis sie sich theuer loskaufen, ihnen das Vieh forttreiben, Wochen lang ihre Pferde in der Saat weiden lassen, zur Erntezeit sie nicht bloß zu Getreide- und Geldlieferungen zwingen, sondern sich mit Hunderten ihrer Reisigen geradezu in die Dörfer einquartieren, und dann, wenn sie aufbrechen, noch mitnehmen, was ihnen gefällt, ein Pferd oder einen Mantel. Inzwischen nehmen andere Ritter Zehnten oder Ländereien für sich, leiten Bäche ab, so daß die Klostermühlen still stehen, und verbrennen Dörfer, so daß die Bauern betteln müssen. Selbst in das Kloster fällt wohl der Vogt mit seinen Soldaten, raubt die Vorräthe aus den Gewölben, wirft das Essen in der Küche aus den Töpfen und befiehlt den Klosterleuten, dem Abt nicht zu dienen, wenn ihnen das Leben lieb sei.

Gleiche Rohheit zeigt sich in der Weise, wie bischöfliche Vögte oder andere Machthaber das sogenannte Spolienrecht übten, d. h.

* Lacomblet. Urkundenbuch I. 203.

das vermeintliche Recht, sich der Hinterlassenschaft des Bischofs und der Kleriker zu bemächtigen. Da lauerten sie wohl mit ihren Reisigen vor dem Palast, wenn der Bischof krank war, und wenn sie am Klaggeschrei drinnen merkten, er sei todt, stürmten sie hinein und schleppten Kleider, Möbel und Pferde hinweg. Graf Robert von Flandern (der Friese) schickte sogar überall Kundschafter umher und ließ Inventare aufnehmen von Allem, was die einzelnen Geistlichen besaßen.

Dieß sind meist Schilderungen aus Niederlothringen. Solche Gewaltsamkeiten konnten immer nur geübt werden, wenn der Kaiser fern war und der Herzog sich der Bedrängten nicht annahm. Doch wagten selbst unter Heinrich III. einzelne Vögte, öfter Gericht zu halten, als festgesetzt war, von den Bauern Dienste zu verlangen, ihnen Vieh und Pferde wegzutreiben. Während der Kriege Heinrichs IV. gegen die rebellischen Fürsten vernimmt man natürlich überall Klagen genug über Gewaltsamkeiten der Vögte, aber auch Berichte, daß die Bauern sie erschlugen. So lange in Niederlothringen der jüngere Gottfried regierte, welchem seine Zeitgenossen außer dem Beinamen des Buckligen auch den des Gerechten oder des Guten gaben, hatte dergleichen dort nicht geschehen dürfen. „Sein Tod war für ganz Lothringen schrecklich; unter ihm hatte Friede und Gerechtigkeit geherrscht; seitdem ging Alles schlecht.“ Sein weit berühmterer Schwestersohn, Gottfried von Bouillon, der Kreuzfahrer, Herzog von Niederlothringen seit 1089, nahm ohne Weiteres Klostergüter für sich in Beschlag und gewährte der Geistlichkeit fast gar keinen Schutz.

XXXVI.

Um mit den Mönchen selbst fertig zu werden, dazu war oft die größte Klugheit, Vorsicht und Energie erforderlich.*

Sie hielten sich wohl selbst den Weltgeistlichen gegenüber für den edleren Theil des Leibes Christi, für die helleren Sterne am Himmel der Kirche; aber „wie Meeresruhe dem Schiffer (meinte Pabst Gregor VII.), so pflegte auch den Mönchen die Stille des Klosters den verderblichsten Schiffbruch zu bereiten.“

* Von vielen Beispielen nenne ich nur das des Abtes Hugo von Flavigny, der seine Vertreibung aus dem Kloster selbst erzählt, obwohl ungenau.

Wenn äußere Umstände irgendwie den gewohnten Gang der Disziplin störten, so waren die jüngeren, und besonders Mönche von adliger Abkunft, gleich bereit zu Widersetzlichkeiten, kamen nicht zum Gottesdienst, folgten ihren Lüsten, verweigerten dem Abt die gebührenden Höflichkeitsformen, schimpften und fluchten, wenn die Portionen bei Tische nicht groß genug schienen; zuweilen entgingen die Aebte kaum Mißhandlungen.

So zeigten sich (wie es in der Natur der Sache lag) besonders die Mönche, welche von Kindheit an im Kloster erzogen waren, während Andere, die nach den Stürmen der Jugend und des Mannesalters in den Klostermauern Ruhe suchten und statt des Wermuthsbechers, den das Leben ihnen gereicht, nach Labung des Himmels trachteten, gern und willig sich in die Ordnung fügten. Unter jenen fanden sich dann wohl Mönche, welche durch ihre Tücke und Frechheit den Abt zu dem Entschlusse trieben, sie auf dem Stadtmarkt auspeitschen zu lassen. Ja sie stachen wohl nach dem Prior mit Messern, so daß sie schwer gestraft und aus dem Kloster geworfen werden mußten. Auch waren, namentlich in unruhigen Zeiten, auf jeder Landstraße Mönche zu finden, die von einem Kloster zum andern zogen, sich neu kleiden ließen, eine Zeit lang sich pflegten und dann davon liefen. „So liefen uns“, klagt ein Abt, „in fünf bis sechs Jahren siebenzehn Mönche fort, nachdem wir sie von Kopf zu Fuß neu gekleidet.“

Unter diesen Mönchen treffen wir auf die verschiedensten Charaktere, deren Eigenthümlichkeiten das Kloster keineswegs verwischte. Es erscheinen Leute wie der verwachsene Herrmann in Reichenau, ein geborener Graf von Vöringen, der sich ohne Hülfe kaum bewegen konnte; aber wenn er auf dem Tragsessel in den Hörsaal getragen wurde, lauschten alle Anwesenden den gebrochenen, undeutlichen Lauten seines Mundes; denn er war einer der Kenntnißreichsten unter seinen Zeitgenossen.

Und dann wieder Charaktere, wie jener Bruder Albert im St. Andreaskloster zu Cambrai, der eintrat ohne jede wissenschaftliche Bildung, einige Psalmen lernte und endlich die Sorge für Altargefäße übernahm. Er trug das gröbste Gewand, trank nie Wein, aß nie feinere Speisen, war mit dem Brot der Knechte zufrieden und

trug seine Portion Wein und die übrigen Speisen den Kranken hin. Ein Bett hatte er nicht; er schlief vor den Altären, auf bloßer Erde, wo ihn gerade der Schlaf überfiel. Oft trug er Nachts Holz vor die Häuser der Armen. Da liefen ihm wohl die Wölfe nach, ohne ihm Leides zu thun. Endlich erhielt er Erlaubniß, nach Jerusalem pilgern zu dürfen mit nur einem Gefährten. „Was da aus ihm geworden ist", sagt der Chronist, „wissen wir nicht."

XXXVII.

Außer der Sorge für die Klosterzucht und andern Geschäften machte dem Abt namentlich die oft ungemein mühevolle Verwaltung des Klostervermögens zu schaffen.

Die Klostergebäude — Zellen (des Abtes und der Mönche), Speisesaal, Schlafsaal, Waschstube, Herberge für Pilger und Arme, Krankenhaus nebst Apotheke, Vorrathsgewölbe, Garderobe nebst Schneiderstube u. s. w. — waren oft sehr weitläufig. Daran stieß dann eine Kirche, in welcher der Kirchenschatz aufbewahrt wurde: kostbare Gewänder, Reliquienkästchen mit Gold- und Silberbeschlag; Leuchter, Kelche und Pretiosen. Ferner gränzte vielleicht ein Wirthschaftshof an das Kloster mit einem Wohnhause, mit Viehställen, Scheunen, Bäckerei, Brauerei und Armenhäusern.

Außer diesem Besitz in der nächsten Nähe waren nun die oft weit und breit zerstreuten Dörfer und Hubengüter* zu überwachen.

* Hubae (Meierhöfe) waren Güter, die meist aus Haus, Hof, Ställen, Scheunen, Gärten, Wiesen und Wald bestanden, zusammenhängende Bezirke, an Umfang sehr verschieden.

Diese Hubengüter wurden entweder unter Aufsicht des Abtes oder Probstes von Klosterknechten bebaut (dann hießen sie Salgüter oder Herrengüter; hubae dominicales oder salicae);

oder sie wurden verpachtet und waren dann a) Freigüter (hubae ingenuales), wenn die Pächter freie Leute waren; oder b) dienstbare Huben (hubae serviles), wenn die Pächter Unfreie waren.

Sehr unbestimmt ist der Ausdruck *mansus*, welcher in Urkunden und Chroniken so oft vorkömmt. Ursprünglich ist darunter vielleicht eine Baustelle gemeint („Hausplatz" übersetzt Dahl: das Fürstenthum Lorsch); doch wird man es wohl am Besten mit „Grundstück" wiedergeben. Zuweilen wird mansus und huba gleichbedeutend gebraucht. In den Urkunden des Klosters Lorsch kommt vor: ein mansus von 19 Quadratruthen; ein mansus, der eine Wiese, einen Wald und drei Leibeigene enthält; ein mansus, der drei Hubengüter enthält; ein mansus, auf dem eine Kirche steht u. s. f.

Zuweilen scheint es dann wieder, als wäre ein bestimmtes Boden-

Oder dem Kloster gehört ein Haus in der benachbarten bischöflichen Stadt; da gibt es Prozesse zu führen mit dem Miether, der es in so schlechtem Zustande verläßt, daß es neu beworfen, geweißt und gedeckt werden muß. Bei Ernte und Weinlese ist der Abt (und auch wohl einige Mönche) mit draußen, sieht überall nach und hat im Schweiße seines Angesichts zu arbeiten. Er züchtigt auch selbst wohl die Bauern, wenn er mit ihnen unzufrieden ist.

Dann sind die Abgaben von den Klosterleuten einzuziehen, und man kann sich kaum eine Vorstellung machen, wie verwickelt dieß Geschäft war. Auf dem einen Gute müssen die Mägde jährlich jede ein Stück Leinwand spinnen und weben, 60 Ellen lang und 5 Ellen breit; auf dem andern ein Stück wollenes Tuch, 10 Ellen lang und 4 Ellen breit. Hier liefert ein kleiner Hof Holz, um bei der Wäsche das Wasser warm zu machen; ein anderer liefert das Holz zu Bädern; dort ist eine Mühle, welche den Unterhalt der Wäscherinnen und Schneider bestreitet; ein kleines Wirthshaus hat der Abt vielleicht gebaut, von dessen Einkünften der Frater Kellermeister Löffel, Krüge und Becher kaufen muß. Die Abgabe eines Pächters besteht vielleicht darin, daß er die Eisenarbeiten am Sattel des Abtes, an den Sporen und Zäumen besorgt, nur gibt der Abt das Eisen dazu; daß er, wenn im Kloster Fenster zerbrochen sind, das Blei und die sonstigen Zuthaten liefert, auch die Arbeit bezahlt, — nur das Glas liefert der Küster; oder daß er Schlüssel in der Kirche, im Kloster, zu Ställen und Schränken machen und ausbessern läßt, aber das Eisen dazu ebenfalls erhält. Dazu kamen dann noch die verschiedenen Frohnden der Klosterleute auf dem Acker vom Düngen bis zum Einfahren der Garben, auf den Wiesen in der Heuernte, in den Weinbergen, im Walde und in den Steinbrüchen.

Und die Pächter und Bauern, namentlich die Verwalter der „Herrenhöfe", betrogen das Kloster nur zu häufig. „Früher", so

maaß gemeint, wenn es in jener Urkunde Heinrichs IV. vom J. 1086, worin er Bischof Udo von Hildesheim seinen Hof Werla (bei Burgdorf im hannöverschen Amte Schladen) und die Dörfer Immenrode und Gitter am Berge schenkt, folgendermaßen lautet: „Wir haben ihm die genannten Güter geschenkt als 200 mansi; in der Weise nämlich, daß, was über 200 mansi ist, an uns zurückfällt; sollte es aber weniger sein, so werden wir es von andern Orten ergänzen." (Schaten: annales Paderborn. S. 623.)

klagt ein Mönch, „hatten wir Viehställe in den Dörfern, die Milch und Fleisch lieferten; aber die Verwalter betrügen uns, und die Vögte quartieren sich in unsern Dörfern ein und verzehren das Unsrige."

Starb z. B. ein Bauer — wo dem Kloster dann der Anspruch auf das sogenannte „beste Haupt" unter dem Nachlaß, oder auch auf mehr, zustand — so ward den Mönchen ein zerrissener Rock, ein lahmes Schaf, eine magere Sau präsentirt, als das Beste, was der Todte hinterlassen. „Darauf leisteten sie Meineid."

XXXVIII.

Von einem wallonischen Abt, der sich um 1120 im Kloster St. Pantaleon zu Köln aufhielt, heißt es: „Die Klosterleute liebten ihn, weil er sie anständig behandelte, wie es die gesittete Weise der Deutschen erheischt." *

Hiernach scheint man in der Fremde anerkannt zu haben, daß in Deutschland das Volk, d. h. die Unterthanen der Ritter und Geistlichkeit, besser behandelt wurden, als anderswo. Unsere Kaiser hatten allerdings so lange für Frieden im Lande gesorgt, daß alle Stände einigermaßen an Ordnung und Sitte gewöhnt waren.

Nach einem alten Sprichwort war „unter dem Krummstab gut wohnen". Die Bauern hatten es damals in der That am Besten, wenn sie Unterthanen der Geistlichkeit waren. In späteren Jahrhunderten war es freilich anders: da waren die geistlichen Herrn oft die schlimmsten Tyrannen. „Daß unsere Unterthanen uns davon liefen, brauchen wir nicht zu fürchten (sagt ein Mönch aus Zwiefalt in Schwaben); denn wir haben Viele, die sich wegen Bedrückung ihrer Herrn in unser Recht gekauft haben, um Ruhe zu finden: Bauern, Keltermeister, Bäcker, Schuster, Schmiede, Krämer und sonstige Handwerker."

Die Bauern waren, wie die übrigen Bewohner Deutschlands, entweder Freie oder Unfreie.

Der freie Bauer war fähig, ächtes Eigenthum zu besitzen, d. h. solches, wofür er Niemandem zu Dienst verpflichtet war und

* „Honorifice disciplinato Teutonicorum more." Gesta abb. Trudon. XI. 16.

welches er verkaufen und vererben konnte; er nahm Theil an Gerichten und Volksversammlungen; er ließ das Haar lang wachsen, gleich dem Ritter; er trug Waffen, wie es in seiner Heimath Sitte war, z. B. in Sachsen ein Messer, nach uraltem Brauch des Stammes.

Der unfreie Bauer — in der härtesten Form der Knechtschaft — war nicht nur keines ächten Eigenthums fähig, sondern durfte sich sogar nicht von dem Grund und Boden entfernen, der ihm angewiesen worden; war von Volksversammlung und Gericht ausgeschlossen; durfte nicht Zeuge noch Richter sein, noch auch sich vertheidigen: sein Herr stand für ihn. Er durfte nur Waffen tragen, wenn sein Herr ihn im Kriege mit ins Feld nahm; sein Haar war kurz geschoren. Ohne Erlaubniß des Herrn durfte er nicht heirathen. Er war im Grunde keine Person, sondern ein Ding.

Als die Blüthe, das Corollarium des freien Bauernstandes erscheinen jene Freihofbesitzer im südlichen Alemannien (in den augsburger, konstanzer und basler Diözesen), die keinen Herrn über sich haben außer dem Kaiser; die so eifrig darüber wachen, daß nicht durch Heirathsverbindungen mit Unfreien ihr Haus befleckt werde, und die selbst unter Edelleuten im Gericht den Vorsitz führen. Doch gab es anderwärts ähnliche Zustände, namentlich in Sachsen und Friesland.

Als die niedrigste Stufe der Unfreiheit erscheinen die leibeigenen* Knechte im Haus- und Hofdienst, mögen sie nun Pferde warten, Schweine hüten, oder im Walde den Kohlenmeiler bauen, — kurz jene Unfreien, die nicht einmal ein Zinsgut in Pacht haben, oder auf Rechnung ihrer Herrschaft einen Meierhof bewirthschaften. Natürlich stand der Knecht, der in der Behausung eines reichen Ritters oder eines Fürsten aufwartete, das Feuer im Kamin schürte, Schwert und Schild putzte, Lanzenschäfte schabte, gelegentlich mit zum Kampf auszog u. s. w., über einem Knecht, der am Tische eines freien Bauern oder gar eines unfreien Pächters aß. Jener konnte durch die Gunst seines Gebieters Ministerial und Ritter werden.

Nun lag aber in den Zuständen der Bauern zwischen dieser

* Das Wort leibeigen findet sich kaum vor dem 15. Jahrhundert.

niedrigsten Stufe der Knechtschaft und jenem äußersten Gipfel der Freiheit eine große Reihe der mannigfaltigsten Spielarten von Abhängigkeit und Unabhängigkeit, und es möchte zuweilen schwer sein, auf dieser Stufenleiter den Punkt anzugeben, wo die Freiheit aufhört und die Knechtschaft anfängt, und umgekehrt; welcher Bauer mit Waffen und langem Haar, und welcher unbewaffnet und kurzgeschoren einhergehen muß. Denn die Unfreien in den milderen Hörigkeitsverhältnissen scheinen sich von den freien und halbfreien Pächtern und Zinsbauern wenig unterschieden zu haben. *

Die Zahl der Unfreien muß groß gewesen sein. Man findet schon im 9. und 10. Jahrhundert, daß reiche Leute dreißig, vierzig u. und mehr Knechte verschenken. „Man scheint hinreichend befugt, wenigstens die Hälfte aller deutschen Landbewohner im Durchschnitt unter die Unfreien zu rechnen.“ **

Im Allgemeinen waren die Unfreien allerdings noch immer der Herrschaft gegenüber rechtlos, und obgleich die Kirche wohl ihre mahnende Stimme vernehmen ließ, wenn ein Herr im Zorn einen Knecht erschlug, so konnten sie doch jedenfalls beliebig wie ein Stück Vieh oder sonst ein Besitzthum verkauft oder verschenkt werden, *** auch gehörte Alles, was sie besaßen und erwarben, dem Herrn — wiewohl dieß selten so streng gehandhabt worden ist.

Es gab recht wohlhabende Leute unter den Unfreien, die selbst den Armen viel Gutes erweisen konnten, und wie zu Anfang des 10. Jahrhunderts ein Bischof von Konstanz rühmen konnte, seine Schweinehirten sähen so stattlich aus, daß man sie für Ritter nähme und den Hut vor ihnen zöge, so werden uns auch aus dem 11. Jahrhundert unter den Unfreien Männer genannt „von gewaltiger Körperstärke und Tapferkeit, von großer Schönheit, Klugheit und Beredsamkeit.“ Berichte von Mißhandlungen, denen sie in Friedenszeiten ausgesetzt gewesen, sind im Ganzen selten, obwohl es vorkam, daß

* „Unfreie der milderen Art, Laten und Hofhörige, scheinen ihre Verhältnisse selbst entschieden und ihre Richter gewählt zu haben.“ J. Grimm, Rechtsalt.

** Ders. S. 331.

*** Bei Ortlieb: de fundatione monast. Zwiefalt. 8. heißt es: „Die Leute, welche (in dem Alod Dietikon) den centenarius numerus übersteigen, haben wir weder damals verkauft, noch werden wir sie je verkaufen.“

die Bauern, statt zu düngen und zu pflügen, beim Bau der Kirchen, Schlösser und Burgen arbeiten und doch ihre Abgaben genau entrichten mußten, so daß der frühere Reichthum und Frohsinn in Armuth und Trauer verkehrt ward. So wird von Bischof Heribert von Eichstädt berichtet; und der Berichterstatter fügt hinzu: „Das brachte Heribert aus Würzburg mit; da wird ewig eingerissen und neu gebaut."

XXXIX.

Aber in Kriegszeiten, wenn die Bestialität der Reisigen und Ritter sich fessellos ergießen konnte, war das Loos der Bauern jammervoll und unerträglich. Selbst wenn ein König, der doch bei seiner Krönung schwur, die Armen schützen zu wollen, wie z. B. in Frankreich Ludwig VI., von beraubten Kaufleuten oder Geistlichen um Hülfe angerufen wurde gegen einen seiner Barone, wußte er zunächst nichts Besseres zu thun, als dessen Dörfer zu verbrennen und Felder zu verwüsten. Es war allerdings meist Eigenthum des Edelmanns, das da in Flammen aufging; aber die armen Bauern traf es am schwersten: sie waren meist am Bettelstab. Dasselbe geschah in Deutschland. Als Otto von Nordheim geächtet war (1070), fiel der Kaiser mit seinen Rittern in die Dörfer Otto's, dieser in die königlichen Domänen. Die Bauern wurden geplündert, behielten nichts, als das nackte Leben; Manche sogar, die sich nicht in die Wälder geflüchtet, wurden verstümmelt und getödtet. Otto vertheilte unter seine Bauern im Hessischen, da sie zu ihm liefen, einen Theil der Beute, ermahnte sie zu Geduld und Gottvertrauen, und bat sie, für ihn zu beten, da sie die Waffen nicht für ihn führen könnten.

Aber nicht überall waren die Bauern so geduldig. In Westfalen sind sie wohl geneigt, Gewalt anzuwenden, wenn man ihnen wehren will, die Schweine in die Eichwälder zu treiben oder Eicheln in Säcke zur Stallfütterung zu sammeln. Auch aus Schwaben wird berichtet, wie Ritter bei ihren Angriffen auf ein Kloster von den Bauern schimpflich in die Flucht gejagt wurden.

Auch werden sie von den Fürsten bewaffnet und fechten Schlachten mit in diesem Jahrhundert. Werden sie dann von der Gegenpartei gefangen, so erleiden sie eine Behandlung, die dem barbarischen

Zeitalter vollkommen entspricht. Und fallen sie zu Tausenden, so heißt es wohl: „Das Blutbad war groß, doch der Sieg gering.“ Ein Bauernleben galt eben nicht viel.

XL.

Sie litten vor allen Andern bei den schrecklichen, fast periodisch wiederkehrenden Hungersnöthen jener Zeit, von denen wir uns heutzutage, wo fruchtbare Gegenden den ärmeren leicht ihren Ueberfluß mittheilen, kaum eine Vorstellung machen können. Es wird uns von Theurungen berichtet (1095 in Lothringen), wo z. B. Kloster Gemblour von allen seinen Aeckern und Zehnten nicht für zwei Monate Brot hatte. „Da verhungerten so Viele, daß die Kirchhöfe nicht zureichten. Statt der Gräber wurden große Gruben gemacht und die Leichen an Stricken hinunter gelassen. Auf den Straßen, in den Wäldern fand man Leichen. Ritter borgten Geld, um ihre Familien zu erhalten. Die Wucherer* benutzten das; konnte man das Geld nicht zur bestimmten Frist erstatten, so mußte man schwören, das Doppelte zu zahlen.“

Ferner von Regenjahren, da man nicht säen konnte und zur Erntezeit Unkraut, besonders „der unselige Lolch“ die Aecker bedeckte; — oder von Kriegszeiten, wo der Feind die Felder verwüstet, die Dörfer niedergebrannt und das Vieh fortgetrieben hatte, so daß die Aecker nicht zu bestellen waren. Wer Lebensmittel hatte, verkaufte möglichst theuer; und wenn dann die Thiere verzehrt und alle Auskunftsmittel erschöpft waren, Wurzeln und Unkraut, Brot aus Thon mit Mehl oder Kleie vermischt nicht ausreichen wollten — dann streckten die bleichen, abgemagerten Menschen, denen die Haut um die Knochen schlotterte und die Stimme vor Schwäche versagte, die Hand nach dem Ekelhaftesten aus: Leder, verwesende Thiere — nichts blieb unversucht.

In Arelat — die romanischen Nationen neigen leicht zu solchem Verdacht** — wußte man in der gräßlichen Noth um das Jahr 1030,

* St. Bernhards Sendschreiben an die Deutschen: „Ich verschweige, was wir mit Schmerzen sehen müssen, daß, wo keine Juden sind, christliche Wucherer noch schlimmere Juden sind.“

** Z. B. im 16. Jahrhundert glaubten die Hugenotten, Glaubensgenossen von ihnen wären von den Katholiken geschlachtet und verzehrt. (So erzählt

daß Leichen verzehrt, Reisende in der Herberge im Schlafe erschlagen, Knaben an entlegene Orte gelockt, getödtet, zerstückt und gekocht waren. Mißtrauisch sah das Volk die Fleischwaaren an, welche zu Markte kamen. Einst ward ein Verkäufer ergriffen und verbrannt, und das Fleisch, welches er feil bot, als Menschenfleisch vergraben. Und in der folgenden Nacht ergriff man schon einen andern Menschen, der jenes verscharrte Fleisch ausgrub, um seinen Hunger damit zu stillen. So ließ auch der Graf von Maçon damals einen Menschen verbrennen, der in einem Walde wohnte und dort Reisende, die bei ihm übernachtet, getödtet haben sollte.

Manche trieb der Heißhunger, wenn sie endlich Speise erhielten, zu unmäßigem Essen, so daß sie starben; oder sie waren so schwach, daß keine Speise mehr half. Andre wollten die Heimath verlassen, schleppten sich ein paar Meilen fort und stürzten dann vor Schwäche zu Boden.

Da war in den verzweifelnden Menschen Herzenshärtigkeit und Stumpfsinn. „Es fanden sich Wenige, die zerknirschten Herzens die Hände zu Gott um Hülfe erhoben hätten;" die Noth war zu groß. Viele Leichen blieben den Wölfen zum Fraß liegen; einzeln konnte man sie nicht begraben; zu Hunderten wurden sie, nackt oder halbnackt, ohne Ordnung in Gruben geworfen.

Bei solchem Elend lösten sich dann auch die Bande der Natur. Wie es in Italien geschah, daß Mütter, dem ungestümen Gebot des Heißhungers gehorchend, ihren Kindern die Speise vom Munde rissen, so vergiftete 1097 in Schwaben, als dort viele Tausende verhungerten, eine arme Frau ihr Kind „mit dem Kraute, welches Kollo hessit," um sich leichter zu nähren. Der Abt von Zwiefalt gab ihr endlich hinreichende Nahrung, aber sie war schon so entkräftet, daß sie nicht mehr zu retten war. „Jenes Kraut vergiftete noch Viele, die vor Hunger rasend es ohne Bedacht aßen. Im Dorfe Pflummern verzehrte ein Mann nebst Frau und Sohn ihr Essen, aus Mehl, Wasser und Kräutern, *wie die Armen pflegen*; dabei war auch jene Giftpflanze, und sie starben, ehe sie abgegessen hatten."

Zuweilen vermochten Bischöfe und Aebte, durch weise Maaß-

Fischart in der Geschichtsklitterung.) Man denke auch an die untori in Manzoni's Pestbeschreibung, und an die Cholera in Paris 1832.

regeln die Noth zu lindern, Getreide aufzukaufen und Geld zu vertheilen; anderwärts aber verschlossen reiche Mönche hartherzig ihre vollen Gewölbe, während draußen auf allen Wegen die Leichen der Verschmachteten lagen; oder es kam so weit, daß fromme und edle Aebte, wie Richard von St. Vitonus zu Verdün, der allen Schmuck seiner Kirche geopfert hatte, endlich kaltblütig beschlossen, die schwächeren Bauern lieber ruhig verhungern zu lassen und nur den kräftigeren Nahrung zu geben, damit doch Leute übrig blieben, die das Feld bestellen könnten.

Meist ist der Bericht der Chronisten über solche Nothstände kurz. Sie werden beiläufig erwähnt, gleich den Nachrichten über Witterungsverhältnisse und den Ausfall der Ernte; — und darin liegt der Beweis, daß sie etwas Gewöhnliches waren. „In dieser Zeit", sagt Adam von Bremen (um 1068), „war Hungersnoth, und überall wurden arme Leute auf den Straßen todt gefunden." Oder Kosmas von Prag: „Im Jahre des Herrn 1043 war so große Hungersnoth in Böhmen, daß der dritte Theil des Volkes starb." Ferner, als Kosmas 1094 von Mainz nach Prag zurückkehrte: „Es war Fastenzeit und große Sterblichkeit in Deutschland. Die Bischöfe wollten in der ziemlich großen Kirche vor einem Dorfe Messe feiern; aber sie konnten nicht hinein, weil auf dem Fußboden ein Leichnam neben dem andern lag." So berührten sie eine kleine Stadt, in der kein Haus war, wo nicht drei oder vier Leichen gelegen hätten. „Wir zogen vorbei und übernachteten auf dem Felde."

XLI.

Ungezügelte Ruchlosigkeit, die nach Mord und Zerstörung trachtet, steht in diesem Zeitalter hart neben zagender Todesfurcht, tiefer Zerknirschung und übertriebener Askese, — Beides nur verschiedene Formen derselben sinnlichen Natur, die sich kein Maaß zu setzen weiß.

Ja, in der Brust des einzelnen Menschen ist dieser Zwiespalt wahrnehmbar. An Charaktere, deren überkräftige Sinnlichkeit nach außen drängt, sich in guten oder bösen Thaten zu entladen, tritt das Christenthum der Kirche mit seinen Forderungen, der Welt zu entsagen, seinen Verheißungen und namentlich seinen Drohungen. Den Gewaltigen, den Fürsten und Krieger, während er Alles genießt,

was Reichthum und Ruhm dem Menschen gewähren können, durchzuckt mitten unter seinen Siegen, seiner Lust und Ueppigkeit der Gedanke an den Tod, an Gottes Richterstuhl, an die Qualen der Hölle. Seine Seele zagt, er bricht in Thränen aus und streckt in Verzweiflung und Angst die schuldigen Hände gen Himmel. Quid sum miser tunc dicturus!

Zu Krämpfen, zu Wahnsinn treibt die Angst vor den ewigen Qualen den Schuldigen. Wie Orest von Furien gejagt, eilt der Vasall, der seinen Herrn erschlagen, nach Rom; er hält dem Pabst die Mörderhände hin, damit derselbe bestimme, was er nun beginnen solle mit diesen Händen, um der Hölle zu entgehen.

Und je roher die Zeit überhaupt war, desto heftiger die Empfindungen, desto lebendiger die Phantasie. Bei den Strafworten des Predigers, wenn er mit Gottes Zorn droht, tönet wohl die ganze Kirche vom Aechzen und Stöhnen der reuerfüllten Gemeinde wieder.

Kirchen und Klöster zu stiften oder zu beschenken; Almosen zu geben und dann in Demuth, Erniedrigung und Zerknirschung Buße zu thun,* — das sind die Mittel des Zeitalters, Gottes Zorn abzuwenden und die Fürbitten der Heiligen zu gewinnen.

Den Werth geistlicher Stiftungen charakterisirt die Vision eines Eremiten bei dem Tode des Kaisers Heinrich II., der doch so viel für die Bereicherung der Geistlichen gethan hatte. Er sah eine unendliche Ebene, auf welcher viele Teufel die Seele des Kaisers fortschleppten und riefen: er ist unser! er ist unser! Ihnen folgte die Jungfrau und St. Georg, denen zu Ehren er in Bamberg ein Münster gebaut hatte. Und sie kamen zu einer ungeheuren Wage; und die Teufel legten die bösen Thaten des Kaisers in die eine Schale; aber die Mutter Gottes warf Kreuze, Kelche, silberne Leuchter, Weih-

* Es ist uns eine deutsch geschriebene „reine Beichte" aus dem 11. Jahrhundert erhalten, worin der sündige, heilsbegierige Mensch sich aller nur erdenklichen Verbrechen anklagt, ein rührendes Gebet znm Allerbarmer, ein treffliches Denkmal des Geistes jener Zeit und ein würdiger Beweis von dem unglaublichen Reichthume unserer Sprache in jenen Jahrhunderten. S. Gödeke's Mittelalter S. 55. Nuni mag ich (heißt es gegen Ende) noh nichan mit herzan, noh mit munde, mih so giruochan, noh so uberteilan, noh dir, trohtin got alemahtigiê, so viriehan, so verro sos ich sculdig bin, wande miner sundon unde miner meindatone, der ist disiû werlt vol, die sint leidir ubirmez uber alla dusent zala, uber mennisken gidanc, uber engiliskan sin. Dir einemo herro sint si chunt, du eino maht si virgeban u. s. w.

rauchgefäße, unzählige Priestergewänder, Kloster und Kirche in die andere, bis sie endlich sank und die Teufel von der Seele abließen.

Pilger und Bettler waren überall zu finden.* Denn daß Bauern verarmten, ihre Heimath verließen und von Thür zu Thür bettelten, geschah nur zu oft. Auch Ritter kamen wohl so weit herunter. — Sie nun hin und wieder zu pflegen, ja in Demuth ihnen zu dienen, Hände und Füße zu waschen, darin gefiel sich die Frömmigkeit der Zeit. So überließ einst Heinrich III. zu Mainz den Armen die Speisen, welche für ihn und sein Gefolge bestimmt waren, trug die Schüsseln mit auf, stand bei Seite, nach Weise der Diener, und trug nachher auch die Ueberbleibsel fort. Jedoch hat Niemand mit mehr Aufopferung für die Armen gesorgt, als Heinrich IV., „der Barmherzige, der Vater der Armen."

Und die Formen der Buße möglichst kraß, und darum leer und nichtssagend. Der Sünder schlägt nicht an die Brust und spricht: Gott sei mir gnädig! mit dem Vorsatz, nun ein anderer Mensch zu werden; — sondern wenn er Buße thut, so kriecht er buchstäblich im Staube, die Geißel fällt auf seinen Rücken, er bebt vor keiner Demüthigung zurück — um am nächsten Tage zu neuem Frevel fortzustürzen.

Herzog Gottfried der Bärtige, 1047 im Aufruhr gegen Kaiser Heinrich III. begriffen, zog gegen Verdün, drang hinein und verbrannte die Stadt. Er wollte die Kirchen retten, aber die Marienkirche verbrannte trotz aller Anstrengungen seiner Soldaten. „Der Herzog fürchtete Gottes Zorn und that öffentlich Buße. Barfuß und fast nackt kroch er auf den Knieen von der höchsten Stelle der Stadt bis vor den größeren Altar der verbrannten Kirche, ließ sich daselbst heftig peitschen und bestimmte zwei Dörfer und andere Geschenke zum Wiederaufbau der Kirche. — Darauf zerstörte er dem Kaiser den wundervollen Palast zu Nymwegen und füllte ganz Lothringen mit Mord, Raub und Brand."

Und wie zagt er, der gewaltige Kriegsheld, wie seufzt und weint

* In Didot's Univers pittoresque, Angleterre I. ist ein Bild der Wohnung eines sächsischen Edlen mitgetheilt, welches im 11. Jahrhundert gezeichnet ist. Im Vordergrunde drängen sich die zerlumpten Bettler mit nackten Kindern, schreiend und die Hände ausstreckend.

er auf seinem letzten Krankenlager zu Bouillon! Sein Schwert übergiebt er einem Abt, damit er sein Zeuge sei vor Gottes Thron, daß er dem weltlichen Dienst entsagt hätte; — als ob vor dem Allwissenden solches Zeugniß nöthig sein würde. Er schenkt dem Abt Reliquien, bestimmt gewisse Güter zum Bau eines Klosters, giebt die Peterskirche zu Bouillon den Mönchen von St. Hubert und wird heiter, da er hört, wie sie die Glocken läuten. Andere Tischgenossen, als Arme und Bettler, will er nicht mehr.

So wird mancher alte mordbeladene Sünder, wie jener Graf Ludwig von Thüringen, der Gründer von Reinhardsbrunn, noch kurz vor seinem Tode Mönch, um den Krallen des Teufels zu entgehen.

XLII.

Damit hängt ein anderer Widerspruch zusammen. Wenn nämlich in Kirchen und auf Altären dasjenige am Meisten verehrt wurde, was bunt und glänzend war, und grandiose Münster, auf sechzig Säulen ruhend, mit bemalten Wänden, ungeheuren Candelabern aus Erz, strahlenden Kronleuchtern, geputzten Heiligenbildern und kostbaren Schmucksachen aus Gold und Edelsteinen das fleischlich gesinnte Volk zur Andacht und noch mehr zu Geschenken anregten: so wurden unter den Geistlichen doch diejenigen als besonders heilig verehrt, welche durch Kasteiungen und Büßungen jeder Art, Fasten, Geißelungen, schlechte Kleider und bettelhaftes, selbst schmutziges Aussehen zeigten, daß sie der Welt und ihrer Eitelkeit entsagt hätten.

Solch ein Mönch kam nach Wollin, und es ist interessant, zu hören, wie ihn die heidnischen Pommern aufnahmen. Denn sie hatten keine Vorstellung, warum Jemand ohne Noth so abgerissen einhergehen könnte. Als sie ihn gleich einem Bettler und barfuß durch die Straßen ziehen sahen, fragten sie ihn, wer er wäre; und da er erwiederte, der wahre Gott, welcher Himmel und Erde gemacht, habe ihn geschickt, sie vom Götzendienst zu bekehren, antworteten sie: „Wie kann das sein? Gott ist so groß und reich an allen Gütern, und du bist so abgerissen und hast nicht einmal Schuhe an? Geh zu den Fischen und Vögeln der See, wenn du so große Lust zu predigen hast. Hier ist Niemand, der dich hören will.“

Oft war solche Askese heuchlerisch. Erzbischof Grossulan von Mailand, so lange er nur Vikar seines Vorgängers Anselm III. war (1100), ging so dürftig einher, daß selbst die Priester ihn baten, sich passender zu kleiden: „Wenn du die Welt verschmähst, warum bist du herein gekommen? Sieh, man bedient sich in dieser Stadt bunter Kleider, schöner Pelze und Schmucksachen und guter Speisen. Es würde uns eine Schande sein, wenn die Fremden dich so zerlumpt und zottig sähen.“ Indessen er gewann durch diese „Weltentsagung“ die Liebe des Pöbels, der nachher seine Wahl zum Erzbischof mit Gewalt durchsetzte. Darauf aber, als er Erzbischof geworden, „gab er menschlicher Schwachheit nach, aß gut und trug kostbare Kleider.“

Wer wollte einem religiösen Gemüthe die Formen vorschreiben, in denen es sich aussprechen und seine Seligkeit suchen sollte! Und doch — roh und unvernünftig muß uns zuweilen die Weise erscheinen, in welcher manche Charaktere jener Zeit (denn im Verhältniß zur übrigen stumpfen und dumpfen Masse waren es wenige) ihrer Seele Heil zu finden trachten. Dem Mönch, der Arme und Kranke pflegt, alle Erdenfreude von sich weist, nur auf die himmlischen Mächte und das Jenseits seinen Geist richtet, können wir unser Mitgefühl so wenig versagen, wie dem Bauer, der dem Einsiedler trockenes Heu in die Hütte trägt, Feuer anzündet, ausfegt, Wasser holt, das Geschirr ausspült, das Lager bereitet und dann heimkehrt, in der frohen Hoffnung, daß Gott es ihm einst lohnen wird; — oder selbst jener Tochter Wilhelms des Eroberers, die einen Thron ausschlägt, nur ihrem himmlischen Bräutigam lebt und so ausdauernd zum Gebet niedersinkt, daß sie zuletzt (gleich den homerischen Göttinnen des Gebetes im Gefolge der Ate) Schwielen vor den Knieen hat.

Aber es übersteigt das Maaß, wenn ein Mönch jedes Bad flieht und vom dreißigsten bis zum achtzigsten Jahre sein grobes Hemde kaum wechselt; wenn ein anderer durch anhaltendes Fasten den Magen so sehr schwächt, daß sein häufiges Erbrechen beim Gottesdienst in der Kirche störend und lästig wird; wenn die einst so gefeierte Gräfin Richilde von Mons* (um 1080), nachdem alle ihre Pläne

* Mons hieß eigentlich mons castrorum. So oft dieß von französischen Geschichtschreibern jener Zeit deutsch übersetzt wird, heißt es Burg. Die

gescheitert sind, in dem flandrischen Kloster Messines nicht nur alle Zeit fastet und betet und den Armen und Kranken dient, sondern sich auch aus Demuth in demselben Wasser badet, in welchem sie eben Aussätzige gewaschen und gebadet hat; wenn St. Heimerad († 1019), der lange, magere Heilige, mit seiner höchst bettelhaften Kleidung und einem vom Fasten eingefallenen Gesicht, umherzieht und nur darauf bedacht ist, die Leute zu reizen, daß sie ihn schmähen und schlagen, um sich in der Demuth zu üben und sein Fleisch zu kasteien. Gerade der Ruf dieses Einsiedlers, der sich nach mancherlei Wanderungen in Hessen am Hasungenberge niederließ, war so groß, daß die Leute „wie zum Markt" mit ihren Gaben herbeizogen, um den Knecht Gottes zu sehen, seinen Segen zu empfangen und sich seinem Gebet zu empfehlen. Sein Beispiel freilich nachzuahmen, dazu waren diese seine Besucher mit Recht nicht geneigt. Er pflegte in einer benachbarten Kirche nach der Messe wohl den Anwesenden jenen im Grunde unausführbaren Rath zu geben, ihre Habe zu verkaufen und sie den Armen zu schenken. Dann lachten die Leute und fragten, was denn zuletzt dabei herauskommen sollte, wenn Jeder das Seinige verschenkte, und Alle arm wären. Heimerad verwies sie auf den Lohn im Himmel; der Herr würde für sie sorgen.

Zuweilen befiel ihn eine Anfechtung in der Kirche, während des Gottesdienstes. Mit Staunen und Ehrfurcht sah dann das Volk, wie der heilige Mann hinaus lief und in einen nahen Teich sprang, um seine Sinne zu bändigen. Zu demselben Zwecke kroch er einst nackt durch einen Dornbusch. —

Doch bei allen diesen Auswüchsen begegnen wir wiederum Geistlichen, in denen der wahre Geist der Bergpredigt lebt, und welche, ein mildes Maaß beobachtend, in Sanftmuth und Selbstverläugnung ihrem Erlöser nachfolgen. Freilich es sind Wenige, wie zu allen Zeiten.

XLIII.

„An Raub gewöhnte Menschen (sagt Bischof Ivo von Chartres) können von ihrer Bosheit nicht abgehalten werden, wenn sie nicht durch schrecklichen Bannfluch gestraft werden."

Stadt liegt im Hennegau. J. B. Orderich Vitalis nennt Richildens Sohn stets Balduinus de Burg. So auch Albertus Aquensis.

Seit den ersten Zeiten der christlichen Kirche besaß die Geistlichkeit die so wichtigen und oft so wirksamen Strafmittel der Exkommunikation und des Anathema. Obwohl beide Ausdrücke im 11. Jahrhundert fast immer als gleichbedeutend gebraucht wurden, so war doch Exkommunikation ursprünglich die gelindere Strafe, nämlich Ausschluß von der Gemeinschaft des Gebetes der Gemeinde und des ganzen heiligen Dienstes. Sie sollte allerdings den Verlust aller weltlichen Würden mit sich führen, jedoch nur als Vorläuferin des Anathema dienen, welches den Exkommunicirten, wenn er nicht in bestimmter Frist Buße that, als ein faules Glied von der Kirche schnitt und der Hölle überlieferte. Die Exkommunikation galt ursprünglich für das Diesseits, das Anathema für das Jenseits. Wie aber die Exkommunikation zum Anathema ward, wenn der Gebannte im Ungehorsam verharrte, so konnte das Anathema auf der andern Seite ebenfalls durch Reue und Buße gesühnt werden.

Oft wurde dieser Bann mit großem Leichtsinn verhängt. Wenn z. B. Mönche in Rouen, nachdem sie lange Zeit in der Kirche vergebens auf den Bischof gewartet, endlich den Gottesdienst anfangen; und derselbe dann nach dem gloria in excelsis hereinstürzt „wie ein Sturmwind", mit funkelnden Augen und wüthenden Geberden, die Mönche verflucht und exkommunicirt, weil sie nicht noch länger gewartet, — so mußte solche Uebereilung die Ehrfurcht vor dem Banne sicher schwächen. Noch unwürdiger war das Beginnen des Bischof Hezel von Hildesheim, der das Anathema über die fuldischen Ritter zu Goslar 1063 aussprach, weil sie das gute Recht ihres Abtes vertheidigten, nachdem sie von den Hildesheimern angegriffen waren.

Die Ansichten über den Bann waren daher schon damals getheilt.

Der gute Kardinal Damiani war der Ansicht, dem Bannfluch des Pabstes folge die ewige Verdammniß so sicher, wie der Donner auf den Blitz; als ob die ewigen Mächte eine Maschine wären, die mechanisch sich in Bewegung setzte, wenn der heilige Mann in Rom daran rührte.

Dieser unsinnigen Behauptung, als führe der Bannfluch zur Hölle, gleichviel ob gerecht, oder ungerecht, ward die Wahrheit kräftig entgegengehalten.

„Du sprichst das Anathema über uns aus?“ spricht ein Anhänger des Kaisers zum Pabst. „Gewiß, die Menschen wären elend, wenn nach jeder heftigen Gemüthsbewegung (eines Priesters) die göttliche Verdammung sich richtete, wie sie der Zorn jedes beliebigen Menschen Gott vorschreiben möchte.“ *

„Du sprichst das Anathema über uns aus?“ spricht ein Anhänger des Pabstes zu einem kaiserlichen Bischof. „Weißt Du nicht, was St. Hieronymus sagt zu Matthäus 16, 9: „„Was Du auf Erden binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein?“ — Die Stelle haben Priester und Bischöfe nicht verstanden und glauben in pharisäischem Hochmuth, sie könnten Unschuldige binden und Schuldige lösen. Aber Gott sieht nicht die Meinung der Priester an, sondern den Lebenswandel der Angeschuldigten.“ **

Der treffliche Mönch Siegebert aus Gembloux giebt sich sogar noch die Mühe, zu beweisen, daß ein ungerechter Bannfluch ohne Wirkung für das Jenseits sei. „Was soll man dazu sagen, wenn er (Pabst Paschalis) behauptet, Kaiser Heinrich sei durch das Urtheil des heiligen Geistes exkommunicirt! So oft also Jemand aus Privathaß in den Bann gethan würde, sollte man annehmen, er wäre durch das Urtheil des heiligen Geistes exkommunicirt! Und die Päbste absolviren so oft Menschen, welche von andern Bischöfen ungerecht in den Bann gethan sind. Wie soll nun Gott nicht Jemanden freisprechen können, über den der Pabst ungerecht das Anathema ausgesprochen!“

In Wahrheit: der kirchliche Bann war und ist ein Wechsel, der nur dann Werth hat, wenn er acceptirt wird. In späteren Jahrhunderten, selbst vor der Reformation, lag dieß schon sehr klar zu Tage. Frankfurt an der Oder z. B. war im 15. Jahrhundert lange Jahre im Bann, aber es kümmerte sich Niemand darum. Die Bürger gingen ruhig ihren Geschäften nach, und den Priestern, welche die Stadt verlassen hatten, blieb zuletzt nichts übrig, als in der Stille zurückzukehren. —

Die weltlichen Strafen waren, wie es von einer so barbarischen Zeit zu erwarten ist, sehr grausam, obwohl allerdings eine

* Wenrich von Trier.

** Abt Dietrich II. von St. Hubert.

spätere Zeit, besonders das 16. und 17. Jahrhundert, in der Virtuosität zu quälen vielleicht noch mehr geleistet hat.*

„Kaiser Konrad," sagt ein Italiener, „schrieb einen Reichstag nach Pavia aus (1037), um die Todtschläger und die Bedränger der Kirchengüter, der Wittwen und Waisen, zu strafen. Da wurden Streitigkeiten geschlichtet, Wergeld gezahlt, Hände abgehauen, Augen ausgerissen, Köpfe abgeschlagen." Selbst Geistliche straften ihre Untergebenen in dieser Weise, und Pabst Gregor billigte solches Verfahren.

Graf Balduin VII. von Flandern, der Sohn Roberts II., „war ein Jüngling von großer Hoffnung, ein Schützer des Rechtes und des Friedens." Einst ließ er einen jungen Menschen, der gestohlen hatte, bei Brügge auf unerhörte Weise hinrichten. Derselbe ward in eine Wanne mit Wasser gethan, und dann legte man Feuer unter, bis das Wasser kochte. Das Volk stand umher und weinte. Bei dem schrecklichen Gebrüll des Unglücklichen konnte selbst der Graf sich der Thränen nicht erwehren. „Aber die Uebelthäter im Lande erschraken und ließen ab von ihrem Wesen."

XLIV.

Was die Weise der Gottesverehrung anbetrifft, so war das Volk zu roh, um Gott als den Allerhalter zu fassen, der „sich in Natur, Natur in sich hegt;" wenn es auch in Deutschland nicht so schlimm stand, wie z. B. noch im zehnten Jahrhundert in der Lombardei, wo ein Bischof von Verona dagegen eifern mußte, daß selbst Priester in seinem Sprengel sich Gott als einen großen König dächten, der auf einem goldenen Stuhle säße, während rings umher eine Miliz von Engeln stände, geflügelte Menschen in weißen Kleidern, wie sie auf die Wände gemalt würden. „An jedem Montag, hatten die Priester dem Volke gesagt, liest der Erzengel Michael vor Gott die Messe." Und als der Bischof sie belehrte, murmelten die Priester: „Was nun? Bisher dachten wir, wir wüßten etwas von Gott;

* Doch schon damals bewunderte Abt Guibert von Nogent die Geduld der Gefangenen, welche ihr Geld festhielten, wenn man sie auch an den Daumen (genitalibusque) aufhängte, ihnen die Zähne mit Zangen auszöge, die Zehen mit hölzernen Schrauben zerquetschte, die Fußsohlen mit Salzwasser bestriche und von Ziegen belecken ließe.

aber dann ist er ja gar nichts, wenn er nicht einmal einen Kopf, Augen und Ohren hat."

Vielmehr zeichnen sich, wie es schon gesagt worden, viele deutsche Geistliche dadurch aus, daß sie das Wesen der Gottheit geistiger fassen und bei allem Heiligendienst Gott nicht vergessen. Das Gebet, welches Abt Richard zu St. Vitonus in Verdün den Klosterleuten beibringen ließ, bezeichnet ungefähr ihren Standpunkt. „Laßt uns Gott anbeten, die heilige Dreieinigkeit; laßt uns seine Heiligen bitten, daß sie Gott bitten, er möge uns geben Friede und Gesundheit, den Sündern wahre Reue, den Zwieträchtigen wahre Eintracht, den Lebenden Frieden, den Todten Ruhe."

Doch scheint es bei den Laien zuweilen, als wäre selbst Christus, seit er Gott gleichgesetzt ward, aus dem Bewußtsein in Höhen entrückt gewesen, wohin dasselbe nicht zu folgen vermochte. Die Jungfrau und die Heiligen stehen dem Gemüthe näher. Wir finden wohl, daß einem kranken Pilger Dämonen mit feurigem Dreizack erscheinen und ihn zu tödten drohen; daß ihm dann Christus und Maria zu Hülfe kommen und sie verscheuchen. Aber auch da tritt Christus zurück gegen seine Mutter, die den Kranken anblickt „mit einer Miene voll Süße und Huld, mit jener Miene, mit der sie zu Cana sprach: Es fehlet an Wein!" *

Wenn wir die Heiligen um Hülfe anrufen, so wird Gott unsere Noth desto eher wenden ** — sprachen die Priester. Die große Gefahr bei diesem Heiligendienste lag nun darin, daß man sich damit begnügte, durch Geschenke und äußere Mittel sich den Beistand und die Fürbitte der Heiligen zu erwerben, statt selbst nach innerer Wiedergeburt zu trachten. Kein Mensch beschenkte Kirchen und Klöster reichlicher, als der Normanne Robert Guiskard, der doch,

* Wie sehr in Italien der Dienst der Jungfrau populär war, sieht man u. A. aus einem Gebet des Kardinal Damiani, welches vollkommen im Volkston gehalten ist: Es heißt z. B. darin:

O miseratrix, o dominatrix, praecipe dictu,
Ne devastemur, ne lapidemur grandinis ictu.

Man denkt unwillkürlich an Thomas Moore's:

Then, Mary, star of the sea,
We pray, we pray to thee.

** Lacomblet I. 229.

wo es auf Durchführung seiner Pläne ankam, sein eigen Fleisch und Blut nicht geschont hätte.

Uebrigens waren die Köpfe der Menschen angefüllt mit Phantasieen und Erzählungen von des Teufels List und Gewalt; namentlich waren die Mönche durch ihre Visionen und Träume bekannt. Geschah es doch wohl, daß ein kranker Mönch Stunden lang ohne Bewußtsein lag und dann, wenn er die Augen aufschlug, erzählte, wie seine Seele den Leib verlassen und an der Hand des Erzengel Michael die Wohnstätten der zur ewigen Qual Verdammten durchwandert hätte;* daß der Teufel in tausend Weisen die Menschen erschreckte, wie ein Sturmwind durch das Gebirge fuhr und Felsen und Bäume ausriß, oder grunzend, aber unsichtbar, in der Kirche umherlief; daß Dämonen einzelne Menschen wahnsinnig machten, oder sie an steile Orte verlockten, wo sie stürzten und starben.

Zu dem gottlosen König Wilhelm Rufus von England, dem Sohn des Eroberers, kam an seinem Todestage (1100) früh ein Mönch und warnte ihn, weil er einen unheilverkündenden Traum gehabt. Da lachte Rufus und sagte: Es ist ein Mönch, er träumt nach Mönchsweise, möchte ein Trinkgeld haben. Gebt ihm hundert Gulden.

XLV.

Im zehnten Jahrhundert hatte man den Weltuntergang erwartet; man erwartete ihn hie und da noch im elften; darum pilgerte man so fleißig nach Jerusalem. Bei dem großen Elend, welches überall herrschte, hatte man gegen Ende des Jahrhunderts das Gefühl — und es wird vielfach ausgesprochen — daß die Welt im Greisenalter wäre, und ihr Ende bevorstände.**

Mit dem Anfange des elften Jahrhunderts freilich (sagt ein Chronist) war es, als ob die Welt das Alter von sich werfend überall das weiße Kleid der Kirche anzöge. Die Gläubigen bauten Kirchen an den Bischofssitzen; die Münster der Heiligen und die kleinen Pfarrkirchen in den Dörfern wurden neu gebaut. Auch wurde eine

* Eine lange Vision bei Hugo von Verdün, gar nicht ohne poetischen Werth. Sehr viel handelt von Dämonen Guibert von Nogent de vita sua gegen Ende des lib. III.

** Ekkehard von Aurach: jam senescens et prope interiens mundus. Guibert von Nogent: mundo prolabente in senium.

Menge von Reliquien gefunden, „zum großen Trost für gläubige Gemüther;“ in Frankreich namentlich zu Sens, wo ein Stück vom Stabe Mosis und andere seltene Sachen zu Tage kamen. Dahin strömten die Gläubigen aus Gallien, aus Italien und von jenseit des Meeres, und viele Kranke wurden gesund durch die Fürbitten der Heiligen. Dadurch wurde die Stadt reich, und die Einwohner über die Maaßen insolent.

Mit diesen Reliquien wurde in der That großer Unfug getrieben, und bei Weitem die meisten waren falsch. Sehr vereinzelt steht die verständige Mahnung des Abtes Guibert von Nogent, man solle die Leichen ruhen lassen, damit sie wieder zur Erde würden, davon sie genommen wären.

Es waren oder sollten die Gerippe der Heiligen sein, oder auch nur einzelne Glieder: Schädel, Arme, Hände, Zähne, ihr Blut, ihre Gewänder oder Stücke derselben. Mit Gold und Juwelen wurden sie eingefaßt, in seidene Tücher gehüllt, in kostbaren Schreinen aufbewahrt; denn „die Augen (sagt St. Bernhard 1125) werden durch die goldbedeckten Reliquien geblendet, und die Beutel geöffnet.“

Große Gewalt ward ihnen beigemessen. Sie heilten Kranke; sie löschten Feuersbrünste; der Krieger, welcher sie trug, war gefeit; bei feierlichen Eidesleistungen legte man die Hand auf Reliquien. Ja sie waren gewissermaßen lebendig; sie flogen zuweilen fort, wenn die Kirche, wo sie aufbewahrt wurden, verbrannte.

Als in Köln St. Peters Dom 1080 brannte, Geistliche und Volk schon verzweifelten und nur die Schmucksachen zu retten suchten, wurden die Gebeine des heil. Cunibert herbeigebracht. Schluchzend und weinend gingen die Geistlichen, welche dieselben trugen, auf das Feuer los. „Da sahen wir mit eigenen Augen, berichtet Erzbischof Siegwien, wie die Flamme erlosch.“

So nähte dem Grafen Lambert von Löwen 1015 seine Geliebte, eine Nonne, Reliquien in den Rock, welchen er über Halsberge und Panzer trug, als er in die Schlacht gegen den Bischof von Lüttich zog. Unwiderstehlich drang er vor, bis er die Reliquien verlor und nun kraftlos fiel.

Vornehmlich sollten Kranke durch die Kraft der Reliquien geheilt werden. Aerzte — es waren meist Juden oder Italiener —

gab es nicht viele. Sie waren wohl nicht sehr tüchtig, wenn auch manche bei den sehr civilisirten Arabern studirt hatten; und waren dann so theuer, daß die Leute durch die Kosten ruinirt wurden.*

Schrecklich war oft der Anblick der Krüppel, der Lahmen und Blinden; der Aussätzigen, die sich etwa aus den Hütten aufgemacht hatten, welche man ihnen fern von bewohnten Orten an der Landstraße baute; der Wahnsinnigen, die gebunden, mit Peitschenhieben von den Verwandten hergetrieben wurden: wie sie sich vor der Kirche wälzten, einander würgten, vor Schmerz mit den Händen in die Erde gruben oder hinein bissen. —**

Indessen häufig war auch die Krankheit erheuchelt; denn diejenigen, welche am Grabe eines Heiligen geheilt wurden, galten dann als besonders begnadet und wurden von mitleidigen, durch das Wunder erfreuten Menschen beschenkt. „Da pflegen denn (spricht ein Geistlicher aus Hildesheim) Manche nach heiligen Stätten zu laufen, stellen sich blind oder schwach oder stumm oder besessen, wälzen sich im Angesicht des Volkes vor den Altären oder Gräbern der Heiligen, und rufen dann plötzlich, sie wären geheilt, um vom Volke größeren Gewinn zu ziehen. Da werden nun auch die wirklichen Wunder zuweilen bezweifelt.“ ***

* So wird in den *mirac. S. Gaugerici* erzählt. S. Gesta episc. Camerac. l. II. Natürlich beschäftigten sich sehr viele alte Frauen mit der Heilkunst. Die schöne Gemahlin Herzog Roberts von der Normandie (Sohnes des Eroberers) starb durch die Künste einer solchen Frau, von der sie im Kindbett behandelt wurde.

** Das *Chron. Fontanell.* erzählt, wie in Frankreich in den dreißiger Jahren auf eine Hungersnoth die schrecklichsten Krankheiten gefolgt wären. „Der Brand kam unter Menschen und Vieh. Straßen und Plätze waren voll Pestgeruch, besonders aber die Umgebungen der Kirchen und heiligen Oerter, wohin die Armen der Heilung wegen zusammen liefen. Seitdem ging Zither und Leyer unter; Musik, Spiel und Freude hörte auf.

*** *Vita Godehardi ep. Hild.* Mabill. acta S. S. ord. Ben. saec. VI, I. Bei dem englischen Mönch Wilhelm von Malmesbury (lib. II, 17) ist ein Attest mitgetheilt, mit welchem der Inhaber sicher umherzog und bettelte. In dem Attest war ein Wunder erzählt, welches an ihm geschehen war. Sicher hatte es irgend ein Geistlicher verfaßt, und zwar vorgeblich im Namen des Erzbischofs Pilgrin von Köln, Nachfolger des heil. Heribert. Datirt ist es vom Jahre 1013.

Die Geschichte selbst ist aus Grimms Sagen bekannt. „Ich Sünder Otbert, heißt es, wollte ich die göttliche Strafe läugnen, so würde das Zittern meiner Glieder mich verrathen. Ich will kund thun, was mir geschehen ist, damit Alle wissen, wie groß die Strafe des Ungehorsams ist.“ Folgt nun die Erzählung, er habe mit achtzehn Gesellen, fünfzehn Männern und drei Mädchen, in einem

Abt Guibert erlebte, daß bei Laon der Sohn eines Ritters, ein gewöhnlicher Knappe, am Rüsttage vor Ostern starb in einem Dorfe, welches einem Kloster in der Nähe gehörte, — und daß es dann plötzlich hieß: der Todte sei ein Heiliger. Bald strömten die Bauern weit und breit mit ihren Gaben herbei. Den Mönchen im Kloster gefiel das; in Kurzem erhob sich eine Art von Kapelle über dem Grabe; und nun gingen die „vermeintlichen Wunder" * in Menge vor sich. „Das profane Volk, sagt Guibert, stellte sich aus Habgier taubstumm und wahnsinnig und verbog Finger und Beine, so daß sie verwachsen erschienen."

Uralt ist übrigens der Gebrauch, z. B. eine Wachshand darzubringen, damit die Hand gesunde, oder einen Wachskinnbacken, damit die Zahnschmerzen vergehen. Dergleichen geschah im elften Jahrhundert überall. —

Starb ein frommer Mann, dann bemerkten wohl seine Freunde zuerst Wunder an seinem Grabe; seine Feinde aber zweifelten. Und nach langen Jahren erklärte dann vielleicht ein Pabst, er sei ein Heiliger, wie Gregor VII. vom Erzbischof Heribert von Köln meinte: seine Tugenden im Leben und seine Wunder nach dem Tode bewiesen, daß er zu den Heiligen im himmlischen Palast (aula) gehöre. Er hätte eine Biographie von ihm gelesen und daraus seine große Heiligkeit erkannt; er geböte daher, ihn unter die Heiligen zu zählen und an seinem Geburtstage als solchen zu verehren. **

Dorfe in Sachsen bei einer Kirche des heil. Magnus am Weihnachtsabend auf dem Kirchhof gesungen und getanzt. Da sie auf des Pfarrers Geheiß den Lärm nicht eingestellt, hätte derselbe — er feierte gerade die Messe — sie verwünscht: „Gebe Gott und St. Magnus, daß ihr so tanzt bis übers Jahr!" Nun hätten sie nicht aufhören können. „Der Sohn des Pfarrers, Johann, wollte seine Schwester, die mit uns tanzte, festhalten; aber er riß ihr gleich den Arm aus, ohne daß Blut floß." „Kein Regen befiel uns; Kälte, Hitze, Durst, Hunger und Müdigkeit fühlten wir nicht, unsere Kleider und Schuhe zerrissen nicht." Und später: „Ein Dach ward auf Gottes Geheiß über uns gebaut, um den Regen abzuhalten." Zuerst hätten sie sich bis an die Kniee, dann bis an den Leib in die Erde hinein getanzt. Endlich hätte sie Erzbischof Heribert von Köln vom Banne gelöst. Die drei Frauen wären gleich gestorben; die Männer hätten drei Tage und Nächte geschlafen. Einige wären gestorben, die thäten nun Wunder; die Uebrigen verriethen ihre Strafe durch das Zittern ihrer Glieder.

* „Infecta miracula". *Guibert. de pignoribus. S. S.* (Opp. ed. d'Achery. Paris 1651.)

** Lacomblet I, 223. Doch ist die Heiligsprechung des Bischof Ulrich

XLVI.

Für ein Kloster war eine solche Periode, wo der dort begrabene Heilige Wunder that — denn das geschah nicht immer — oft ebenso gefährlich, als gewinnreich. Ward es ruchbar, daß an solcher Stätte Kranke genasen, dann strömten die Pilger, Freie und Unfreie, auf allen Wegen herbei, besonders an Festtagen. Die Herbergen in der Nähe reichten nicht aus; Hütten und Zelte mußten errichtet werden. Die Kaufleute konnten auf Wagen und Saumthieren nicht so viel herbei schaffen, als die Leute verzehrten. Die, welche der Gunst des Heiligen bedurften, brachten als Geschenke für ihn, d. h. für sein Kloster: Pferde, Rindvieh, Schweine, Hämmel, Schafe, ganze Fuhren von Brot und Käse, Leinen und Wachs, Schmucksachen und besonders baares Geld, so daß die Gaben der Pilger oft weit mehr betrugen, als die sonstigen Einnahmen des Klosters.

Indessen, wenn nun die Pilger Tag und Nacht alle Räume im Kloster, in der Kirche und in der Nachbarschaft erfüllten, so störten sie durch ihre Unruhe den Gottesdienst. Die älteren Mönche vermochten die Ordnung nicht zu erhalten. Den jüngeren aber, welchen die Klosterzucht verhaßt war, besonders denen von Adel, gefiel das; der Abt fand keinen Gehorsam mehr; zuletzt löste sich die Disziplin auf, und die Mönche folgten ihren Lüsten, wozu ihnen die Massen der Pilger, die weitläufigen Klostergebäude, ja die Altargelder selbst die Mittel an die Hand gaben. —

Die marktschreierische Frechheit übrigens, womit rohe Geistliche ihre Reliquien anpriesen, um dem Volke Geld abzulocken, ward von verständigeren Geistlichen mit tiefer Indignation bemerkt. Abt Guibert von Nogent stand einst dabei, als ein Geistlicher das Volk so anredete: „Wisset, in diesem Kästchen liegt ein Stück von dem Brot, welches der Herr mit eigenen Zähnen gekäut hat. Und wenn ihr das nicht glauben wollt, so wird dieser gelehrte Herr (damit zeigte er auf den vor Scham und Unwillen erröthenden Abt Guibert) mein Zeuge sein.“ —

Für das wundersüchtige Volk selbst waren alle diese Sachen

von Augsburg 993 durch Johann XV. das erste Beispiel einer päbstlichen Kanonisation. S. Gieseler II, 1. 308.

von der höchsten Wichtigkeit. Städte, wie Köln, waren fast in Aufruhr, wenn man den neu entdeckten Leichnam eines problematischen Märtyrers wegführen wollte. Halb Frankreich gerieth in Harnisch, als man zu Regensburg einen Leichnam des heil. Dionys fand, während der ächte doch im Kloster St. Denys bei Paris lag. War doch die Leiche eines Heiligen ein solcher Schatz, daß, als einst St. Romuald aus Katalonien fortziehen wollte, die Einwohner beschlossen, ihn todt zu schlagen, damit sie ihn wenigstens todt besäßen, wenn sie ihn nicht lebendig behalten könnten. So war es auch für die Mönche in Gembloux freilich ein Unglück, daß Abt Olbert starb, aber daß sie seine Leiche nicht hatten, das war ein weit schlimmerer Verlust.

Besonders hingen wohl die Herzen der armen, oft schwer belasteten Bauern an diesem Heiligendienst, überhaupt an der Kirche und ihren Feierlichkeiten. Denn der Glanz kirchlicher Aufzüge und Feste, woran sie die Augen weiden konnten, die Aufregung und Spannung, mit der sie auf Wunder warteten, brachten eine willkommene Abwechslung in ihr geplagtes Dasein. Zudem waren ja namentlich manche Klöster sehr mildthätig. Während die Bauern sich flüchteten und versteckten, wenn ein Zug von Reisigen sich in der Gegend blicken ließ, kamen sie herbei von den Aeckern, wenn ein beliebter Abt mit seinen Leuten vorüberzog, um ihn zu begrüßen. Wurde die Leiche eines solchen vorübergetragen, so nahmen die Leute wohl Lebensmittel und gingen mit Kerzen und Kreuzen hinterher; die Bauern ließen ihre Ochsen stehen, die Pferdehirten setzten sich auf die Pferde und zogen mit.

Das Volk hatte seine Belustigungen. Es zogen Tänzer und Tänzerinnen, sowie Possenreißer aller Art, im Reiche umher, und „reizten das rohe Volk durch obscöne Gesten zum Lachen.“ Wenn ein reicher Edelmann Hochzeit hielt, eilten ganze Schauspielerbanden nach seiner Burg, um Vorstellungen zu geben. Bänkelsänger (cantores joculares) brachten Vorfälle, die das Volk besonders interessirten, alsbald in Reime, sangen sie den Leuten vor, und sie stimmten zum Refrain mit ein.

Aber die Feste der Kirche waren ihnen sicher lieber, ganz abgesehen von der Religion. Sie waren mit mehr Abwechselung verbunden, prachtvoller, anregender.

XLVII.

Die meisten dieser Reliquien waren, wie gesagt, falsch.

Von dem Leibe oder Kopfe berühmter Heiligen (namentlich aus älterer Zeit) fanden sich meist mehrere Exemplare. Vom wahren Kreuz Christi wurden unzählige Fragmente gezeigt, und das ganze fanden die Kreuzfahrer in Jerusalem. Da entstand denn wohl heftiger Streit, welches Kloster den ächten Heiligen hätte, und sollte nachgegraben werden, ob er unter dem Altar läge, dann baten die Mönche, die kein gutes Gewissen hatten, „das nicht zu thun; sie wüßten nichts von der Leiche, hätten es nur so von ihren Vorfahren gehört; wenn nun die Reliquien nicht gefunden würden, so wäre der Ruf und Wohlstand des Klosters dahin.“ *

Vornehmlich machten die Römer mit Reliquien Geschäfte, wie ein Epigramm aus jener Zeit sagt:

Einst erschlugst du, Roma, die Heil'gen mit grausamen Händen,
Ziehst jetzt aus dem Verkauf ihrer Gebeine Gewinn.

Seit Jahrhunderten hatten die Pilger dort die Kirchhöfe geplündert, aber der Vorrath war nicht erschöpft. Freilich war man vorsichtig geworden. Ein Abt vom St. Michaeliskloster an der Maaß bei Verdün quälte seinen Wirth in Rom, auch einen Abt, um Reliquien. Der holte endlich ein paar Knochen (quaedam ossa) „vom Pabste Stephan“. Aber Jener schüttelte den Kopf und mochte sie nicht kaufen: es würden so Viele mit solchen Knochen betrogen. Da machte der Wirth einen Handel mit einem Kirchhofsvorsteher, der ihm den Pabst Calixtus verkaufen wollte. Sie kamen auf den Kirchhof, das Epitaph ward richtig befunden; auch schwur der Kustos des Kirchhofs, das wäre wirklich der Sarg des Pabstes. Nun ward mit großer Gefahr — denn es durfte nicht entdeckt werden — der Marmordeckel zerschlagen. Der Abt nahm die Knochen

* Chronik von Monte Casino IV, 29. Abt Guiberts von Nogent Schrift de pignoribus sanctorum ist sehr lehrreich über den Reliquiendienst. — Die Stadt Amiens und Kloster St. Denys stritten sich um den Besitz des Märtyrer Firmin. Zu Amiens fand man eine Leiche unter dem Altar der Kirche, aber keine Schrift, daß es Firmin sei. Nun ließ Bischof Gottfried eine Bleiplatte auf den Sarg machen, mit der Inschrift: Märtyrer Firmin, Bischof von Amiens. Dagegen fand man zu St. Denys eine Leiche, welche in dem einen Nasenloche ein Pergament hatte, auf dem geschrieben stand, dieß sei Firmin.

heraus und umarmte sie mit Inbrunst. Er setzte sie dann, nachdem er heimgekehrt, in seiner Kirche bei. Das Volk stürzte gleich dorthin, um Wunder dieses neuen Heiligen zu sehen. *

Auch anderswo laufen Menschen umher, graben bei nächtlicher Weile Leichen aus, legen sie in Kasten und verkaufen sie als Reliquien heiliger Märtyrer oder Bekenner. Solch einen Betrüger sah der Mönch Rudolf Glaber aus Clügny; er hatte in Savoyen einen Leichnam ausgegraben; den legte er auf eine Bahre und nannte ihn den heil. Märtyrer Justus. „Das Volk, wie es da zu geschehen pflegt, lief in seiner Dummheit hinzu; die Gesunden bedauerten, nicht krank zu sein, damit der Heilige sie heile. Sie führen Kranke herbei, bringen Gaben dar, wachen bei den Reliquien, und warten auf Wunder." Und dieser falsche Heilige that wirklich Wunder und heilte Kranke. „Denn, sagt Rudolf Glaber, Gott läßt zuweilen zu, daß auch von bösen Geistern Wunder vollbracht werden."

Die Bischöfe in der Nachbarschaft dachten nur daran, aus der Sache Gewinn zu ziehen; Markgraf Manfred aber ließ den Heiligen mit Gewalt nach Susa transportiren und hielt den Finder in großen Ehren, weil er versprach, in kurzer Zeit noch viel kostbarere Reliquien zu entdecken; „deren Thaten, Namen und Leidensgeschichten er erlog." Als klügere Leute ihn befragten, wie er zu solcher Kunde käme, sagte er u. A., Nachts erschiene ihm ein Engel und erzählte ihm, was er zu wissen wünschte, und bliebe dann so lange, bis er ihn bäte, fortzugehen. Zuweilen nähme er ihn aus dem Bette und wenn er lange mit ihm gesprochen, küßte er ihn und ginge hinweg. „Wir merkten wohl, daß es lauter listige Lügen waren."

Keine Reliquie des elften Jahrhunderts ist bekannter; keine ist von größerer Wirkung gewesen, als die sogenannte heil. Lanze, welche zu Antiochien gefunden wurde, während das Kreuzheer vom Hunger in der Stadt und von den Türken vor derselben so schwer bedrängt ward. „Da des allmächtigen Gottes Barmherzigkeit für uns wachte (schrieben die Fürsten an Pabst Urban), fanden wir die heilige Lanze,

* Mabillon: annal. vet. S. 354. Wunder waren damals so gewöhnlich, daß der Autor der Biographie des Abtes Benedikt von St. Michael ad Clusas (Piemont) meint, von Wundern wolle er nicht berichten, denn die könnten ja bekanntlich viele falsche Heilige verrichten (multos pseudo non ignoramus posse patrare).

womit Longinus die Seite des Erlösers durchbohrte, indem St. Andreas einem Knecht Gottes dreimal erschien und den Ort zeigte, wo die Lanze lag.

„Durch diesen Fund wurden wir so wunderbar getröstet und gestärkt, daß wir einander muthig zum Kampf ermahnten. Wir ersahen, wo die größte Stärke der Feinde war, und zwangen sie durch die Lanze des Herrn und unsere erste Schlachtreihe zur Flucht."

Und doch mußte auch das Kreuzheer erfahren, daß die Aechtheit der Reliquie sehr zweifelhaft war. Fürst Boemund gönnte die Lanze gleich anfangs dem Grafen Raimund nicht, welchem sie Geld einbrachte. Dann wurden unter den Nordfranzosen überhaupt Zweifel laut, namentlich unter den Geistlichen, und so ward endlich beschlossen, der Finder, Petrus Bartholomäus — ein Provenzale aus dem Heere Raimunds — welcher vorgab, der Apostel Andreas sei ihm erschienen, solle durch das Gottesurtheil die Wahrheit seiner Aussage und die Aechtheit der Lanze erhärten.

Vor Tripolis war es, acht Monate nach der Einnahme von Antiochien. Zwei Scheiterhaufen, mit einem Gang in der Mitte wurden errichtet, drei Tage lang gefastet, das Feuer von den Geistlichen eingesegnet, und nun ging Petrus Bartholomäus schnell hindurch; allein er verbrannte sich so sehr, daß er zwölf Tage später starb. „Und weil nun Alle die Lanze so sehr verehrt hatten, so schuf dieß große Trauer." Nur Raimund führte die Lanze als Reliquie fort, bis sie sich verlor, man weiß nicht, wie.

So erzählt Graf Balduins Kaplan, Fulcher aus Chartres, der aber nicht zugegen war. Ein Geistlicher von Raimunds Heere, der Domherr Raimond aus Puy, welcher zugegen war, gibt wohl zu, daß Petrus' Beine verbrannt waren, daran würde er aber, nach seiner Meinung, nicht gestorben sein. Vielmehr stürzte sich das Volk (erzählt er), wie er scheinbar unversehrt aus dem Rauch hervortrat, auf ihn, als auf einen Heiligen; Jeder wollte ihn anfassen und ein Stück von seinem Rocke haben; so ward er umhergezerrt, an die Erde geworfen, mit Füßen getreten: und in diesem Handgemenge sind ihm schwere Wunden beigebracht, ja das Rückgrat zerbrochen worden. Daran ist er gestorben.*

* Fulcher von Chartres und Rudolf von Caën, beide nicht zugegen bei

XLVIII.

Zu solchen Gottesurtheilen nahm man wohl seine Zuflucht in Fällen, wo die Wahrheit nicht anders erwiesen werden konnte; oder wenn Jemand, um die List des Teufels und böser Menschen zu vermeiden, Gott zum Richter wählte, der weder durch Geld, noch sonstwie in seinem Urtheil beirrt werden könne.

Es lag der Gedanke zu Grunde, daß Gott den Unschuldigen durch unmittelbaren Schutz aus der Gefahr erlösen, dem Schwachen Stärke verleihen und den Elementen ihre zerstörende Kraft nehmen würde.

Bei der Unsicherheit des Ausganges indessen waren die Meinungen über das Gottesurtheil sehr getheilt. König Wilhelm II. von England rief aus, als Jemand durch Halten von glühendem Eisen seine Unschuld beweisen wollte: „Was Gottesurtheil! nach meinem Urtheil soll es gehen, nicht nach Gottes, welches nach Jedermanns Belieben ausfallen kann!" Dennoch verlangte er von dem Bischof von Le Mans, wahrscheinlich um ihn zu ängstigen, er solle durch glühendes Eisen beweisen, daß er kein Verräther sei. Dieser fragte bestürzt bei Bischof Ivo von Chartres an, was er thun sollte, und erhielt den Rath, sich nicht darauf einzulassen; Zweikampf und glühendes Eisen sei nicht kirchlicher Brauch, noch kanonisch. Schon Pabst Nicolaus I. († 867) habe gesagt, Zweikampf nehme er als Beweis nicht an; das hieße Gott versuchen. Und Alexander II. († 1073) hätte bei einer zweifelhaften Sache erklärt, man solle zusehen, ob ein Kläger gegen den Angeschuldigten vorhanden, aber er untersage den vulgären Gebrauch von heißem oder kaltem Wasser, glühendem Eisen u. dgl., welchen die Bosheit ersonnen hätte.

Gleichwohl ist z. B. am 25. März 1103 der Priester Liprand zu Mailand, derselbe, welchem 29 Jahre vorher in den Unruhen der

dem Gottesgericht, behaupten die Unächtheit. Rudolf hatte einen Augenzeugen zum Gewährsmann, den im Kreuzheer sehr geachteten Priester Arnulf. Er selbst war damals noch im Vaterhause zu Caën. Raimond von Puy's Darstellung zeigt übrigens hinlänglich, daß Petrus Bartholomäus ein Betrüger war. Petrus Tüdebod (Teutbald) sagt nur dieß: „hier war das Gericht über die heil. Lanze, 25. März" (1099 vor Tripolis). Er wagt über die Aechtheit der Reliquie nichts zu entscheiden, obwohl er zu Raimunds Heer gehörte.

„Lumpen“ Nase und Ohren abgeschnitten wurden, vor der Ambrosiuskirche auf einem schmalen Gange von etwa zwei Fuß zwischen zwei brennenden Scheiterhaufen hindurchgegangen, von denen jeder zehn Ellen lang und ungefähr neun Ellen hoch und breit war. Er wollte beweisen, daß Erzbischof Grossulan von Mailand geistliche Würden verkaufte. Es ist sicher, daß die Scheiterhaufen gerade wegen ihrer Größe inwendig noch nicht brannten.

Interessant ist der Bericht von den verschiedenen Erwartungen dabei. Als das Feuer hoch loderte, ward es von Liprand selbst eingesegnet, mit Weihwasser besprengt, und bekreuzt. Dabei versengte es ihm die Hand. Dann sagte er, Grossulan sei Simonist, d. h. er verkaufe geistliche Aemter; das wolle er durch dieß Gericht beweisen, nicht im Vertrauen auf Zauberei; sondern auf Gottes Hülfe.

Die Anhänger Grossulans prophezeiten, er würde sicher umkommen, oder aus Angst sich zu Grossulan bekehren; jedenfalls solle die geringste Verletzung gegen ihn entscheiden. „Sieh Deinen Tod vor Augen (sprach Einer zu ihm) und bekenne Dich zum Erzbischof.“

Aber er selbst war seiner Sache auch nicht gewiß. Er hatte bestimmt, wenn er sterben sollte, möchte man seine Leiche in der von ihm erbauten Dreifaltigkeitskirche beisetzen.

Und obgleich er unversehrt durch die Scheiterhaufen kam, so ward das Gottesurtheil von den lombardischen Bischöfen doch nicht angenommen, weil Liprands Hand vorher beim Sprengen versengt war, und ein Pferd ihn auf den nackten Fuß getreten hatte, als er aus dem Rauch heraus trat.*

XLIX.

So bewegte sich das religiöse Leben des Volkes innerhalb der Kirche in den mannigfaltigsten Formen. Während in manchen Gegenden noch immer das Heidenthum fortlebt in mancherlei Gebräuchen, in der Verehrung heiliger Bäume und Quellen und der Abneigung gegen die Priester; während weit und breit die Heiligen- und Reliquienverehrung in eine Art von Götzendienst ausgeartet ist; während auch wohl ein Freigeist alle Mysterien des Christenthums

* Bei Landulf. jun., dessen Oheim Liprand war.

für „Fabeln und Wind" erklärt;* so bringen doch Einige, Geistliche und Laien, ihre Tage damit zu, Gottes Wesen in würdiger Weise zu denken und in wahrhaft evangelischer Weise Werke der Liebe zu schaffen, — oder suchen mit Erzbischof Anselm von Kanterbury und dessen ebenso tiefsinnigen Gegnern die letzten Räthseln zu lösen, welche ihnen Gott und die Welt zu haben scheinen.

Aber außerhalb der Kirche, welche nur zu oft in äußerlichem Dienst sich verliert und über der Form den geistigen Inhalt einbüßt, tauchen überall die Häretiker oder Ketzer auf. Ihre Weltanschauungen bilden den schreiendsten Widerspruch gegen das Bestehende; darum gerade finden sie so großen Anhang, namentlich unter Handwerkern und Bauern.

Aber wehe ihnen, wenn die Mächtigen im Lande ihrer gewahr wurden! Es suchten im Jahre 1022 zwei durch Gelehrsamkeit und frommen Wandel höchst bewährte Domherrn aus Orleans einen Geistlichen zu Rouen für ihre ketzerischen Meinungen zu gewinnen. Dieser meldete entsetzt die Sache dem Grafen Richard von der Normandie, der Graf dem Könige Robert, — und dieser nun eilte nach Orleans, berief ein Concil und ließ den Anhängern der Sekte nachspüren. Sie läugneten nicht, gestanden vielmehr, daß sie schon lange ihrem Glauben gehuldigt und daß sie überzeugt gewesen wären, auch die übrigen Christen würden ihnen allmälig beigestimmt haben. Sie verwarfen die Lehre von der Dreieinigkeit als unvernünftig; sie behaupteten, Erde und Himmel wären nicht erschaffen, sondern beständen von Ewigkeit her; Lohn für gute, oder Strafe für böse Thaten würde es in einem Jenseit nicht geben. Dreizehn wurden verbrannt.

So fand Erzbischof Heribert von Mailand Ketzer in Monteforte bei Turin und ließ sie nach Mailand führen. Im Angesicht des brennenden Scheiterhaufen schwuren Einige ihren Glauben ab; aber Andere hielten die Hände vor das Gesicht und stürzten sich in die Flammen.

Auch in Goslar wurden 1052 Ketzer gehängt, weil sie es für sündhaft hielten, ein Thier zu tödten. —

* Z. B. Graf Johannes von Soissons, s. Guibert von Rogent de vita sua, lib. III.

Es ist tröstlich, doch eine Stimme zu hören, welche auch in diesem Punkte das Rechte trifft. Als ein Bischof von Chalons bei dem Bischof Wazo von Lüttich um Rath fragte, was er mit den Ketzern in seinem Sprengel beginnen sollte, welche kein Fleisch äßen, weil geschrieben stünde: Du sollst nicht tödten! und ihre Sache so zu vertheidigen wüßten, daß kaum ein Gelehrter mit ihnen auskäme: — antwortete Wazo, wenn sie kein Thier tödten wollten, dann dürften sie auch kein Getreide, keine Bohne, keine Traube tödten. Indessen er möchte Nachsicht üben; Gott wolle den Tod der Sünder nicht; sie könnten sich bessern; und vielleicht könnte mit dem Unkraut auch Weizen ausgerauft werden. „*Und wer weiß, vielleicht hält Gott das für Weizen, was wir für Unkraut ausschreien.* Im himmlischen Reiche sind sie künftig vielleicht mehr, als wir."

„Dieß schrieb er (so sagt Wazo's Freund Anselm) gegen die vorschnelle Raserei der Franzosen, die gleich nach Mord schnaubt. Denn er hatte gehört, die Ketzer würden dort an der Bläſſe des Gesichts erkannt, und jeden, der blaß wäre, hielte man für einen Feind des katholischen Glaubens."

Wissenschaftliche Bildung des Zeitalters.

L.

Die Weise, in welcher der Allgegenwärtige verehrt ward, erscheint zum größten Theile wie ein trüber und wüster Wahn, in welchem sich die Menschheit fortschleppte. Von der übrigen geistigen Bildung unserer Vorfahreu in jener Zeit ist es heutzutage schwer, sich eine deutliche Vorstellung zu machen.

Bis zu Kopernikus glaubte man, die Erde wäre der Mittelpunkt der Welt, und die auf diesem Planeten lebenden Menschen wären der wichtigste Theil des Universums. Seit Kopernikus haben wir bescheidener denken gelernt. Seit Kopernikus wissen wir — (oder wir sollten es wenigstens wissen; doch wenige Menschen kümmern sich um solche Dinge) — daß die Erde nicht der Mittelpunkt, sondern nur ein sehr kleines Atom im Universum ist, wie ein Sandkorn im Ozean, oder ein Stäubchen, das in der Luft fliegt.

Seit Kolumbus konnten wir den Planeten, den wir bewohnen, zum Theil kennen lernen; wir konnten in allen Ländern das menschliche Geschlecht studieren, wie es unter dem Einflusse natürlicher

Ursachen oder sozialer Einrichtungen verschiedenartig auftritt, und konnten die Produkte der Erde, wie der Meere in allen Zonen betrachten. Eine unermeßliche Summe neuer Kenntnisse, die noch täglich wächst; ein großartiger Handel, welcher Industrie, Schifffahrt und damit zugleich Wissenschaften und Künste emporhob und die Produkte der Erde zum Eigenthum aller Völker machte; der theilweise Untergang der Unwissenheit und Barbarei des Mittelalters war die Folge der Entdeckung Amerika's.

Diese gewaltigen Fortschritte der Civilisation haben unser geistiges Bewußtsein in solchem Maaße geändert, daß wir uns schwer in den engen Horizont unserer Vorfahren jener Zeit zu versetzen oder ihren gebundenen Sinn zu fassen vermögen.

Zunächst z. B. in geographischer Beziehung ist es immer ein verhältnißmäßig geringer Kreis, auf den das Wissen sich beschränkt. Wir haben gesehen, wie Adam von Bremen nach König Swens Angaben über den Norden von Europa spricht, wie seine Kenntnisse bis auf eine gewisse Entfernung licht sind, dann sich in halbdunkler Dämmerung und endlich in Nacht verlieren.

So begleiten wir mit dem höchsten Interesse den Kreuzfahrer nach der Propontis, wo er „die edle und schöne Stadt Konstantinopel" bewundert, mit den wundervollen Bauwerken auf Straßen und Plätzen und den ewig hin- und wiederfahrenden Handelsschiffen; — nach Kleinasien, wo er über die babylonische Sprachverwirrung im Kreuzheere staunt; nach Palästina, wo er in den Wäldern die Bäume seiner Heimath vermißt: Pappel, Eibe, Haselstaude, Hollunder und Ahorn; ans todte Meer, wo er vom Maulthier steigt, mit der Hand Wasser schöpft und es so bitter findet, wie Nießwurz, auch wahrnimmt, daß es nicht möglich ist, in das schwere Wasser zu tauchen; wo er ferner am Rande der Wüste in den Araberdörfern sich über Menschen verwundert, deren Haut schwärzer als Ruß ist. Wir folgen König Balduin an das rothe Meer, wo er die feinsten Perlen sammelt, und endlich nach dem Nil, wo die Ritter mit den Lanzen Fische spießen, der Kleriker aber den Kopf schüttelt und nicht begreifen kann, wie es möglich sein soll, daß dieser Nil, der doch einer der vier Paradiesesflüsse sei, von Asien durch das rothe Meer nach Aegypten flösse.

Verständig genug sind manche Beobachtungen, die sie gelegentlich aufgezeichnet, selbst noch diejenigen über Krokodil, Nilpferd, Tiger und Panther. Aber immer nur innerhalb einer gewissen Peripherie. Jenseits derselben hausen Drachen, Greife, Pegasusse u. s. w.

Die Kreuzzüge bewirkten für das christliche Abendland eine Umwälzung, wenn auch in kleinerem Maaßstabe, wie die Eroberung des Perserreiches durch Alexander für die Alten. Wenn unsere Ritter noch in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, als sie Otto II. nach Calabrien gefolgt waren, voll Schrecken bei einer Sonnenfinsterniß in Weinfässer, in Kisten und unter Wagen krochen, bis ihnen ein Bischof von Lüttich Muth einsprach, so geschah dergleichen wohl nicht mehr, seit durch den ersten Kreuzzug so viele Deutsche mit seefahrenden Normannen, Griechen und Orientalen in Berührung gekommen waren, — wiewohl ein Komet oder ein Nordlicht noch lange Jahrhunderte bange Besorgnisse verursachte.

Im zwölften Jahrhundert (1132) kam einer der mächtigsten und besten deutschen Fürsten, Heinrich der Stolze von Baiern, sogar auf den klugen Einfall, in Pilgerkleidung Reisen zu machen. Ein Bischof von Verdün traf ihn bei Paris unter einer Pilgerschaar. Er erklärte, er hätte sich „die Stätten der Heiligen und die Sitten der Völker und Tyrannen" angesehen.

LI.

Mehr, als in irgend einem Lande der Christenheit, blühten die Wissenschaften, Industrie und Handel bei den Arabern in Spanien und im Morgenlande. Ihr Religionssystem mit seinem strengen Monotheismus war einfach und vollendet. So konnten sie all ihren Scharfsinn der Naturkunde, der Malerei, der Baukunst, Mechanik, Medizin und den Gewerben zuwenden. Voll Neugier waren die Augen der christlichen Nachbarvölker auf das blühende Kalifat von Kordova gerichtet, wo es ebenso tapfere Ritter gab, wie unter den Christen, und so scharfsinnige, kenntnißreiche und kunstfertige Leute, daß sicher der Böse seine Hand im Spiele hatte.

Diesem Verdachte des Bundes mit dem Teufel waren auch die wenigen Christen ausgesetzt, welche bei ihnen lernten. Denn von

dem berühmten Gerbert (Pabst Sylvester II., 999—1003), der im 10. Jahrhundert aus Kloster Fleury in Frankreich heimlich nach Spanien gegangen war, wußte man, er habe den Teufel beschwören können, ja ihm seine Seele verschrieben. Ohnedieß würde er auch die Uhr und Orgel, die er in Rheims baute, nicht haben zu Stande bringen können. Und als Papst zu Rom fand er den ganz goldenen, von einem einzigen Karfunkel erleuchteten, unterirdischen Palast Oktavians auf dem Marsfelde und machte sich eine Statue, welche auf seine Fragen immer der Wahrheit gemäß mit Ja und Nein antwortete. „Aber man möchte glauben, sagt der Mönch Wilhelm von Malmesbury, daß dieß Erdichtungen des Volkes sind; denn das Volk verwundet gern den Ruf gelehrter Leute, und wer in irgend einer Weise sich auszeichnet, von dem sagt es, er habe mit dem Bösen zu thun."

Ach daß die schöne Zeit so bald verging, da er Pabst war, und sein Schüler, der jugendliche Otto III., die Kaiserkrone trug! Da am Hof sich Schaaren gelehrter und beredter Männer drängten, und des Kaisers „göttlicher Geist" mitten im Getöse der Kriegsrüstungen noch Zeit fand, ihnen schwierige Stellen aus Aristoteles und Porphyr zur Lösung vorzulegen („denn solche Sachen entströmten seinem Munde wie Bäche reinsten Quellwassers"); und der Kaiser dann, wenn Keiner jene Punkte zu erläutern verstand, unwillig erklärte, solche Ignoranz sei des Palastes unwürdig, und sein Auge auf seinen Lehrer, den Pabst, wandte, damit er entschiede! Weder vorher, noch nachher hat ein solches Verhältniß inniger Freundschaft zwischen einem Kaiser und einem Pabst bestanden. Die dankbare Zärtlichkeit, mit welcher der Pabst auf seinen Zögling blickt, hat etwas sehr Wohlthuendes. „Du bist, spricht er, unser Cäsar, römischer Imperator und Augustus; aus dem ersten Blute Griechenlands entsprossen, übertriffst du die Griechen an Macht, und herrschest erblich über die Römer. Beiden gehst du durch Geist und Beredtsamkeit voran." Und wie gewaltig erscheint das Reich bei diesem Freundschaftsbunde! „Unserem römischen Reiche dient Italien, reich an Früchten, Gallien und Germanien, reich an Helden; uns fehlt nicht der streitbare Scythe."

Noch Heinrich III. hatte, als der große Regent, der er war, den Wissenschaften große Sorgfalt gewidmet. Er war selbst von

einem sehr gebildeten Geistlichen, Namens Almerich, unterrichtet worden, den er zum Abt von Farfa machte. Als Kaiser wachte er sogar darüber, daß in den berühmteren Klöstern die Fratres Schulmeister (scholastici) auch ihrer Stelle gewachsen wären. Es geschah wohl, daß er einem Bischof von Lüttich den Auftrag gab, für Fulda einen solchen zu besorgen.

Ungefähr zehn Jahre nach seinem Tode gedachte ein Scholastikus mit Wehmuth des goldenen Zeitalters unter seiner Regierung. Aber „als die beiden hellsten Leuchten der Kirche, die Gott zu spät angezündet und zu früh zu sich genommen, — Kaiser Heinrich III. und Erzbischof Liutpold von Mainz — aus unserer Mitte entrückt wurden, da war das Ende des goldenen Zeitalters, welches in ihnen noch seine ganze Glorie zeigte. Tugend, Zucht und Wissenschaft ist mit ihnen begraben worden." *

So lange Heinrich IV. aufwuchs unter der Tutel seiner würdigen Erzieher, da „galt die Wissenschaft bei Weitem nicht so viel, als Schauspieler und Possenreißer; sie mochte in den Schenken betteln." Und seit er erwachsen war, mußte er Jahr aus Jahr ein im Sattel zubringen und das Schwert führen. Wie hätte er Zeit gehabt, für Schulen zu sorgen! Im Uebrigen war er selbst sehr unterrichtet, er konnte nicht nur lesen, sondern verfaßte selbst Gebete. **

LII.

Mein Oheim (sagt ein südfranzösischer Prior zu Anfang des elften Jahrhunderts) nahm mich mit sich nach der Lombardei und nach Franzien, damit ich Grammatik lernte. Dem kostet meine Weisheit schon 2000 Gulden, die er meinen Lehrern gab. Ich bin sehr vollkommen weise. Ich habe zwei große Häuser voll Bücher, habe noch nicht alle gelesen, aber studiere täglich darin. Es giebt kein Buch auf der Erde, welches ich nicht hätte. Wenn ich ausgelernt haben werde, wird unter dem Himmel kein Mensch so weise sein, wie

* Epist. Gozechini bei Mabillon. Vet. anal. S. 437 ff. Danach würde die Stelle in der trefflichen Litteraturgeschichte meines verehrten Lehrers A. Koberstein (Ausg. 4. S. 30) einer Beschränkung bedürfen, wo es heißt, die fränkischen Kaiser hätte nicht der rege Eifer für die Wissenschaften belebt, der die sächsischen ausgezeichnet.

** De Ottone Pommeran. apostolo I, c. 2 (bei Canis. ed. Basnage III.).

ich. In Aquitanien (zwischen Garonne und Loire) ist keine Weisheit; Alle sind ungebildet. In Franzien giebt es Weisheit, doch nur wenig. Aber in der Lombardei, wo ich gelernt habe, ist die Quelle der Weisheit.*

Parma ragte in Oberitalien besonders hervor als der besuchteste Sitz der sieben freien Künste.

Gegen Ende des Jahrhunderts waren die berühmtesten Schulen der Theologie und Philosophie in Frankreich, namentlich die Kathedralschulen zu Tours, Orleans und Paris. Dorthin begaben sich auch viele Geistliche aus Deutschland, „weideten sich am großen Tische der Frau Philosophie an köstlichen Leckerbissen und kehrten mit den Schätzen Frankreichs beladen heim.“ Gegen Ende des Jahrhunderts ward in Paris auch der Grund zu der spätern Universität gelegt, indem einige ausgezeichnete Lehrer der Theologie und Philosophie unabhängig von der Kathedralschule Vorlesungen hielten.

In Deutschland ward das ganze Jahrhundert hindurch Lüttich gepriesen, als ein Ort, „der Athen in den Wissenschaften, Rom in religiösem Dienst gleich käme.“ Aber in allen andern Gegenden des Reichs gab es treffliche Gelehrte. Vielleicht stand Sachsen zurück, doch zeichneten sich die Geistlichen in Hildesheim schon aus, ehe noch Benno (später Bischof von Osnabrück) sie unterwies. „Vordem waren sie bäuerisch, ohne Wissenschaft, und Idioten,“ sagt Benno's Biograph, indessen sie hatten ja die trefflichen Bischöfe Bernward und Godehard gehabt! Benno selbst war zu Straßburg in den Elementen unterrichtet und hatte später in Reichenau unter dem „verwachsenen Herrmann“ weiter gelernt. In Würzburg blühte lange Zeit der berühmte Meister Pernulf, welcher seinerseits Scholastikern in Baiern wegen ihrer Tüchtigkeit Komplimente machte. Zu Regensburg im St. Emmeranskloster war Wilhelm, Abt von Hirschau (1069—91), aufgewachsen, ohne Frage einer der kenntnißreichsten und scharfsinnigsten Männer seiner Zeit. Im Elsaß hielt Presbyter Mangold Schule, der alle seine Zeitgenossen an Kunde in göttlichen und menschlichen Dingen übertraf. Zu Metz im Kloster St. Vincenz lebte lange Zeit der Mönch Siegebert aus Gembloux; da liefen Kleriker und Mönche zu ihm, um zu lernen;

* Ademari epist. bei Mabill. annal. Benedict. IV.

Vornehme und Gelehrte holten sich Rathes von ihm; selbst den Juden war er theuer, weil er Hebräisch verstand.

Größere Schulen gab es nur an den Bischofssitzen (Kathedral- oder Domschulen) und in den Klöstern (Klosterschulen). Sie waren fast ausschließlich für junge Leute bestimmt, welche in den geistlichen Stand treten wollten.

Unter Karl dem Großen hatten einige französische Bischöfe den Gemeindepfarrern in Flecken und Dörfern aufgetragen, Volksschulen zu gründen, in denen sie Kinder, die ihnen von den Aeltern anvertraut würden, unentgeltlich unterrichten sollten. Schöne Träume, die bald zerrannen. Im 11. Jahrhundert konnte Kardinal Damiani sogar das Eingehen der Klosterschulen angemessen finden, weil die Andacht der Mönche dadurch gestört würde. Später hörten sie in der That ganz auf. —

An den größeren Dom- und Klosterschulen gab es zwei getrennte Kurse, von denen der eine für Knaben, der andere für Erwachsene bestimmt war.*

In jenem lernten die Knaben lesen, schreiben, singen, — jetzt nach Guido's neuer Methode, wo denn ältere Leute erstaunt waren, wenn sie nach bestimmten Noten Choräle sangen, die sie vorher gar nicht eingeübt hatten** — und etwa die Elemente der Grammatik.

Der höhere Kursus entsprach nun etwa unseren Universitäten. Auch herrschte hier mehr Freiheit und Ungebundenheit. Ein Mönch (ich meine Abt Abbo von Fleury) hatte sich vielleicht in seinem Kloster hinreichende Kenntnisse in Grammatik, Arithmetik und Dialektik erworben; ging dann nach Paris oder Rheims zu den Professoren der Philosophie*** und lernte Astronomie; ferner nach Orleans, um bei einem Kleriker Unterricht in der Musik zu nehmen; und kehrte endlich zurück, um aus Büchern Rhetorik und Grammatik zu studieren. Denn

* Z. B. im Hubertuskloster (Lütticher Sprengel) waren zwei Scholastiker, einer für Mönche (schol. interior), der andere für die Laienknaben (schol. exterior). — Auch der Scholastikus Gozechin aus Lüttich erwähnt utrumque nostrum auditorium.

** Gesta abb. Trudon. VIII, 4.

*** ad eos qui philosophiam profitebantur, natürlich Geistliche. Man sehe die vita Abbonis Flor. Mab. a. S. S. saec. VI, I.

natürlich waren nicht alle Lehrer gleichmäßig in allen sieben freien Künsten bewandert.

Die Zucht in dem niederen Kursus war in der Regel sehr hart. Wie in den Tagen des alten cholerischen Orbilius, glaubte man, daß Erziehung ohne ein ununterbrochenes Schwirren der Peitsche nicht denkbar wäre. „Ich bin stolz darauf (schreibt um 1066 der Lütticher Scholastikus Gozechin an einen Zögling, der nun ebenfalls ein gelehrter Mann geworden), daß ich es war, der deine ungeschickten Finger mit meiner Hand zum Schreiben anleitete und, wenn du schlecht schriebst, dir die Buchstaben auf den Rücken bläute."

Da ist denn ein Abt wohl in Verzweiflung, daß die Knaben keine Fortschritte machen, ob er sie gleich Tag und Nacht peitschen läßt. Oder ein Knabe hat einen Hofmeister, der Tag für Tag bemüht ist, seine Unwissenheit unter einem „Hagel von Schimpfwörtern und Schlägen" zu verdecken, so daß die Mutter, da sie einmal zufällig dem Sohn das Hemd auszieht, beim Anblick der blauen Striemen auf seinem Rücken voll Entsetzen ausruft: er solle nicht in den geistlichen Stand treten; sie wolle ihm einst Pferd und Waffen kaufen, damit er dann Ritter würde. Doch benutzten die Knaben (z. B. in St. Gallen) freilich auch die Freiheit des Sonntags zuweilen so, daß sie am Montag Züchtigung verdienten.

Wiederum hatten viele Geistliche vernünftige, maaßvolle Grundsätze über Erziehung, wie sie z. B. Anselm zu Bec aufstellte. —

Die beständige Aufsicht, unter welcher, namentlich in Klöstern, die Knaben von früh bis spät gehalten werden sollten, machten das Amt des Scholastikus sehr beschwerlich. Und die Fratres suchten es möglichst von sich abzuwehren.* „Die Wirksamkeit im Schulamte (sagt Scholastikus Gozechin von Lüttich) ist von weisen Leuten auf sieben Jahre festgesetzt, weil es unter der Sonne nichts Schwierigeres und Aufreibenderes giebt." —

Zum Theil herrschte jene strengere Disziplin auch in dem höheren Kursus; aber auch nur zum Theil, und schon um 1060 heben, besonders in Deutschland, Klagen an, daß eine ordentliche Zucht nicht mehr durchzuführen sei; „die ehrwürdige Ruthe der Väter" käme in Abgang.

* „invisa puerorum disciplina". Othloni lib. visionum. Petz. thes. III.

Zu Anfang des Jahrhunderts studierte in Parma der spätere Kardinal Damiani, und in seinen Mitstudenten, ebenfalls jungen Klerikern, die in kostbaren Pelzmützen, feinen schneeweißen Gewändern und modischen Schnabelschuhen daher stutzerten und locker genug lebten, erkennt man keineswegs solche Geistliche, wie sie etwa in Mailand unter der Ruthe des Archidiakonus aufwuchsen. Gegen Ende des Jahrhunderts, ja schon früher, löste sich die alte, herbe und düstere Zucht an den meisten Orten auf.

LIII.

Es wäre nämlich ein Irrthum, wenn man glauben wollte, außer den Dom- und Klosterschulen hätten keine anderen bestanden.

Wenn es z. B. in Frankreich in den siebziger Jahren des elften Jahrhunderts in kleinen Städten fast gar keine Geistlichen gab, die auch nur etwa Grammatik hätten lehren können, und man da allerdings allein auf jene schon bestehenden Schulen angewiesen war, so entwickelte sich gegen Ende des Jahrhunderts, mitten in der Anarchie, welche in allen Lebensverhältnissen waltete, — von selbst, ohne daß die Gunst eines Machthabers dabei betheiligt war — ein so reges wissenschaftliches Treiben, daß zu Anfang des zwölften Jahrhunderts wegen der großen Anzahl von Schulen wissenschaftliche Kenntnisse sehr gewöhnlich waren. In allen Städten und Städtchen wurden Lehrkurse von „vagirenden Klerikern" eröffnet.*

Noch genauere Kunde haben wir von derselben Erscheinung in Deutschland, wo sie indessen schon um 1060 auftritt. Ich habe schon des Institutes Erwähnung gethan, welches der hochgepriesene elsässer Presbyter Mangold um die Mitte des Jahrhunderts in Lauterbach errichtete.

Wenn nun z. B. Benno — der spätere, durch seine Kunde in der Verwaltung, Rechtspflege, Baukunst und Landwirthschaft, durch seine Frömmigkeit und nie wankende Treue gegen den Kaiser so berühmte Bischof von Osnabrück — wenn er zuerst in Straßburg bei einem „gewissen Magister" die Elemente der Wissenschaften lernt;

* Clericuli vagantes nennt sie Abt Guibert von Nogent. „Wir sehen (spricht er in der Vorrede der gesta Dei per Francos), daß überall die Grammatik blüht und auch den gewöhnlichen Menschen wegen der Menge von Schulen bekannt ist."

dann die Schule des „verwachsenen Herrmann" zu Reichenau am Bodensee besucht; hierauf „nach Weise der Studierenden nach verschiedenen Orten umherzieht;" und endlich als junger Geistlicher zu Speier anfängt zu lehren und dadurch viel Geld zu erwerben: — so könnte man immerhin doch meinen, es seien nicht Privatinstitute, sondern Dom- oder Klosterschulen gewesen, wo er gelernt, und zu Speier habe er ebenfalls an der Domschule seine Lehrkurse gehalten.

Dagegen sind entscheidend die Klagen, welche jene würdigen Magister aus der alten Schule — der Scholastikus Gozechin aus Lüttich und der Abt Wilhelm von Hirschau — über die neuen Charlatane, Dilettanten und Pseudomagister führen, welche „ohne bestimmten Aufenthaltsort (denn den haben sie nicht) durch Städte und Dörfer umherziehen, Vorlesungen über Psalter, Paulus und Apokalypse halten und die leichtfertige, neuerungssüchtige, jeder strengen Zucht abholde Jugend ins Verderben stürzen." —

Jene Anarchie, welche die deutschen Fürsten während der Knaben- und Jünglingsjahre Heinrichs IV. nährten, schuf auch diese Erscheinung. — Später, seit dem Ausbruch des großen Kampfes 1076 hörten wissenschaftliche Studien fast ganz auf. Die Männer, welche sie gepflegt, mußten für den Kaiser oder für den Pabst Partei ergreifen und diesem Kampfe ihre Kräfte zuwenden, — oder sie thaten, was Gozechin längst gerathen: sagten den Studien Lebewohl und zogen sich zur Muße religiöser Contemplation zurück.

Jene Dilettanten aber trifft ihr ganzer Haß, ihre volle Verachtung; denn die träge und sinnliche Jugend, die noch mit der Ruthe zu erziehen sei, würde, wie Strohhalme im Winde, von jeder neuen Lehre umhergetrieben, kehrte mit leeren Spitzfindigkeiten und oberflächlichem Geschwätz vollgepfropft, jeder ernsten Zucht ungewohnt, in die Heimath zurück und brächte Alles in Verwirrung. „Die Magister sind zu Speichelleckern der Schüler worden, die Schüler zu Richtern der Magister; ihr Beifall oder Tadel ermuntert die Lehrer fortzufahren, oder gebietet ihnen Schweigen."* Man sieht, schon nahm die windige Scholastik des 12. Jahrhunderts ihren Anfang.

Wer sollte nicht Muße der Thätigkeit vorziehen, da Beides

* Worte Abt Wilhelms.

gleichviel gilt? spricht Gozechin, indem er den Einfluß der Anarchie im Reiche um 1066 auf Wissenschaft und Studien charakterisirt. Die Jünglinge, welche wir bilden und erziehen, vergessen uns alsbald; der Mammon herrscht über Könige und Tetrarchen; Jeder ist nur so viel, wie er hat. Alle Gebote Gottes gelten weniger, als Geld.

Prophetischen Geistes sieht er jene dreifache Geißel voraus, welche der Herr durch seinen Knecht dem Volke Israel verkündigt: „Ich will über sie hereinführen Schwert, Hunger und Pestilenz und will sie in alle Winde zerstreuen.“ *

LIV.

Gegen jene Pseudomagister, gegen jene leichtfertige Jugend, die „einige Fetzen vom Kleide der Philosophie gerissen und nun sie ganz zu besitzen wähnte,“ schrieb Wilhelm (später Abt von Hirschau, † 1091) seine philosophischen Institutionen in drei Büchern: zur Rettung der Philosophie, zum wahren Nutzen ernster Leser in streng wissenschaftlicher Form, nicht mit rhetorischen Blumen, um etwa die Ohren der Studierenden zu kitzeln. „Freilich, sagt er, weiß ich, daß ich mich den Anfällen mißgünstigen Neides aussetze; denn heutzutage ist es gefährlich, etwas zu wissen.“ **

Von Gerberts so interessantem Lehrbuche der Geometrie oder von der Abhandlung des „verwachsenen Hermann“ über den Nutzen des Astrolabium *** hat die Geschichte der induktiven Wissenschaften zu handeln. Aus Abt Wilhelms Philosophie sei es mir vergönnt, Einiges hier mitzutheilen. Sie stellt nämlich ungefähr dar, wie weit es ein ausgezeichneter, sehr gelehrter und aufgeklärter deutscher Mönch damaliger Zeit in der Erkenntniß der Natur gebracht und welche Anschauung er von der Gestalt der Erde, ja vom Universum überhaupt sich erworben — eine Anschauung, über welche das Mittelalter im Wesentlichen nicht hinausgekommen ist. Sie ist zum Theil nicht originell, sondern beruht namentlich in ihren Fundamenten auf

* Epistola Gozechini ad Valcherum bei Mabill. Vet. annal. S. 437. Geschrieben um 1066. Er sagt u. A.: haec, quae jam in miseria defluxerunt, duo lustra.

** Guilelmi Hirsaugiensis olim abbatis philosophicarum et astronomicarum institutionum libri tres. Basil. excud. Henricus Petrus. 1531. 4to. 1 vol.

*** Beide in Petz. thesaur. anecdot. III.

Ptolemäus und griechischen Philosophemen; dennoch ist so viel Eigenthümliches darin, daß er vorsichtig bittet, „wenn man hie und da etwas fände, welches anderswo nicht zu lesen, so möchte man das nicht für Ketzerei halten; denn es sei etwas noch nicht Ketzerei, wenn es anderswo nicht geschrieben stände, sondern wenn es dem Glauben zuwiderliefe."

Sie macht den Anspruch, ihre Resultate wesentlich der menschlichen Erkenntniß zu verdanken. Sie rechtet mit denen, „welche die Naturkräfte nicht kennen und, um Genossen ihrer Ignoranz zu haben, dergleichen Forschungen verwerfen und verlangen, man solle glauben, wie die Bauern, und nicht nach Vernunftgründen suchen. Wir aber sagen, man muß überall, wo es möglich ist, Vernunftgründe suchen. Behauptet aber die heil. Schrift etwas, wofür kein Vernunftgrund zu finden ist, dann müssen wir es dem Glauben anheimgeben."

Sie ist gewissermaßen in einem weltlichen Sinne dargestellt. Wenn nämlich Wilhelm im 3. Buche von der physischen Entwickelung des Menschen handelt — auf eine Weise, die allerdings der Sachkenntniß wegen bei einem Mönch überraschen muß — so hält er wohl an einem unangenehmen Punkte inne, „damit nicht etwa fromme Leute, wenn ihnen dieß Buch in die Hände kömmt, daran Anstoß nehmen." *

Sie zeigt endlich eine Weltanschauung, in welcher z. B. die Lehren der Kirche vom Jenseit kaum einen Platz fanden. Das Ganze ist überhaupt etwas kahl und öde; unbefriedigend für das Gemüth, welches auf die Religion angewiesen ist. In dem Kampfe zwischen Kaiser und Pabst, bei jener Auflösung aller Bande der Gesellschaft (um 1080) konnte Wilhelm in dieser Philosophie keinen Halt finden. Sie war gleichsam nur ein Kind des Verstandes und hatte mit dem religiösen Geistesleben nichts gemein. Sie ging ihm nicht in Fleisch und Blut über; sie vermochte ihm für das praktische Leben keine sittlichen Grundsätze an die Hand zu geben. Er warf sich vollstän-

* „ne forte, si hoc opus in manus religiosorum venerit, offendantur." — Religiosi werden auch wohl schlechthin Geistliche genannt; welches aber hier nicht der Fall ist. Die Institutionen sind natürlich vor 1069 geschrieben, noch ehe er Abt wurde. Es scheint, daß er noch Scholastikus war. Er sagt ausdrücklich, „er sei mit Lehren zu sehr beschäftigt und hätte wenig Zeit zum Schreiben."

dig der päbstlichen Partei in die Arme — ohne gerade praktisch gegen den Kaiser thätig zu sein — und in seinem Kloster herrschte eine sehr strenge und düstere Disciplin.

LV.

Die Einleitung handelt über Systematik der Wissenschaft folgendermaßen: „Die Ordnung im Lernen ist die, daß man, da alles Wissen auf der Redekunst beruht, mit dieser beginnt. Sie zerfällt in drei Theile: richtig schreiben und aussprechen lehrt die Grammatik; beweisen, was zu beweisen ist, die Dialektik; dasselbe in gewählter Rede vortragen lehrt die Rhetorik. (Trivium.)

„Wenn wir nun so ausgerüstet und gleichsam bewaffnet sind, schreiten wir zum Studium der Philosophie. Hier ist nun die Ordnung diese, daß man zuerst im Quadrivium unterrichtet wird, und zwar erstens in der Arithmetik, zweitens in der Musik, drittens in der Geometrie, viertens in der Astronomie. Darauf in der heil. Schrift (divina pagina), indem wir von der Erkenntniß der Kreatur zur Erkenntniß des Schöpfers aufsteigen." *

„Philosophie ist die gewisse Erkenntniß (certa comprehensio) der sichtbaren und der unsichtbaren Welt." Zu der unsichtbaren Welt rechnet Wilhelm den Schöpfer, die Weltseele, die Dämonen und die menschliche Seele.

„Mit dem Schöpfer ist der Anfang zu machen; doch kann er in diesem Leben nicht vollkommen erkannt werden. „Seine Grundwesenheiten sind Macht, Vernunft, Willen. Demgemäß sind die drei Personen der Dreieinigkeit verschieden." Indem er den Abschnitt schließt, sagt er: „wenn wir vom Schöpfer handeln, überschreiten wir die Gränzen unserer Wissenschaft."

Im ersten Buche spricht er beiläufig von Gottes Allmacht. Unter Anderem sagt er: „Gott kann allerdings, wie die Bauern sagen, aus einem Klotz ein Kalb machen; aber hat er es je gethan?" Ueberall ist er vorsichtig bedacht, Mißverständnisse abzuwehren.

Was er von der „Weltseele" sagt, ist natürlich vag. Einige

* Diese Reihenfolge ist wenigstens weit verständiger, als diejenige, welche z. B. Abt Abbo von Fleury durchmachte, s. Kap. 52.

verständen darunter (meint er) den heiligen Geist; Andere die schaffende Kraft der Natur u. s. w. —

„Die Erde (heißt es im dritten Buche) liegt mitten in der Welt; sie ist daher das unterste Element; denn in allen sphärischen Körpern ist die Mitte das Unten. Die Welt gleicht einem Ei. Die Erde in der Mitte ist der Dotter; darum ist das Wasser, wie das Eiweiß um den Dotter; darum ist die Luft, wie die Haut um das Eiweiß; und zu oberst endlich das Feuer, wie die Schaale des Eies. Die Erde steht in der Mitte der Welt; alles Uebrige drückt auf die Erde."

Wenn nun das Feuer das oberste Element ist, so muß man bedenken, „daß es dort oben zu fein ist, um zu brennen." „Im Aether herrscht keine Wärme; das Feuer dort oben ist nicht warm."

„Die Luft nimmt den Raum zwischen Erde und Mond ein."

Das Wasser bedeckt nun freilich die Erde nicht ganz; doch berührt Wilhelm diesen Punkt nicht weiter. —

„Alles, was wir sehen, ist Erde, Wasser, Luft oder Feuer; und hat die vier Grundeigenschaften: trocken, feucht, warm, kalt. Indessen Elemente sind jene vier nicht; sondern sie bestehen aus Elementen. Ein Element ist nämlich ein Einfaches der Qualität nach (hat keine einander widerstrebenden Eigenschaften); und ein Minimum der Quantität nach. Elemente sind einfache und kleinste Theilchen (Atome), aus denen jene vier bestehen; man kann sie mit den Augen nicht sehen, sondern nur mit der Vernunft denken." —

Interessanter ist es, wie er sich Land und Wasser auf der Erde vertheilt denkt. Im zweiten Buche heißt es: „Die göttliche Weisheit sah voraus, daß ohne Wärme nichts leben könnte, und daß Wasser und Erde kalt wäre. Darum stellte sie die Sonne mitten über die Erde. Aber durch bloße Wärme kann auch nichts leben; darum setzte sie gerade unter die Quelle der Wärme (d. h. die Sonne) die Quelle der Feuchtigkeit (d. h. den Ozean). Diese Quelle der Feuchtigkeit umgiebt die Erde mitten in der heißen Zone, in der Weise, wie der Aequator den Himmel. Dieses Wasser, welches von den Naturkundigen das wahre Meer genannt wird, fließt im

Westen auf der einen Seite nach Norden, auf der andern nach Süden ab;* ebenso im Osten."

„Wenn nun diese Strömungen, die eine im Osten, die andere im Westen, nach Norden fließen und dort zusammenstoßen, so entsteht jene berühmte Ebbe und Fluth durch ihr Zusammenprallen.** Dasselbe geschieht am andern Ende der Erde.

„Die genannte Strömung im Westen, welche an den Seiten der Erde entlang nach Norden fließt, bespült Afrika, und wenn sie zu der äußersten Gränze von Afrika kommt, erstreckt sie sich zwischen Alpen und Atlas*** bis nach Jerusalem und heißt das Mittelmeer. Wie dieses aber dort in das Land vordringt und zurückweicht, wer das wissen will, und die Namen seiner Theile, der befrage die Karte. Die Strömung im Westen heißt nachher von dem Gebirge Atlas, welches daran liegt, das atlantische Meer, worin England liegt und die benachbarten Inseln.

„Die Strömung im Osten dagegen, welche dort (östlich von Asien) nach Norden fließt, bildet das indische Meer."

Im dritten Buche heißt es: „Ein Theil der Erde liegt unter der heißen Zone und ist wegen der Sonne unbewohnbar; ihre beiden Enden aber unter der kalten Zone sind wegen der Kälte unbewohnbar.

„Zwei gemäßigte Zonen giebt es, eine diesseits und eine jenseits der heißen Zone. Beide sind bewohnbar, aber wir glauben, daß nur unsere bewohnt wird.

„Nun theilen die beiden Strömungen des Ozean im Ost und West auch unsere gemäßigte Zone in zwei Theile, von denen wir den oberen, unsere Antipoden† den unteren Theil bewohnen. Keiner von uns kann zu jenen, Keiner von jenen zu uns gelangen. Denn

* In der Region des Aequator also umgäbe der Gürtel des Ozean die Erde. Vom grünen Vorgebirge nun (hat man sich etwa zu denken) flösse das Meer auf der einen Seite nach dem Nordpol, auf der anderen nach dem Südpol. Ebenso im Osten Asiens.

** Adam von Bremen dagegen sagt, Ebbe und Fluth habe noch Niemand richtig erklärt; auch ihm sei diese Erscheinung unbegreiflich.

*** calpen atlanta steht im Text statt alpes et atlanta.

† N.b.: nach Wilhelm würde eine solche Linie das Land der Antipoden treffen, die von unserem Fußpunkt aus senkrecht auf die Erdachse gefällt würde. Wir nennen Antipoden die Bewohner der Länder, welche eine Linie treffen würde, die von unserem Fußpunkt durch den Erdmittelpunkt ginge.

vom Norden steht Eis und die Strömung des Ozean entgegen, und im Osten und Westen ebenso die Strömungen des Ozean."

„Drei Haupterdtheile giebt es: Afrika, Asien und Europa. Asien fängt im Orient an und erstreckt sich an den Seiten hin (lateraliter, nämlich von Europa und Afrika) bis nach Norden und bis zur heißen Zone, — begränzt durch Don und Nil. Afrika's Gränzen sind der Nil im Osten, die heiße Zone im Süden, das Mittelmeer im Norden, im Westen die Strömung des Ozean. Europa's Gränzen sind im Osten der Don, im Süden das Mittelmeer, im Westen die Strömung des Ozean, im Norden die kalte Zone." —

Viele einzelne richtige und tiefsinnige Sätze ließen sich noch anführen. Rücksichtlich der Fixsterne stimmt er denen bei, welche ihnen eine Bewegung beimessen. „Nur haben sie einen so großen Raum zu durchlaufen, daß ein Menschenleben nicht ausreicht, auch nur den geringsten Theil einer so langsamen Bewegung wahrzunehmen."*

Sonnenfinsterniß bei Neumond und Mondfinsterniß bei Vollmond sind richtig erklärt, nach den Angaben der Alten. „Daß nicht bei jedem Vollmond Mondfinsterniß ist, rührt daher, weil der Erdschatten eine konische Form hat, und wenn dieser Schattenkegel nun den Mond nicht trifft, so bleibt der letztere hell."

Die Entstehung der Gewitter dagegen erklärt er folgendermaßen: „die Sonne zieht Feuchtigkeit auf. Kommt dieselbe nun in die oberen Luftschichten, so gerathen diese in Bewegung. Die Luftwellen schlagen an einander, und so entsteht der Donner. Ferner wird durch die Bewegung die Luft warm und geht in feurige Substanz über, den Blitz. Und dieser Schein gelangt eher zu uns, als der Donner, weil das Licht schneller ist, als der Schall." **

Sternschnuppen (sagt er) wären nicht fallende Sterne;

* Bei der „Bewegung des Himmels" kommt die Definition vor: se movere est partes aliter et aliter sitas in eodem loco habere. Sie ist tief für seinen Standpunkt, aber ich zweifle, ob der Verf. der „logischen Untersuchungen" damit zufrieden sein wird.

** Vielmehr sagt Wilhelm: „das Gesicht ist schneller, als das Gehör." Er glaubt nämlich nicht, daß z. B. beim Sehen der äußere Gegenstand im Auge sich spiegelt, sondern er nimmt an, der Sehnerv ginge gleichsam hinaus, betastete den Gegenstand, und so nähmen wir ihn wahr.

sonst würden sie die ganze Erde, oder einen sehr großen Theil derselben, bedecken. Vielmehr wären es Entzündungen der Luft.

Es liegt auf der Hand, wie viel Unvollkommenes, selbst für die damalige Zeit, jene Weltanschauung hat. Man hätte Wilhelm wohl fragen können: Wo liegen in deinem Weltgebäu die Wohnstätten der Seligen, wo sind die Behausungen der zur ewigen Qual Verdammten?* Ist jene Feuerschicht, welche beim Monde anfängt, nach Außen zu unendlich? Oder was ist dahinter? Sind unsre Antipoden Abkömmlinge Adams? Wann sind sie in ihre Länder gekommen? Welche Religion können sie haben?

Es ist sonderbar, daß dieß kleine Werk im Druck erscheinen mußte in jener großen Epoche, da seit 40 Jahren Amerika entdeckt, Afrika, ja das Kap Horn umsegelt und der große Ozean durchschifft war, wodurch alle Annahmen von unpassirbaren Strömungen des Ozean, von der Unbewohnbarkeit der heißen Zone u. s. w. in Nichts zerfielen; — und während zur selben Zeit oben in Ostpreußen der Frauensburger Domherr sein System ausarbeitete, welches jene mittelalterliche Weltanschauung für immer stürzte.

Welch ein Abstand zwischen ihr und etwa der Anschauung eines Giordano Bruno, welcher eben Kopernikus für die neue Erkenntniß mit begeisterten Worten dankt!** denn er hatte ihn „auf den steilen Felsen und hohen Thurm der Spekulation gestellt, von wo aus er zu den Sternen emporstieg, um unter den Göttern zu sitzen.“ Wie ist „der Horizont des Auges und der Einbildungskraft unendlich erweitert!“ Den totalen Wechsel der Ideen charakterisiren Sätze, wie diese: „Im Universum gibt es nicht Centrum, noch Peripherie; sein Centrum ist überall, seine Peripherie nirgends.“ — „Das Absolute umfaßt alle Existenzen und

* Kardinal Damiani z. B. verlegt dieselben in die Erde. Die Flammen, welche der Vesuv speit, sind ihm Flammen der Hölle. Rudolf Glaber, der den Vesuv nach Afrika versetzt, sucht aus natürlichen Ursachen jene Ausbrüche zu erklären.

Ich habe vergessen, zu sagen, daß Wilhelm von Hirschau ganz ungemein belesen war. Nicht die Klassiker allein, sondern Naturforscher, wie Dioskorides u. A., Mediziner, wie Theophilus u. A. sind ihm bekannt.

** Ich meine jene fehlerhaften und doch so trefflichen Verse:

Hic ego te appello, veneranda praedite mente,
Ingenium cujus obscuri infamia saecli
Non tetigit, et vox non est suppressa strepenti
Murmure stultorum, generose Copernice —

alle Arten von Existenzen. Die eine Substanz bleibt immer dieselbe, trotz aller Modifikationen. In diesem Sinne hat Salomo gesagt: nichts Neues unter der Sonne! Alles ist eitel! außer dem unbeweglichen und allgegenwärtigen Einen.“ — „Wer diese Einheit sieht und festhält, besitzt Alles; wer sich nicht zu ihr erheben kann, hat Nichts.“ — „Ein so hoher Blick läßt die kindischen Gedanken der blinden Menge verachten. Denn der Himmel ist überall, weil das Absolute aller Orten. Ja, wenn wir im Absoluten stehen, sind wir von der Hoffnung befreit, in den Himmel zu kommen, und von der Furcht, aus ihm verstoßen zu werden.“ — Und doch: „Sei Mensch, Ameise oder Sonne, vom Absoluten bist du gleich weit entfernt.“ Schön spricht Rückert diese Weltanschauung aus in dem Ghasel:

> Ich sah empor und sah in allen Weltenräumen Eines,
> Hinab ins Meer und sah in allen Wellenschäumen Eines.

LVI.

Ich schließe diese Skizzen, welche dem Leser vielleicht vorläufig ein, wenn auch mattes und farbloses, Bild von der Kultur der Zeitgenossen Heinrichs IV. geben können. Es trennen uns von jener Epoche so viele Jahrhunderte; so viele Stürme sind seitdem vernichtend und zugleich reinigend über Europa hinweggegangen; unsre Kenntnisse haben sich so unermeßlich erweitert; unsere Weltanschauung; unser Leben in Staat, Kirche und Familie; unsre Waffen, Kleider und Wohnungen sind so sehr verändert — daß keine geringe geistige Anstrengung erforderlich ist, wenn man sich die Gestalten unserer Altvordern aus Heinrichs IV. Zeit, und ihr Leben und Treiben einigermaßen lebendig und wahrheitsgetreu vorstellen will. Ein Satz, der natürlich von aller, namentlich der älteren, Geschichte gilt.

Der Geschichtsforscher ist aber auf die Schilderungen der Zeitgenossen angewiesen; und wo sie sich begnügen, dürftige Umrisse zu geben, da würde es mehr als thöricht sein, wenn er Gemälde entwerfen wollte, die wie Scharlach glühten.

Ich unterlasse es, von P r e i s e n und W e r t h e n jener Zeit zu handeln, weil die etwaigen Resultate solcher Untersuchungen doch illusorisch sein würden. Wir kennen die Menge des baaren Geldes nicht, welches in Umlauf war, und bei den geringen Kommunikationen

jener Jahrhunderte waren die Preise auch der Rohstoffe — von Manufakten zu schweigen — in den einzelnen Gegenden so verschieden, daß man aus dieser oder jener beiläufigen Angabe nicht auf das Allgemeine schließen kann.

Es wurde im Reiche nur eine einzige Münze geprägt, der sogenannte *Denar*, aus Silber. Kupfermünzen zirkulirten gar nicht (dergleichen wurden in Deutschland erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts geprägt); wohl aber griechische (und vielleicht schon sarazenische) Goldmünzen, welche durch den Handel nach Deutschland gekommen waren. Auch gab es ziemlich viel merowingische Goldmünzen, und einige kapetingische. In der Regel sind Byzantiner gemeint, wenn von Goldstücken die Rede ist. Noch jetzt geschieht es wohl, daß ein Bauer in unserm Norddeutschland beim Pflügen einen solchen findet mit dem Gepräge Justinians oder eines seiner Nachfolger.

Zwölf Denare giengen auf einen *Solidus*, welcher ungefähr unserm Gulden entsprach. Indessen geprägt wurde ein Solidus nicht; es war dieß eine imaginäre Münze, wie ein Pfund Sterling.

Ein Denar war ungefähr so viel werth, wie zwei preußische Silbergroschen.

Sehr oft ist von *Pfunden* oder *Marken Silbers* die Rede. Das sind denn so viel Silberstücke, gemünzt oder in Barren, wie auf ein Pfund oder eine Mark gehen. Man rechnete nach verschiedenen Marken oder Pfunden; bis zum 11. Jahrhundert nach der alten *karolingischen Mark*, welche 24 Loth feinen Silbers enthielt; und seit der Mitte des 11. Jahrhunderts vorzugsweise nach der *kölnischen Mark*, welche 16 Loth feinen Silbers enthielt. In Italien ist in diesem Jahrhundert auch oft von „pavesischer Münze“ die Rede. Da ist die alte *longobardische Mark* gemeint, deren Gewicht man, so viel mir bekannt ist, nicht genau weiß.

Solche kölnischen Marken, Klumpen des feinsten Silbers von 16 Loth Schwere, hatte man auf den Münzstätten. Dergleichen sind uns manche erhalten.

Es ist vornehmlich das *Straßburger Stadtrecht*, welches uns über das Münzwesen jener Zeit erwünschte Auskunft gibt. Dasselbe stammt aus dem Ende des 10. Jahrhunderts.

Der Bischof setzt den Münzmeister (magister monetae) ein, welcher über das Prägen der Denare und überhaupt über den ganzen Geldverkehr im Bisthum die Oberaufsicht führt, insofern er darüber zu wachen hat, daß keine falschen Münzen kursiren. Die Münze soll ein solches Gewicht haben, daß 20 Solidi oder 240 Denare auf eine Mark (von 24 oder 16 Loth) gehen. (Es wird ausdrücklich schweres und leichtes Gewicht erwähnt.*)

Soll das Gepräge der Denare geändert werden — welches dann geschah, wenn falsche Münzen entdeckt wurden — so werden die alten Denare, welche in Umlauf sind, einige Wochen vorher verrufen. Das neue Gepräge wird von einem „Rath weiser Männer" bestimmt, welche der Bischof um sich versammelt. Der Bischof liefert die Kohlen, welche zum Prägen nöthig sind; ebenso die Prägstöcke, — und zwar kann jeder Bürger, welcher unter die Münzer aufgenommen ist, solche Prägstöcke vom Bischof erhalten, jedoch nur in den ersten 6 Wochen nach dem Termin, wo die neuen Denare ausgegeben werden.

Ich habe erwähnt, daß es in Straßburg schwere und leichte Marken gab. Demgemäß gab es schwere und leichte Denare. Von den schweren gingen 240 auf eine schwere Mark (24 Loth), von den leichten gingen 240 auf eine leichte Mark (wahrscheinlich 16 Loth.) Ein leichter Denar verhielt sich dann zu einem schweren, wie $^2/_3$ zu 1.

Folglich gab es auch zweierlei Prägstöcke: in den einen wurden die schweren Denare geprägt (nummi), in den andern die leichten (oboli).**

Zuerst wurden 5 Solidi oder 60 Denare geprägt, von der Form und dem Gewicht, worin die neuen Denare kursiren sollen. Diese bewahrt der Burggraf auf, um Münzen, die als falsch bezeichnet werden, danach zu prüfen. Der Münzmeister leistet dann den Eid, daß er die neuen Denare ebenso prägen lassen wird, wie jene 60, die er dem Burggrafen abgeliefert hat.

* Jura et leges civit. Arg. (bei Gengler: Deutsche Stadtrechte.) §. 71. denarii in quocunque leviori pondere percussi. §. 77. 20 solidi gravis monetae.

** ib. §. 76. Quando monetarius ferramenta, in quibus denarii formantur, episcopo resignabit, reddet ei duo in forma nummorum et duo in forma obulorum. cf. §. 71.

Die Münzstätte war in Straßburg „bei den Fischern". Sämmtliche Münzer arbeiteten in einem und demselben Hause, damit sie ihre Arbeit vergleichen konnten.

Die Münzer selbst, welche unter dem Münzmeister arbeiteten, mußten „Leute des Gotteshauses" sein (de familia ecclesiae), wahrscheinlich meist Goldschmiede, jedenfalls wohlhabende Leute. Jeder zahlte für das Recht, Münzer zu sein, dem Bischof eine halbe Mark Goldes (36 Byzantiner), dem Münzmeister 5 Byzantiner, und an die Zunft selbst 240 Denare schweren Geldes. Dafür war aber die Zunft der Münzer von jedem Dienst für den Bischof befreit.

Ihr Profit bestand wohl hauptsächlich darin, daß sie ungemünztes Silber aufkauften, dasselbe einschmolzen und für sich selbst Denare daraus prägten. Es wird ausdrücklich hervorgehoben, daß sie allein an dem Orte, wo die Wechsler (cambitores) saßen, Silber kaufen durften. Natürlich gehörte zu einem solchen Geschäft schon ein gewisses Kapital, und die ganze Zunft betrieb dasselbe sicher auf gemeinschaftliche Kosten.

Will der Bischof selbst Silber aus seiner Kammer einschmelzen und prägen lassen, so läßt er es dem Münzmeister zuwiegen, derselbe vertheilt es unter die Münzer und liefert dem Bischof für jede Mark ungemünzten Silbers, die er bekommen hat, 240 Denare zurück. Dafür zahlt der Bischof für je 240 Denare einen Schlagschatz von 2 Denaren an die Münzer.

Der Münzmeister hat die Gerichtsbarkeit über Falschmünzer. Werden falsche Denare entdeckt, so wird die kursirende bischöfliche Münze verrufen. Von dem Tage an, wo die alten Denare außer Kurs treten sollen, hat der Münzmeister 6 Wochen lang das Recht, wen er will, anzuklagen, daß er die verrufene Münze im Handel angenommen. Der Beschuldigte kann durch einen Eid seine Unschuld beweisen. Vermag er dieß nicht, so zahlt er 60 Solidi, oder 720 Denare, Strafe an den Münzmeister. Nach Ablauf jener 6 Wochen darf er nur solche Leute belangen, von denen er sieht, daß sie verrufene Denare angenommen haben.

Die Prägstöcke, in welchen die Denare von dem alten Gepräge geschlagen worden, liefert der Münzmeister an den Bischof zurück und schwört, daß er Nichts zurückbehalten, noch auch wisse, daß ein Anderer

noch einen Prägstock habe. Darauf werden dieselben zerbrochen, das Gepräge vernichtet, und die Bruchstücke dem Münzmeister zurückgegeben, falls ihm nicht etwa der Bischof die Prägstöcke ganz und unversehrt überlassen will.

Von den Byzantinern gingen 72 auf ein Pfund von 24 Loth. Ihr Goldwerth beträgt heutzutage etwa 4 Thaler. Jedoch stand damals und bis zum 16. Jahrhundert der Werth des Goldes zu dem des Silbers etwa in dem Verhältniß von 1 zu 10, während nach der Entdeckung der Minen in Mexiko und Bolivia das Verhältniß von 1 zu 15 eintrat, welches sich bis jetzt erhalten hat, aber sich vielleicht in Folge des californischen und australischen Goldreichthums wiederum ändern wird. *

Wechselbanken (cambium) gab es natürlich überall, wo der fremde Kaufmann seine Münzen gegen deutsche umtauschen konnte. Die Denare, welche circulirten, waren entweder kaiserliche, welche überall galten, oder neben denselben in den einzelnen Herzogthümern, Bisthümern, Städten u. s. w. herzogliche, bischöfliche, städtische, welche nur in dem bestimmten Bezirk galten, für den sie geprägt waren.

Auch verstand man sich schon auf Münzverschlechterungen und Spekulationen, die damit in Verbindung zu stehen pflegen, und aus der Vehemenz der Klagen darüber ersieht man, wie verderblich diese Finanzkünste waren. **

Was deutsche Gewerbe anbetraf, so konnten sich unsere Steinmetzen wohl mit denen jedes Landes der Christenheit messen, wenn

* In obiger Darstellung verdanke ich Vieles den freundlichen Mittheilungen des ausgezeichneten Münzkenners Herrn Dr. Schönemann zu Wolfenbüttel.

** Bei Cosmas (lib. I.) spricht Herzog Boleslav II. von Böhmen auf seinem Sterbebette: „Kein Unglück, Pest und Sterblichkeit, kein Feind, der das ganze Land mit Raub und Brand verwüstet, kann dem Volke Gottes mehr schaden, als häufige Veränderung und trügerische Verschlechterung der Münze. Aber nach diesen Zeiten werden aufstehen nicht Herzöge, sondern Diebe; habgierige Menschen, die ohne Mitleid und ohne Furcht vor dem allwissenden Gott drei oder viermal im Jahre die Münze ändern werden. Durch solche schlechten Künste werden die Gränzen dieses Landes enge werden, die ich ausgedehnt habe bis über Krakau hinaus."

Schrecklich ließ Heinrich I. von England Münzmeister strafen, welche die Münze verschlechterten. (S. Wilelm. Gemmeticensis. hist. Norm. lib. VIII, 23. Dieser Autor bedarf sehr einer kritischen Bearbeitung.)

man vielleicht die griechischen ausnimmt; denn Abt Desiderius von Monte Casino ließ jene neue Kirche, welche 1071 vom Pabst Alexander II. mit so großem Pomp eingeweiht wurde, durch Bauleute aus Konstantinopel und durch sarazenische Maurer aus Alexandrien errichten, deren Mosaikarbeit namentlich unsäglich schön war. — Die Wormser Steinmetzen scheinen besondern Ruf gehabt zu haben.

In Frankreich pries man besonders deutsche Webereien und Stickereien,* und unsere Tuchmacher, wenigstens die lothringischen, waren sehr stolze und übermüthige Leute.

Durch Fleiß und Geschicklichkeit — wie es z. B. Benvenuto Cellini zu Paris erfuhr — haben deutsche Arbeiter sich stets und in allen Ländern hervorgethan.

* *Guilelm. Pictav.*: „Die englischen Frauen sind sehr geschickt im Nähen und Weben, und die Männer sind trefflich in jedem Handwerk. Zudem pflegen Deutsche bei ihnen zu wohnen, die solcher Künste höchst kundig sind.“ — Die Skulptur der Angelsachsen war besonders berühmt.

Zweites Buch.

Emporkommen der Bischöfe von Rom. Ihr Verhältniß zu den Kaisern. Aufschwung ihrer Macht durch Kaiser Heinrich III. und durch Hildebrand. Anarchie im Reich während der Jugend Heinrichs IV. Rebellion der sächsischen Fürsten.

I.

Nachdem Kaiser Heinrich III. mit höchstem Ruhme sieben Jahre lang das deutsche Reich regiert hatte, riefen ihn (1046) Gesandte des römischen Volkes nach Rom, um dort Ordnung zu stiften. Denn drei Päbste zankten sich dort um Petri Stuhl und die Schlüssel zum Himmelreich.

Der Kaiser hatte bisher im Osten mit den Ungarn zu thun gehabt, deren König sein Vasall wurde, und im Westen mit dem höchst streitbaren Herzog Gottfried dem Bärtigen von Niederlothringen. Dessen Vater Gozelo I. (Graf von Verdün, aus dem Hause Bouillon) war von Kaiser Konrad II. mit den beiden Lothringen belehnt gewesen. Er war es, der mit seinen trefflichen Reitern den Grafen Odo von Champagne, welcher mit dem Kaiser um die Krone des Königreiches Arelat stritt, in dem blutigen Treffen bei Bar in Oberlothringen (1037) überwand und erschlug.

Nach seinem Tode (1043) hielt es Heinrich III. für angemessen, die beiden Herzogthümer nicht in einer Hand zu lassen. Gozelo hatte drei Söhne. Von diesen erhielt Gozelo II. Oberlothringen, Gottfried (der Bärtige) Niederlothringen, und der dritte, Friedrich, ward Domherr zu Lüttich, später Pabst Stephan X.

Als nun auch Gozelo II. bald kinderlos starb, meinte sein Bruder Gottfried Erbansprüche auf das Herzogthum Oberlothringen zu haben; indessen Heinrich III. übergab dasselbe dem Grafen

Adalbert vom Elsaß. Gottfried empörte sich (1044), ward aber gezwungen, sich dem Kaiser zu ergeben, und auf Giebichenstein bis 1046 gefangen gehalten. Der Verlust von Niederlothringen, welches Heinrich dem Rebellen ebenfalls nahm und dem Grafen Friedrich von Luxemburg gab, trieb den unruhigen, thatkräftigen, treulosen Mann zur Verzweiflung. So lange Heinrich III. lebte, war Gottfried mit Plänen gegen ihn und wilden Empörungen beschäftigt.

Der Friede, welchen der fromme Kaiser schon längst so gern gesichert hätte — zu Weihnachten 1043 hatte er Allen vergeben, die sich gegen die kaiserliche Majestät vergangen, und hatte durch ganz Deutschland das Edikt ergehen lassen, daß, wer einen Feind hätte, sich mit ihm versöhnen möchte — der Friede schien 1046, obwohl Gottfried eben aus Giebichenstein entlassen war, so weit befestigt, daß Heinrich das Reich aufbot, um über die Alpen nach Italien zu ziehen und die Würde des Pabstthums zu retten.

II.

Die Bischöfe von Rom galten bekanntlich in den ersten Jahrhunderten der Kirche nicht mehr, als andere Bischöfe. Mutterkirchen hießen in den ersten Jahrhunderten diejenigen, welche von den Aposteln gegründet waren. Keine unter ihnen hatte einen Vorrang. „Ist dir Achaja nahe (spricht Tertullian, † um 240) so hast du Korinth; bist du nicht weit von Macedonien, so hast du Philippi und Thessalonich; wanderst du nach Asien, so hast du Ephesus; wohnst du in der Nähe von Italien, so hast du Rom."

Schon früh machten die römischen Bischöfe Ansprüche auf eine Herrschaft über die andern Kirchen, ohne damit durchzubringen. Noch im dritten Jahrhundert erklärten die afrikanischen Bischöfe dem römischen Bischof Stephan, daß unter ihnen sich Keiner zum Bischof über die Bischöfe aufwürfe; denn ein jeder Bischof sey frei und selbständig und könne von einem andern ebenso wenig gerichtet werden, als er einen andern zu richten befugt sey.

Dort so wenig, wie in Asien oder Griechenland, haben sie ihre Ansprüche je dauernd durchsetzen können, obwohl sie dieselben nie

fallen ließen, und jede ungebührliche Forderung, wenn sie einmal von Einzelnen anerkannt war, bei der Wiederholung als erwiesenes Recht geltend machten. * Als z. B. ein Priester aus Chalcedon von dem Patriarchen zu Konstantinopel als Ketzer verdammt war, appellirte er an den Pabst Gregor I., und dieser sprach ihn frei. Sogleich gebrauchte er diesen Fall dem Bischof von Ravenna gegenüber als Beweis. „Wenn von der Residenz des Kaisers an unser Gericht appellirt wird, um wie viel mehr muß eine Streitsache, die euch betrifft, hier entschieden werden!"

Päbste übrigens wurden die römischen Bischöfe zuerst zu Anfang des 6. Jahrhunderts genannt.

III.

Der Untergang des abendländischen Reiches und die Schwäche der Kaiser in Konstantinopel, welche den Italienern gegen die Barbaren nicht helfen konnten, waren den Päbsten zur Beförderung ihres Ansehens in Italien sehr dienlich.

Schon Justinian (um 560) hatte die Bischöfe zu Aufsehern über die Richter und städtischen Beamten gesetzt, deren Schlechtigkeit man vergebens durch Stockprügel, Geldstrafen, Verbannung und Hinrichtungen zu verbessern suchte.

Bei dem Einbruch der Longobarden nun (568), wo das Land zur Einöde ward, und der größte Theil des Volkes dem Schwerte oder dem Hunger erlag, waren die Bischöfe so sehr durch weltliche Geschäfte in Anspruch genommen, daß es (nach Gregors I. Ausspruch) „oft zweifelhaft war, ob sie das Amt von Seelenhirten oder von weltlichen Fürsten verrichteten."

Pabst Gregor I. selbst sorgte einigermaßen für die Vertheidigung von Rom, speiste das Volk durch Zufuhren von seinen reichen Domänen in Sizilien, und unterhielt selbst den Erzbischof von Mailand, der sich nach Genua geflüchtet. Den griechischen Statthalter zu Ravenna ließ er auffordern, den billigen Frieden, welchen der Longobardenkönig Agilulf böte, anzunehmen; widrigenfalls er, der Pabst, für sich einen besonderen Frieden schließen würde.

* Worte Drumanns.

Darüber war der griechische Kaiser freilich erzürnt und nannte ihn einen einfältigen Menschen.

IV.

Seit dem Bildersturm sagten sich die Päbste (es war Gregor II.) von den griechischen Kaisern los.

Der Kaiser Leo der Isaurier († 741) verbot den Götzendienst, welcher mit den Heiligenbildern in den Kirchen geübt ward. „Ich kann es nicht ertragen (sprach er), daß ein stummes, todtes Bild, auf irdischem, mit Farben besudeltem Stoffe Christus vorstellen soll, und daß durch die Bilder Juden und Muhamedaner vom Christenthum abgeschreckt werden.“

Wie in Griechenland, so entstand auch in Italien Aufruhr über das kaiserliche Edikt: der Herzog von Neapel, der Exarch von Ravenna ward erschlagen; der Herzog von Rom verjagt, — und auf des Pabstes Befehl verweigerten die italienischen Provinzen dem Kaiser die Steuern, wofür dieser die päbstlichen Domänen in Sizilien und Kalabrien mit Beschlag belegte.

Gregor II. konnte sich wohl den Vermittler zwischen Morgen- und Abendland nennen, in dessen Macht allein es stehe, den Frieden wiederherzustellen und zu erhalten. „Den heil. Petrus (schrieb er an Leo) halten alle Reiche im Westen für Gott auf Erden.“ — Daß St. Petrus Pförtner des Himmels sey, daran zu erinnern wurden die Päbste nicht müde, namentlich in den Briefen an die fränkischen Könige.

In der That war seit Gregor I. England in Abhängigkeit von Rom; seit Gregor II. gewann Bonifazius Deutschland. Auf dem ersten deutschen Concil 742 beschlossen die Bischöfe „den katholischen Glauben und die Unterordnung unter die römische Kirche bis zum Tode zu bewahren, jährlich Synoden zu berufen, das Pallium der Metropoliten von Rom zu verlangen und in allen Dingen die Vorschriften St. Petri zu befolgen.“ Und wenn Bonifazius (seit 743) die Kirche in Frankreich ordnete, so trat er auch hier nur als Gesandter des Pabstes auf.

Gregor III. († 741) endlich war der erste Pabst, welcher daran dachte, sich durch die Franken der Longobarden zu erwehren und die

Pippiningen * (damals noch Minister der merowingischen Könige) nach Italien zu rufen. Als Liutprand, der Größte unter den longobardischen Königen, ganz Italien zu erobern drohte, vereinigte sich der Pabst gegen ihn mit den Herzögen von Spoleto und Benevent; da aber Liutprand jeden Widerstand niedertrat, wandte sich Gregor an Karl Martell um Hülfe und schickte ihm die Schlüssel zum Grabe des heil. Petrus als Zeichen der Herrschaft über Rom. Ein Recht hatte er, der Unterthan des griechischen Kaisers, hierzu nicht. **

V.

Schritt vor Schritt führte nun diese Verbindung zwischen Päbsten und Pippiningen weiter bis zur Kaiserkrönung Karls des Großen. Pabst Zacharias sanktionnirte den Kronraub Pippins und untergrub damit im Grunde die Kraft aller Huldigungseide. Den Satz, daß Derjenige König seyn müsse, welcher die Macht habe, konnte jeder mächtige Rebell und Usurpator für sich anführen. Das Recht des Stärkeren war damit proklamirt.

Stephan II. salbte Pippin und seine Söhne als Könige der Franken und ernannte sie zu Patriziern der Römer. Dafür zwang Pippin die Longobarden, mit ihren Angriffen inne zu halten, und machte den Pabst zum Patrizier der Statthalterschaft Ravenna.

Der Titel Patrizier, von Konstantin dem Großen gestiftet, bezeichnete im römischen Reiche die höchste Würde nach der kaiserlichen, obwohl verschiedene Würden damit verbunden sein konnten. Patrizier von Rom hieß der Statthalter, welcher zu Rom im Namen des Kaisers die höchste Gewalt inne hatte. ***

Groß war freilich die Noth der Päbste, als Karls des Großen Mutter, Bertrada, das fränkische und longobardische Königshaus durch eine Doppelheirath verbinden wollte, und Karl der Große sich in der That mit einer Tochter des letzten Longobardenköniges Desiderius vermählte.

* Karls des Großen Nachkommen hat man Karolingen genannt; er und seine Vorfahren sind als Nachkommen Pippins von Landen besser als Pippiningen zu bezeichnen.

** Vergl. die Darstellung in K. Hegels Gesch. der Lombard. Städteverfassung.

*** Gieselers Kirchengeschichte II, 1, S. 38. Anm. (Vierte Aufl.)

„Meine vortrefflichsten Söhne, ihr großen Könige (schrieb Stephan III. an Karl und Karlmann), welcher Unverstand ist es, daß die berühmte Nation der Franken und euer edelstes Königshaus sich durch die Verbindung mit der treulosen und stinkenden Nation der Longobarden besudeln soll, die nicht einmal eine Nation genannt werden kann, und von der ja bekanntlich das Geschlecht der Aussätzigen herstammt.“ Mit Thränen beschwor er sie, das zu hintertreiben.

Doch die Gefahr ging vorüber, als Karl seine Gemahlin — wahrscheinlich mit Rücksicht auf jene Verhältnisse in Italien — verstieß und kurz darauf dem Longobardenreiche ein Ende machte.

Am Weihnachtstage 800 ward Karl, nachdem er Deutschland, Frankreich, den größten Theil von Italien und die spanische Mark unter seinem Scepter vereinigt hatte, — er, den schon Pabst Hadrian 777 „den neuen allerchristlichsten Kaiser Konstantin“ genannt — von Leo III. zum Kaiser gekrönt, nun eigentlich nicht mehr Patrizier, sondern selbst Imperator und Augustus.

VI.

In diesem Verhältnisse zwischen Kaiser und Pabst waren nun die Keime zu Verwickelungen gegeben, welche Jahrhunderte lang die abendländische Christenheit bewegen sollten. Der Pabst schwur Karl Treue, er war sein Vasall. Gleichwohl war es der Pabst, von dem ihm die kaiserliche Würde verliehen ward.

Karls Ansicht über dieß Verhältniß ist in folgenden Worten ausgesprochen: „Unser Amt ist es, mit Gottes Hülfe die Kirche Christi nach Außen gegen Anfall und Verwüstung der Heiden zu schützen und nach Innen durch Geltendmachung des katholischen Glaubens zu befestigen. Euer (des Pabstes) Amt ist es, durch Gebet uns beizustehen, damit das christliche Volk über die Feinde Gottes triumphire, und der Name Jesu in der ganzen Welt verherrlicht werde; auch überall die Kirchengesetze zu befolgen, einen unsträflichen Wandel zu führen und die Völker zur Heiligkeit zu ermahnen.“

Diese Ansicht vom Kaiserthum gründete sich auf die Idee der

Oberherrschaft über den Erdkreis, welche die römischen Cäsaren gehabt haben sollten.

Karl beherrschte in der That — mit Ausnahme von England und einigen Küstenstrichen Italiens — die ganze abendländische Christenheit, soweit sie dem Pabst gehorchte; und zwar herrschte er mit jener gelassenen Ruhe, die des Gehorsams gewiß ist. Ihm geziemte es, zu den Päbsten in väterlichem Tone zu reden. „Wir haben uns gefreut (schreibt er an Leo III.) über die Einmüthigkeit bei Eurer Wahl; über Eure Demuth und Gehorsam und Euer Gelöbniß der Treue gegen uns. Denn wie mit Eurem seligen Vorgänger, so möchte ich mit Euch einen Bund unverbrüchlicher Liebe und Treue aufrichten.“ Und er läßt ihn ermahnen, ehrbar zu leben, die heiligen Kirchengesetze zu beobachten und die Kirche gewissenhaft zu regieren, läßt ihn an den Lohn erinnern, der seiner jenseits warte, wenn er als treuer Arbeiter befunden würde, und an die Vergänglichkeit seiner jetzigen Würde; giebt ihm endlich Rathschläge über die Mißbräuche, die in der Kirche herrschen.

Allein das Reich geht (im 9. Jahrhundert) aus einander. Deutschland, Frankreich und Italien trennen sich. Das Kaiserthum geht auf den König der Deutschen über. Die meerbeherrschenden Normannen dringen in Frankreich ein, werden für das Christenthum gewonnen und gründen gerade im 11. Jahrhundert in Italien und England neue Reiche. Die Staatsverfassung geht aus der ruhig geordneten Gauverfassung in den streiterfüllten Lehnstaat über, und statt gleich Karl dem Großen mit Kraft und Nachdruck zu herrschen, haben die Kaiser oft kaum Macht, ihren Vasallen zu widerstehen.

Die gewaltigsten Umwälzungen gingen also vor, bei denen auch das Verhältniß zwischen Kaiser und Pabst sich sehr wesentlich änderte. Die Autorität des Letzteren wurde überall anerkannt. Der Kaiser aber hatte höchstens in Deutschland (und zuweilen in Oberitalien) Macht. In Frankreich und allen normannischen Staaten ließ man eine Oberherrschaft des Kaisers faktisch nicht gelten.

Es lag daher etwas Beleidigendes für die übrige Christenheit vornehmlich in dem Anspruche der Kaiser, die vom römischen Klerus und Volk gewählten Päbste nicht nur bestätigen, sondern — wie es

Heinrich III. eine Zeit lang that — ganz nach ihrer Willkür einsetzen zu wollen. Noch Heinrich IV. soll die Römer zur Rechenschaft gezogen haben, daß sie Gregor VII. gewählt, ohne vorher bei ihm anzufragen, ob er die Wahl bestätigen würde. Doch dieß ist sehr zweifelhaft.

Darum ruft Johann von Salisbury aus († 1182 als Bischof von Chartres): „Wer hat die Deutschen zu Richtern der Völker ernannt? Wer hat den dummen, wüthenden Menschen diese Macht gegeben, daß sie nach Willkür einen Fürsten setzen über die Häupter der Menschenkinder?"

Die Idee freilich, daß der Kaiser Herr der Welt sei, lebte noch lange. Nicht nur Deutsche, auch Franzosen erinnerten daran. Indessen es war nur ein vager, unbestimmter Gedanke ohne weitere praktische Bedeutung. Es liegt etwas Erhabenes darin, wenn der von den meisten deutschen Fürsten verrathene Heinrich IV., als er nach Lüttich geflüchtet war, in der Absicht, allenfalls bei der Gastfreiheit fremder Nationen eine Zuflucht zu suchen gegen den Haß seiner Widersacher, auch da noch in jenem Briefe an den König von Frankreich die Erde, soweit sie bewohnt wird, sein nennt. *

VII.

Keine Epoche in der Geschichte ist vielleicht reicher an Urkundenfälschungen, als diese ersten Jahrhunderte des Mittelalters. Solche untergeschobenen Urkunden sind mit die Hauptstützen für die päbstliche Allgewalt in der Kirche gewesen.

Ein spanischer Bischof, Isidor von Sevilla, hatte im 7. Jahrhundert für die spanische Kirche ein Rechtsbuch nicht sowohl selbst verfaßt, als neu überarbeitet. Dasselbe bestand aus einer Zusammenstellung von Concilienbeschlüssen und päbstlichen Briefen.

* *Suger gesta Ludov. VII.* sagt: „Die Griechen ärgern sich sehr, daß der Kaiser von Deutschland sich römischer Kaiser nennt. Sie meinen nämlich, von Rechtswegen müsse ihr Kaiser allein die Herrschaft über die ganze Welt haben."

Der Franziskaner Occam, bekanntlich ein gefeierter Scholastiker, behauptete noch während des Streites Ludwigs des Bayern mit dem Pabst Johann XXII., der Kaiser sei Erbe der unumschränkten Herrschaft der römischen Kaiser über den ganzen Erdkreis, und diese Herrschaft stamme unmittelbar von Gott.

Nun veranstaltete um die Zeit des Vertrages von Verdün ein Geistlicher im Mainzer Sprengel (Benediktus Levita) eine Sammlung der Kapitularien Karls des Großen und seines Sohnes Ludwig, in welche er indessen auch andre Gesetze und Verordnungen aufnahm. Im Archiv der Mainzer Kirche, wo er besonders seine Quellen fand, stieß er auch auf ein Exemplar des Isidorischen Rechtsbuches und merkte nicht, daß es mit einer Menge untergeschobener Urkunden vermehrt war. Arglos nahm er diese falschen Concilienbeschlüsse und päbstlichen Briefe als ächt in seine Sammlung auf.

Dieß ist ungefähr das erste Erscheinen des sogenannten falschen Isidor. Seitdem stützten Bischöfe und Päbste ihre Ansprüche auf diese Sammlung, und bis zur Reformation ahnte Niemand den Betrug.

Benediktus Levita sagt: „Erzbischof Rikulf († 814) hat diese Capitula im Archiv verborgen, und Autkar, sein zweiter Nachfolger und Verwandter, hat sie dort wieder aufgefunden.“ Wer der Verfasser gewesen, ist unbekannt.

Wichtig, und zwar welthistorisch wichtig ist dieser falsche Isidor geworden durch die Grundsätze, welche er aufstellt, um die Geistlichkeit von dem Einflusse der weltlichen Macht zu befreien und ihr im Pabst ein selbständiges Oberhaupt zu geben.

Die päbstlichen Rechte waren danach bedeutend größer, als man bisher hatte gelten lassen. Die Päbste (so steht im falschen Isidor) sind die höchsten Gesetzgeber, Richter und Verwalter der Kirche. Die römische Kirche ist das Muster aller übrigen; denn letztere sind von ihr ausgegangen. Sie hat den Primat über die andern Kirchen. Die wichtigsten Angelegenheiten der Bischöfe und die höchsten kirchlichen Fragen werden in Rom entschieden. Von allen Erzbischöfen und Bischöfen kann man an den Pabst appelliren, aber über dem Pabst gibt es keine Instanz.

Unter den Päbsten lernte sie zuerst Nikolaus I. kennen (864) und benutzte sie sogleich. Er schärfte den widerstrebenden Bischöfen die gebührende Ehrfurcht vor diesen Dekretalen ein, wenn sie auch nicht in den früheren Sammlungen ständen. „Ihr selbst (sprach er) beruft euch ja auf sie, wenn es gilt, eure Zwecke zu erreichen. Bloß

hier verwerft ihr sie, damit die Macht des apostolischen Stuhles nicht aufkomme.“ *

Der falsche Isidor enthielt die ebenfalls falsche, ältere Urkunde, wonach Kaiser Konstantin dem Pabst Sylvester allen kaiserlichen Schmuck, Diadem, Scepter, Scharlachrock und Purpurmantel und alle übrigen Insignien übergeben, den Lateran „den ersten unter allen Palästen auf Erden,“ Rom und ganz Italien abgetreten und darum seine Residenz nach Byzanz verlegt hätte.

Ich glaube, zur Zeit des Bilderstreites ist diese Schenkung in Rom erdichtet worden. Daß es eine Fabel wäre, erklärte unter unsern Kaisern schon Otto III.; den griechischen Kaisern gegenüber ward sie von den Päbsten noch im 11. Jahrhundert geltend gemacht.

Erst im 15 Jahrh. wurde die Unächtheit nachgewiesen!

VIII.

Einige Päbste unter den späteren Karolingen waren mit ihren Machtansprüchen sehr glücklich; namentlich Nicolaus I., der erste Pabst, welcher sich krönen ließ, und dem ein Kaiser, Ludwig II., Sohn Lothars I., Stallmeisterdienste that. Derselbe ergriff die Zügel des päbstlichen Pferdes und führte es zu Fuß, so weit ein Pfeil fliegt.

Ja, wenn Karl der Große im Jahr vor seinem Tode seinem Sohne Ludwig I., dem Frommen, selbst die Krone auf das Haupt setzte und ihn zum Genossen seines kaiserlichen Namens machte, damit die Kaiserwürde vom Pabste unabhängig würde, so erklärt jener Ludwig II. ausdrücklich: „Durch die Salbung und Weihe des Pabstes haben wir die kaiserliche Würde erhalten.“ Schmähst du (schreibt er an den griechischen Kaiser Basilius) den römischen Bischof um Das, was er gethan, so kannst du auch Samuel tadeln, daß er an Sauls Statt David zum Könige salbte.

Pabst Nicolaus ließ sich von den Erzbischöfen beim Empfange des Palliums den Eid der Treue leisten. Er erinnerte die Suffraganbischöfe daran, daß sie allein im Pabst einen Schutz hätten gegen

* Gfrörer nimmt an — und es ist wahrscheinlich — Bischof Rothad von Soissons habe den falschen Isidor im Juni 864 nach Rom gebracht. Aus dem Briefe Nikolaus' an die gallischen Bischöfe (865) scheint indessen hervorzugehen, daß man auch in den römischen Archiven diesen falschen Isidor fand. Er nennt diese Sammlung opuscula, quae dumtaxat et antiquitus S. Rom. ecclesia conservans nobis quoque custodienda mandavit et penes se in suis archivis . . . recondita veneratur.

ihren Erzbischof. Er forderte die Bischöfe auf, zuzusehn, ob die Könige, deren Unterthanen sie sich nännten, wirkliche Könige, oder ob es nicht vielmehr Tyrannen wären, denen man sich widersetzen müsse. Er und andere Päbste haben schon damals alle jene Grundsätze ausgesprochen, die im 11. Jahrhundert so viel Blutvergießen verursachten. —

Indessen sie wurden doch auch sehr derb abgewiesen. Wenn freilich noch 829 die kaiserlichen Sendboten auf den Cölius zogen, im Lateran selbst, im Beisein des Pabstes, tagten, die Klagen benachbarter Aebte gegen den anwesenden Papst entgegennahmen, in feierlicher Gerichtsverhandlung die Zeugen auf die Evangelien schwören ließen und dann den Pabst verurtheilten, so war dieß vielleicht das letzte Mal. Dagegen erklärten die Erzbischöfe von Köln und Trier Nikolaus dem I.: „Du sollst wissen, daß wir nicht deine Kleriker sind, wie du dich rühmst. Deinen Urtheilspruch gegen uns verachten und verwerfen wir und verbannen dich aus unserer Gemeinschaft." Und sein Nachfolger, Hadrian II., mußte auf ein unziemliches Schreiben an Karl den Kahlen, die Antwort vernehmen: „Wir möchten wohl wissen, wo der Verfasser jenes Briefes gefunden hat, daß ein König, der einen verbrecherischen Bischof nach dem Gesetz verurtheilt, denselben nach Rom schicken muß. Die Frankenkönige sind nicht Beamte der Bischöfe, sondern Herren des Landes." —

Seit Karl dem Dicken (um 888) entzog sich der apostolische Stuhl dem fränkischen Einflusse, ward aber dafür von den Großen abhängig, die um das Scepter Italiens stritten.

Es hat gleich traurig gestanden mit den Päbsten in diesen Jahrhunderten, mit welchen das Mittelalter anfing, wie in den späteren, mit welchen das Mittelalter endigte, vor der Reformation. „Sollen jenen Ungeheuern, (sprach Bischof Arnulf von Orleans 991 von den Päbsten seiner Zeit vor den versammelten Bischöfen Frankreichs) die aller Schande und Barbarei voll sind, so viele gelehrte und tugendhafte Priester Gottes auf der Welt unterworfen sein? Wollen wir nicht vielmehr die trefflichen Bischöfe in Belgien und Deutschland um Rath fragen, statt einen Richterspruch von diesem Rom zu erwarten, das jedem Käufer feil ist und seine Urtheilsprüche nach der Masse des gebotenen Geldes abwägt?" —

Als Kaiser Otto I. 963 nach Rom gerufen ward wegen des Pabstes Johann XII., flüchtete dieser in Panzer und Helm, mit Schild und Schwert, auf dem andern Tiberufer. Die Römer schrieen zum Kaiser über des Pabstes schändliche Unzucht. Otto sprach: „Er ist noch ein Knabe; vielleicht bessert er sich, wenn man ihm gehörig zuredet.“ Auf die Vorladung der Bischöfe drohte Johann mit dem Banne. Der Kaiser und die Bischöfe schrieben ihm, das wären kindische Worte; er sollte sich gestellen vor der Synode, da ihn nichts hinderte, nicht Meeresgefahr, noch Krankheit, noch Weite des Weges; sonst achteten sie seinen Bann für nichts und würden denselben vielmehr auf sein Haupt zurückwenden. In der That setzten sie ihn ab.

Im Allgemeinen gehorchten die Päbste den Kaisern, wenn Letztere mit einem Heere in der Nähe standen, oder wenn es ihr Vortheil erheischte. Und leider hatte auf der andern Seite der Kaisertitel so viel Lockendes, daß Deutschland und Italien immer wieder in jene unselige Verbindung treten mußte, die über beide Länder so viel Elend gebracht hat.

IX.

Seit Pippin, wie gesagt, führten die Kaiser den Titel „Patrizier von Rom“ und begründeten auf diese Patrizierwürde besonders den Anspruch, bei jeder Pabstwahl um ihre Zustimmung befragt zu werden. Jedoch dieser Titel hatte etwas Vages. Er war sogar unangemessen, da er den Statthalter des Kaisers bezeichnete. Daher erklärt einer der eifrigsten Anhänger Gregors VII., Bischof Bonizo von Sutri, wohl nicht mit Unrecht den Anhängern Heinrichs IV., die nicht aufhörten, auf diese Patrizierwürde zu pochen: das Patriziat wäre ein leerer Titel; bestimmte Rechte wären nicht damit verbunden.

Auch römische Edelleute nahmen ihn wiederholt an, wenn die Kaiser fern waren. Die Grafen von Tuskulum hatten seit dem Anfange des elften Jahrhunderts förmlich den Lateran in Beschlag genommen und setzten ihre Verwandten auf den apostolischen Stuhl.

Nämlich rings in der Oede, die Rom umgiebt — südlich nach dem Albaner Gebirge zu, bei Velletri und Tuskulum (heute Frascati); östlich bei Präneste, bei Tivoli und Mentano im Sabiner Ge-

birge; bis nördlich vom Sorakte und nach Nepi und Sutri hin — erhoben sich die festen Adlernester dieser kleinen Tyrannen, deren Einfluß in der Geschichte des mittelaltrigen Rom oft so mächtig gewesen, ohne daß namentlich im 11. Jahrhundert ein Chronist das Einzelne genau verzeichnet hätte. Aber auch in der weitläufigen Siebenhügelstadt fanden sie Raum genug zwischen den kolossalen Trümmern der alten Kaiserbauten, sich dort einzunisten, Verwirrung zu stiften und die Straßen mit Waffenlärm zu erfüllen.

Es sah sehr traurig aus in der Stadt, da Theophylakt, der Sohn des „Konsul" Alberich, aus dem Hause der Grafen von Tuskulum, als Pabst Benedikt IX. im Lateran saß (seit 1033), und sein Bruder Gregor sich Patrizier von Rom nannte. Ein Knabe soll er gewesen sein, als das römische Volk für viel Geld ihn wählte. Er lebte in der größten Schande. Dabei waren die Landstraßen so unsicher, daß die Pilgerfahrten ganz aufhörten, und wenn sich ja Einer, in heißer Begier, am Grabe der Apostel anzubeten, durch Ritter und Räuber hindurchwand, so fand er die Kirche, wo ihre Gebeine ruhen sollten, dem Einsturz nahe. „Bei den Gebeinen der Heiligen (heißt es) wurden die Schwerter gezückt und die Gaben der Gläubigen vor den Altären aus ihren Händen gerissen." Welches Gesindel wird solch ein Pilger dort angetroffen haben! Noch dreißig Jahre später hatte Pabst Gregor VII. unter den zahlreichen, diebischen und lasterhaften Nachtwächtern bei der Peterskirche aufzuräumen, die sich, rasirt und mit der Mitra auf dem Haupte, für Priester ausgaben und die Pilger täuschten, welche ihnen Geld gaben und sich ihrem Gebet empfahlen.

Von den innern Zuständen Roms in jener Zeit, der Rechtspflege und Verwaltung, den Befugnissen der so oft genannten Präfekten, Konsuln und Senatoren, unter denen es reiche, gelehrte und würdige Männer gab, und von dem Leben und Treiben der feilen untern Klassen wird man sich bei dem fast gänzlichen Mangel an genauen Berichten kaum je eine lebendige Vorstellung machen können. Vornehme Geistliche und Laien waren es, die für höhere Interessen in Parteien aus einander traten; der Pöbel folgte dann dem, welcher am meisten zahlte. —

Die Gegner Benedikt's und mit ihnen fast alle Bürger griffen

endlich nach zehnjährigem Dulden zu den Waffen und zwangen ihn, die Stadt zu verlassen (Januar 1044). Nur die Bewohner von Transtibere (bekanntlich dem Theile der Stadt, welcher sich am rechten Tiberufer, der Insel des Aeskulap gegenüber, an den Janikulus lehnte, heute Trastevere) erhoben sich, wahrscheinlich bestochen, für Benedikt. Die Römer belagerten Transtibere. Allein Ritter aus der Nachbarschaft, Lehensleute des Pabstes, eilten den Transtiberinern über den Janikulus her zu Hülfe und schlugen die Römer vom linken Tiberufer in die Flucht, auf welcher im Gedränge bei hundert Menschen erdrückt wurden. Indessen die Stadt war so groß, und das Innere zu einer nachhaltigen Vertheidigung so geeignet, daß die Partei Benedikt's zunächst ihren Sieg nicht benutzen konnte.

Die Römer versammelten sich daher und wählten Johann, den Bischof der Sabina, * zum Pabst, der den Namen Sylvester III. annahm. Auch für diese Wahl soll der Pöbel mit Gelde gewonnen sein.

Benedikt inzwischen sprach den Bann über Sylvester aus, belästigte die Stadt fortwährend durch seine Streifschaaren und drang im April sogar wieder in den Lateran. „Denn er war mit den Konsuln verwandt (schreibt Abt Desiderius von Monte Casino), und die waren im Besitz der Macht.“ Sylvester kehrte auf seinen Bischofssitz zurück.

Ueber ein Jahr regierte Benedikt wiederum; aber der Haß der Römer zeigte sich so offen, und er mußte so sehr auf der Hut sein, daß ihm die Würde lästig ward.

Bei der St. Johanniskirche an der Porta Latina, am Südende der Stadt (wo einst Caracalla seine Thermen baute) wohnte ein Archipresbyter, Namens Johann Gratian. ** Er stand seit langer Zeit in großem Ansehen; denn — ein Wunder unter dem Klerus in Rom! — er lebte unsträflich. Seine Messen waren daher besonders besucht, und die Bürger brachten ihm reichliche Gaben. Dieß Geld sparte er, in der Hoffnung, damit einst Gutes wirken zu können zur

* Episcopus Sabinensis. Sein Sprengel war das alte Sabinerland um Reate (Rieti), von wo die ersten Ansiedler Roms ausgegangen sind.

** Das Chron. S. Benigni Divion. nennt ihn Johannes Gratianus; sonst wird er in der Regel entweder bloß Johann, oder bloß Gratian genannt.

Wiederherstellung geordneter Zustände in Rom, namentlich zur Ausbesserung der einstürzenden Gotteshäuser.

Diesem Priester bot Benedikt die päbstliche Würde zum Kauf an, und er soll sie für die damals ungeheure Summe von 1500 Mark Silbers * erstanden haben (1. Mai 1045). Das römische Volk stimmte bei, und so ward der dritte Papst eingesetzt, Gregor VI. —

Unter den freudigsten Hoffnungen aller Guten trat er sein Amt an. Damiani (damals noch Eremit, später Kardinal) vernahm in seiner Einsamkeit im Gebirge die Kunde von diesem frohen Wechsel; er hoffte, nun würde sich das goldene Zeitalter der Apostel erneuern; freilich wäre Ungeheures zu thun; denn im ganzen römischen Sprengel lebte kein Priester, der eines Bisthums würdig wäre.

Man erzählt, die Landstraßen wären sicher und die Basilika St. Peters ** mit bewaffneter Hand denen entrissen worden, welche dort den Pilgern auflauerten; die frommen Waller wären wieder herbei gekommen mit ihren Gaben, und unter Gesängen heimgekehrt; die Ritter, welche Güter St. Peters okkupirt, hätten dieselben herausgeben müssen. Sicher ist, daß auf Gregor's Ermahnen Herzog Wilhelm von Aquitanien Sammlungen veranstaltete zur Wiederherstellung der Peterskirche. Auch sonst galt seine Autorität in der Kirche: auf seinen Befehl nahm z. B. Abt Halinard von St. Benignus zu Dijon die erzbischöfliche Würde von Lyon an.

Allein in Rom selbst wird er dem treulosen Volke gegenüber die Leere seines einst so reich gefüllten Säckels schmerzlich empfunden haben. Und wenn auch die besseren Bürger zu ihm hielten, so mißfiel doch dem verderbten Klerus und noch mehr den Edelleuten die neue Ordnung. Sie fingen an zu wüthen und zu drohen und bewogen Benedikt, der sich auf eins seiner Schlösser zurückgezogen hatte, die verkaufte Pabstwürde wieder anzunehmen.

Da nun dieß geschah, so „erweckte Gott den Geist des Archi-

* Nach kölnischer Mark gerechnet fast 7 Centner, nach karolingischer Mark über 11.

** In der Leostadt am Vatikan auf dem rechten Tiberufer, wozu auch die Engelsburg gehört, welche den Zugang zur Hauptbrücke, dem pons Aelii, deckt. Bekanntlich liegt nur diese Leostadt und Transtibere auf dem rechten Tiberufer; die 7 Hügel auf dem linken.

diakonus Petrus, daß er über die Alpen ging zum Kaiser, ihm zu Füßen fiel und um Hülfe für die Kirche bat."

Heinrich III. in Italien

X.

Heinrich III. zog mit einem so großen Heere über die Alpen, daß die Mauern von Rom es nicht faßten, als er gegen Weihnachten 1046 dorthin kam. Zu Mantua bewillkommte ihn der reiche Markgraf Bonifazius von Toskana, dem jene Stadt gehörte.

Er hatte Gregor dem VI. seinen Anmarsch melden lassen, und dieser, im Bewußtsein der trefflichen Absichten, mit denen er sich auf den apostolischen Stuhl gesetzt, kam ihm schon am Po bei Piacenza entgegen, wo der Kaiser wohl auf der ronkalischen Ebene Musterung hielt, und ward mit großen Ehren empfangen.

Als man nach Sutri gekommen, eröffnete Gregor auf des Kaisers Veranlassung eine Synode, am 20. Dezember. Da sah man Bischöfe aus allen Theilen des Reiches, den von Bremen so gut, wie den von Lyon und Arles und den von Aquileja. Man verhandelte über die letzten Wirren in Rom. Ueber Benedikt und Sylvester war man bald einig: jener hatte ja abgedankt, und dieser ward verurtheilt, Bisthum und Priesterwürde zu verlieren und in ein Kloster gesteckt zu werden. Allein der dritte Pabst, Gregor selbst, welcher der Synode präsidirte, — war seine Wahl und Weihe gesetzlich? Die Bischöfe baten ihn, zu berichten, wie es dabei hergegangen.

„Er war ein Dummkopf und über die Maaßen einfältig (meint jener Bischof Bonizo von Sutri, welcher dieß erzählt) und sagte offen die ganze Wahrheit."

Sagen wir vielmehr: er war ein rechtschaffener und ehrlicher Mann. Er erzählte, daß er durch Gottes Gnade ein Priester gewesen von gutem Leumund, daß er deßhalb viel Geld erworben und dasselbe aufbewahrt hätte zum Besten der Kirche. Und da er gesehn, daß die Edelleute nach ihrer Willkür widerrechtlich Päbste eingesetzt, so hätte er geglaubt, jene Schätze nicht besser verwenden zu können, als wenn er durch sie die rechtmäßige Wahl durch Geistlichkeit und Volk wieder herstellte.

Als die Bischöfe ihn erinnerten, was käuflich wäre, könnte unmöglich heilig sein, sprach er: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß

ich durch jene Handlungsweise geglaubt habe, mir seine Gnade und Vergebung der Sünden zu erwerben. Jetzt erkenne ich die List des alten Feindes. Rathet mir, was ich thun soll." Sie antworteten, er möchte selbst das Urtheil fällen. Und er sprach: „Ich Bischof Gregor, Knecht der Knechte Gottes, erkläre, daß ich wegen schändlicher Simonie, die durch die List des alten Feindes meine Wahl beschlich, das römische Bisthum verlieren muß." — Er stieg herunter von seinem Sitz und zog die päbstlichen Gewänder aus. *

So war der apostolische Stuhl ledig.

Der Kaiser behielt Gregor bei sich, so lange er in Italien verweilte, und nahm ihn dann, um allen Unruhen vorzubeugen, im Frühjahr 1047 mit nach Deutschland. Gregor hatte einen jungen Geistlichen als Kaplan bei sich, Namens Hildebrand, aus Siena gebürtig, doch von Kindheit an in Rom erzogen, einen kleinen, häßlichen Mann von sehr dunkler Gesichtsfarbe. Den bat er, ihm zu folgen, und Jener ging mit, obwohl nicht gern. Sie haben dann beide in Köln gelebt ** unter Erzbischof Herrmann, der ein Liebling des Kaisers war.

Gregor starb dort bald, doch weiß man nicht genau, wann. Nach seinem Tode ward Hildebrand Mönch in dem berühmten Kloster Clügny bei Maçon an der Saone und soll dort schon im Spätjahr 1048 gewesen sein.

XI.

Es war ungefähr am 23. Dezember 1046, als „der siegreiche, der fromme und milde" *** Heinrich mit seinem gewaltigen Heere in Rom einzog. Wie beugte sich Alles vor der Majestät dieses in

* So Bonizo, sicher nicht ganz der Wahrheit gemäß. Aus Damiani (op. 19.), aus dem Briefe des Pabstes Clemens (s. u.) und den Worten Bischof Wazo's von Lüttich (gesta ep. Leod. 65.) geht hervor, daß Gregor durch die Bischöfe und den Kaiser in aller Form abgesetzt ward.

** Diese Thatsache hat man, so viel ich weiß, bisher übersehen. Bonizo erzählt nur, daß sie am Rhein zugebracht; daß sie in Köln gewesen, geht aus dem Briefe Gregors VII. an Erzbischof Anno von Köln vom 18. April 1074 hervor. Gregor spricht: „Du solltest öfter schreiben an uns, qui ob recordationem *disciplinae, qua tempore antecessoris nostri* [*l. vestri*] *in ecclesia Coloniensi enutriti sumus,* specialem sibi inter ceteras occidentales ecclesias dilectionem impendimus. Auch in Aachen ist Hildebrand damals gewesen. S. Damiani. op. de castitate.

*** Annales Romani.

voller Jugendkraft stehenden Herrschers! Denn er war noch nicht 30 Jahre alt.

Die Römer ernannten ihn zum Patrizier und übertrugen ihm bei allen Pabstwahlen die erste Stimme. Er legte die Insignien der Patrizierwürde an, setzte auf das Haupt die weiße Mitra und darüber den goldenen Reif, hing den grünen Mantel um die Schulter, steckte den Ring an den Finger, und in der Synode, die er am 24. Dezember in der Peterskirche hielt, in der Leostadt, da Bischöfe, Aebte, Geistliche und ringsumher unzähliges Volk versammelt waren, ergriff er den würdigen Bischof Swidger von Bamberg bei der Hand und ernannte ihn zum Pabst. Derselbe nahm den Namen Clemens II. an.

„Siehe, (schrieb Clemens später an seine Geistlichen in Bamberg) da jenes Haupt der Welt, der römische Stuhl, an ketzerischer Krankheit siechte, und die Sorgfalt unseres geliebten Sohnes, des Herrn Kaiser Heinrich, darüber wachte, daß jene Ketzerei schwand, vertrieb er die drei, denen der Raub den päbstlichen Namen gegeben; und unter so großen Schaaren heiliger Väter, die zugegen waren, wollte er, daß unsere Unwürdigkeit, die aus allen Kräften widerstrebte, erwählt würde, um die Stelle des Ersten der Apostel zu versehen. Nun haben wir den Stuhl inne, vor dem jedes Knie sich beugt auf Erden, und nach dessen Willen die Thür zum Himmel sich aufthut und sich schließt."

Am Weihnachtstage ward Clemens geweiht; dann krönte er Heinrich und seine treffliche Gemahlin Agnes, geborne Gräfin von Poitou. Das Volk war voll Freude über die Festlichkeiten, und die Guten priesen Gott, daß die Kirche wiederum aufgerichtet, und so große Ketzerei aus ihr getilgt war.

Bischof Benzo von Alba (am Tanaro in Piemont), welcher um 1088 als Greis einen sehr sonderbaren Panegyrikus auf Heinrich IV. schrieb, hat sicher damals all jenen Pomp mit angesehen und danach sein Programm für eine Kaiserkrönung verfaßt. Dann würden vier Tage die Festlichkeiten, Prozessionen nach verschiedenen Kirchen, Messen, Bankette und Umzüge durch die Stadt gedauert, und an den drei folgenden Tagen würde man Synode gehalten haben. —

Auf die Besetzung des päbstlichen Stuhles übte Heinrich III.

seitdem größeren Einfluß, als selbst Karl der Große. Früherhin, wenn die Gunst der Zeiten es vergönnte, hatten die Kaiser wohl erlangt, daß nach der Wahl der Päpste durch Klerus und Volk in Rom die Weihe verschoben wurde, bis ihre Zustimmung eingeholt war.* Jetzt fiel sogar die Wahl fort; der Kaiser erkor ganz allein und selbständig aus der Zahl der Bischöfe denjenigen, welcher ihm geeignet schien.

„Er ist gottesfürchtiger, als die früheren Kaiser (spricht Damiani); darum hat die dankbare Vorsehung ihm verliehen, was sie fast Keinem seiner Vorgänger zugestanden: daß nämlich nach seinem Wink die römische Kirche geordnet wird, und ohne seinen Befehl Niemand einen Pabst erwählt."

XII.

Sein Bestreben ging nun dahin, im Bunde mit dem Pabst vor Allem die Simonie, d. h. die Käuflichkeit der kirchlichen Würden, auszurotten. Man hatte dieß Unwesen so genannt nach jenem Zauberer Simon, welcher Petrus Geld bot, damit „so er Jemandem die Hände auflege, derselbige den heiligen Geist empfahe," und den Petrus anfuhr: „daß du verdammt seiest mit deinem Gelde."

Zunächst nämlich ließen sich viele Bischöfe für die Ertheilung der niederen Weihen von den Geistlichen bezahlen. In Mailand hatte man in dieser Beziehung eine bestimmte Taxe festgesetzt — der Subdiakonus zahlte 12, der Diakonus 18, der Presbyter 24 Gulden — und darin würde im Grunde nichts Verdammliches liegen, wenn nicht etwa auf diese Weise würdigen, aber unbemittelten Geistlichen die Aussicht auf Beförderung abgeschnitten worden ist. Müssen doch noch heutiges Tages katholische Priester bei manchen Beförderungen nicht unbedeutende Gebühren an den Bischof entrichten. Aber gehässig wurden diese Forderungen, wenn der Bischof bei solchen Gele-

* So sollte nach Wido von Osnabrück, welcher im Auftrage seines Bischofs Benno und des Erzbischof Liemar von Bremen eine Vertheidigungsschrift für Papst Clemens III. (1080—1100) verfaßte, eine rechtmäßige Pabstwahl vor sich gehen: ut electo praesule non prius ejus ordinatio celebraretur, quam cleri et populi decretum in praesentiam Romani principis deferretur, ut cognito cleri populique consensu et desiderio consecrationem ex more celebrandam esse juberet.

genheiten die Summe, mit der er wider das Gesetz dem Erzbischof die Ordination bezahlt hatte, von dem niedern Klerus, den Diakonen und Presbytern, wieder herauszupressen suchte, und wenn ihm die Einsegnungen von Aebten, von Kirchen und Altären, lediglich dazu dienten, seinen Schatz zu füllen. * Von dieser Art der Simonie hielten sich nur wenige Bischöfe rein, namentlich in Italien und Frankreich. Besser stand es in Deutschland. —

Ich habe im ersten Buche erzählt, welchen Einfluß die Kaiser auf Besetzung der Bisthümer und Reichsabteien übten.

Das Ideal einer Bischofswahl, wie es einem Hildebrand vorschwebte, wäre dieß gewesen, daß Klerus und Volk am Bischofsitz in vollkommener Freiheit denjenigen Geistlichen wählten, welchen sie aufrichtig als den Würdigsten erprobt, und daß sie dann den Erwählten dem Erzbischof vorstellten, damit ihm derselbe, falls er die Wahl billigte, die Weihe ertheilte. Erzbischöfe wurden von Suffraganen ordinirt und gewissermaßen vom Pabst bestätigt, indem sie sich nach altem Herkommen innerhalb dreier Monate nach ihrer Wahl jenes Insigne der erzbischöflichen Würde, das Pallium, damals ein wollener Ueberwurf, ** vom apostolischen Stuhle erbitten mußten.

Ganz angemessen müßte man diese Weise nennen, wenn die Bischöfe bloß geistliche, wenn sie nicht auch weltliche Fürsten gewesen wären.

Allein ganze Grafschaften, Städte, Schlösser, Dörfer; weitläufige Ländereien mit Mühlen, Aeckern, Wiesen und Forsten; Münzen, Zölle, Messen und Märkte waren ihnen von den Kaisern untergeben; und ihre Vasallen bildeten den Hauptbestandtheil des Reichsheeres. Wegen dieser „Regalien" mußten die Kaiser den Lehenseid fordern, welcher bei der Investitur mit Ring und Stab geleistet ward.

Und so lag die Besetzung der Bischofsitze doch fast ausschließlich in des Kaisers Hand. Zuweilen bestätigte er die Wahl des Klerus und Volkes. Sehr oft aber fand eine solche gar nicht Statt, oder ward nicht berücksichtigt. Es konnte nicht anders sein: die Kaiser mußten bei der geringen Zuverlässigkeit der weltlichen Fürsten

* S. Gerberti sermo in Mabillon vet. anal. 105.

** Oder von Schafpelz? Quia *de vellere ovis* est, intellige te ovium pastorem, spricht Clemens II. in einem Briefe.

treue Bischöfe haben, und investirten daher nur solche, die sie als treu und zuverlässig selbst kannten, oder die ihnen von vertrauten Räthen oder nahe befreundeten Fürsten empfohlen wurden. *

Obwohl nun unsere Bischöfe, so lange die Kaiser sie ernannten, im Allgemeinen ein würdiger, ja vortrefflicher Stand waren, so konnte es doch bei der herkömmlichen Investitur wohl geschehen, daß sich reiche Geistliche durch unlautere Mittel den Weg zu jener Würde bahnten. Sie brauchten dieselbe nicht direkt vom Kaiser zu kaufen, aber sie konnten sich durch Geschenke unter den einflußreichen Leuten bei Hofe Connexionen verschaffen. Hatte ein Bischof eine Abtei zu vergeben, so durfte es ein Mönch, der sie zu haben wünschte, auf ein hundert Mark zuweilen nicht ankommen lassen, sondern mußte schöne Pferde, Pelzwerk und feine Tuche für die bischöflichen Räthe kaufen.

Vornehmlich in Italien, klagt Kardinal Humbert, sah man Geistliche den weltlichen Machthabern zuströmen und ihre Einkünfte für dieselben und noch mehr für deren Vertraute verschleudern. Und dann „der Tyrann im Westen,“ König Heinrich I. von Frankreich, wäre der wahre Sohn der Verdammniß und Feind Christi. **

Nur Kaiser Heinrich III. war ohne Tadel. Bis zu seinen Zeiten wurden im Reich die Beschlüsse der Väter gegen Simonie mißachtet. Er aber verschmähte das lockende Gift, unterlag der Gewinnsucht nicht, suchte keinen weltlichen Vortheil bei der Besetzung kirchlicher Würden und stürzte die fluchwürdigen Götzenbilder. *** „Nächst Gott, ruft Kardinal Damiani aus, hat Kaiser Heinrich uns aus dem Schlunde des unersättlichen Drachen gerettet.“ — Wie Papst Clemens sogleich über Alle den Bann aussprach, die sich künftig für Kirch- und Altarweihen, für Ordination von Diakonen und Presbytern, für Abteien und Probsteien bezahlen ließen, so schärfte Heinrich den Bischöfen des Reiches wiederholt ein, die Simonie zu meiden.

Ein burgundischer Mönch, der über deutsche Verhältnisse sonst

* Besonders die Kapläne und Kanzler am Hof. Bischof Benzo spricht von den regales capellani longa suspiria trahentes pro anuli beneficio.

** Humberti Cardin. adv. simoniacos. lib. III., c. 7. und 20. (Mart. Thes. V.)

*** Worte Damianis.

sehr schlecht unterrichtet ist,* erzählt Folgendes. Kaiser Heinrich ließ Erzbischöfe und Bischöfe zusammenkommen und sprach: „In Trauer rede ich zu euch, die ihr an Christi Statt gesetzt seid in die Kirche, welche er durch sein Blut erlöst hat. Ihr habt, von Habsucht und Begier bestrickt, die Kirchengesetze mißachtet: ihr seid im Fluch. Auch mein Vater, um dessen Seele ich in großer Sorge bin, hat bei seinem Leben verdammlichem Gewinn nur zu sehr nachgetrachtet. Wer von euch dieser Schuld sich bewußt ist, der weiche von dem heiligen Amt. Es ist offenbar, daß wegen dieser Sünde Hunger, Krankheit und Schwert über die Menschheit gekommen ist; denn alle kirchlichen Grade, vom höchsten Priester bis zum Küster, sind käuflich." Als der Kaiser heftig so gesprochen, verstummten die Bischöfe; denn sie fürchteten, ihre Würden zu verlieren. Nicht in Gallien allein, sondern noch mehr in ganz Italien herrschte diese Bosheit. Alle kirchlichen Aemter waren damals feil, wie Kaufmannswaaren. — Die Bischöfe flehten um Erbarmen. Und der Fürst, von Mitleid bewegt, sprach weiter: „Geht hin und verwaltet gut, was ihr übel empfangen, und betet für die Seele meines Vaters, der mit euch in diese Sünde verstrickt ist." Da ließ er ein Gebot ergehen durch das Reich, daß kein priesterlicher Grad oder kirchliches Amt für Geld verliehen werden sollte, und wer dawider handelte, sollte sein Amt verlieren und in den Bann gethan werden. „Denn, sprach er, wie der Herr mir umsonst die Krone des Reiches aus Gnaden gegeben, also werde auch ich, was der Kirche ist, umsonst vergeben. Und ich will, daß ihr ebenso thuet." **

Verbot der Priesterehe

XIII.

Seit 1050 ging man in Rom daran, das zweite (vermeintliche) große Uebel auszurotten, an welchem die Kirche krankte: die Priesterehe. Aber der weise Heinrich III. — zu seinem Ruhme sei es gesagt — hat nichts dafür gethan, daß jenes Cölibatgesetz, das verderblichste Gesetz, welches je menschliche Verblendung ersonnen hat,

* Rudolf Glaber. „In Deutschland, sagt er, wohnen viele sehr wilde Völker." Es scheint, er wußte davon so viel, wie wir von den Bewohnern von Neu-Guinea.

** Freilich alle nähern Angaben über Ort und Zeit dieser Synode fehlen.

Kraft gewönne. Seit Leo IX. drangen die Päpste immer von Neuem auf endliche Befolgung desselben, und Hildebrand zuerst mit theilweisem Erfolg.

Die Priester, vom Subdiakonus aufwärts, sollten unverheirathet sein. Es ist ein hartes Wort, aber es ist vollkommen wahr: die Päbste vernichteten durch jenes Gesetz den Einfluß der weltlichen Macht auf den Klerus, vernichteten aber zugleich für immer jede Aussicht, Ehrbarkeit unter den Priestern herzustellen.

Sankt Petrus war bekanntlich selbst verheirathet und trennte sich keineswegs von seinem Weibe, seit er Jünger war. Ausdrücklich sagt der Apostel Paulus: „Haben wir nicht auch Macht, eine Schwester zum Weibe mit umherzuführen, wie die andern Apostel, und des Herrn Brüder, und Kephas?“ (1. Kor. 9, 5.). — Aber Paulus bei seinem drangsalvollen Leben, da er umherzog und „litt Hunger und Durst und war nackt und ward geschlagen und hatte keine gewisse Stätte,“ — er, der auf seinen Reisen Nachts aufblieb und Teppiche webte, um seinen Unterhalt zu verdienen und den Brüdern nicht beschwerlich zu werden, — er that wohl daran, ledig zu bleiben.

Nur in dem Sprengel der römischen Bischöfe war Ehelosigkeit der Geistlichen früh eingeführt;* sonst, in der griechischen Kirche, in Unteritalien, in der Lombardei, in Deutschland und dem übrigen Abendlande, waren die Geistlichen an den Bischofssitzen, wie namentlich die Pfarrer auf den Dörfern, allenthalben verheirathet. Kardinal Damiani, Hildebrands Genosse, sah diese verheiratheten Priester in der Lombardei. Von denen in Mailand mußte er bekennen, nie hätte er einen solchen Klerus gesehen. Die in Turin (sagte er) wären wohlgesittet und sehr unterrichtet; wie ein herrlicher Senat, wie ein Chor von Engeln wären sie ihm erschienen. Nur dieß Eine fand er an ihnen zu tadeln, daß sie ganz den heiligen Kanones und der kirchlichen Reinheit zuwider Frauen hätten.

Denn dieser sonst ehrliche Eiferer war zu beschränkt, um einzusehen, daß gerade der Frauen wegen jene Priester so trefflich waren. Unter seinen Schriften befindet sich ein höchst ekelhaftes Gemälde

* Gregor I. bei Damiani (op. 18.): „Vor zwei Jahren ist den Subdiakonen in Sizilien geboten worden, nach Weise der römischen Kirche unverheirathet zu leben.“

von der Wüstheit und dem Schmutz, in welchem sich die Geistlichen in Mittelitalien wälzten, die ja eben der „kirchlichen Reinheit" gemäß keine Frauen hatten. *

Die immer halb lüsterne Scheu, womit jene mönchischen Zeloten auf das weibliche Geschlecht im Allgemeinen blickten, ist nicht ohne psychologisches Interesse. Die Frauen (sagen sie) gehen mit Edelgestein, mit Gold und in bunten Kleidern zum Verderben der Männer einher. Sie sind des Satans Fackeln. Sie schminken sich, hängen Juwelen ins Ohr, fasten der Taille wegen, sie weinen und lachen nach Belieben, um zu gefallen. Flieht ihr Lächeln, ihr Winken, ihr Schmeicheln: es ist Gift. Ihr Blick ist Basiliskenblick, ihre Berührung Pest. Sie sind der Quell des Bösen.

Und wiederum, wie komisch, wenn der greise, durch Fasten, Geißelungen und den Gebrauch eiserner Gürtel entkräftete Damiani damit kokettirt, daß er wohl eine runzelige, triefäugige Alte ohne Gefahr anzusehen vermöchte, vor jungen Damen aber Augen und Herz hüten müßte, wie ein Kind vor dem Feuer!

Dem energischen Verstande eines Hildebrand waren solche Ideen fremd. Wenn er den Priestern die Ehe verbot, so geschah es, um sie vom Einflusse der Laien loszureißen. ** Er fand auch das wirksame Mittel, die Priester zur Entlassung ihrer Frauen zu zwingen, in den Fäusten der Ritter und des Pöbels.

Seit den neunziger Jahren des 11. Jahrhunderts sprach man wohl für das Cölibatgesetz den Rechtfertigungsgrund aus: Der Priester, welcher täglich (bei der Messe) Gott schaffe, was nicht einmal die Engel vermöchten, müsse ganz lauter und rein sein.

Ob die Reinheit eines unverheiratheten Mannes größer ist, als die eines verheiratheten, mag sich der Leser selbst sagen.

Aber daß der Priester Gott schaffe!

* Doch gab es bis zu Gregors Zeit selbst in Rom verheirathete Priester. Wenigstens scheint es so. S. Bonizo. Buch VII.

** In Clausens „Kirchenverfassung, Lehre und Ritus des Kath. und Prot." (aus dem Dänischen von Fries 1828) steht: Gregor VII. hätte ausgesprochen ep. III, 7: *Non liberari potest ecclesia a servitute laicorum, nisi liberentur clerici ab uxoribus.* So war sicher seine Meinung. Indessen, obwohl ich Gregors Briefe genau zu kennen glaube, muß ich gestehen, daß ich jene Stelle in dem ganzen Register nicht gefunden habe. III, 7 ist ein Brief an Heinrich IV, im Herbst 1075 geschrieben.

Die Eigenschaften des unendlichen Wesens, welches das Universum erfüllt und ist, sind so unbegreiflich und erhaben, daß der menschliche Geist mit dem kühnsten Schwunge seiner Einbildungskraft kaum „den letzten Saum seines Kleides zu küssen“ vermag. Denn selbst die wenigen Menschen, die sich zur Anschauung des „Einen in allen Räumen“ erheben — ob sie Welten zu Welten und Sonnen zu Sonnen fügen — ihr Kopf schwindelt und ihr Herz zittert bei dem vergeblichen Bemühen, die Majestät des Unendlichen und Allgegenwärtigen ausdenken zu wollen. Und nun zu denken, daß auf diesem winzigen Planeten, der uns jährlich um unsere Sonne trägt, in einem kleinen Kirchlein ein schwacher Mensch steht im Priestergewande, der sein Kreuz schlägt über die Hostie und dann behauptet, er habe da die Gottheit „geschaffen“, er hielte sie in Händen, — ja, er führte sie zum Munde und verzehrte sie! — Nie hat es eine größere und lächerlichere Verirrung des menschlichen Geistes gegeben, und wenn wir bedenken, daß solche Ideen lange Jahrhunderte unter uns Geltung gehabt, daß um ihretwillen viele Menschen haben Schaffot und Scheiterhaufen besteigen müssen, und daß man noch heute um sie streitet, — dann bescheiden wir klugen Europäer uns wohl und geben in Demuth zu, daß wir in manchen Dingen nicht gar so hoch über dem Fetischdiener am Südrand der Sahara stehen.

Der Leser verzeihe, wenn ich bei dem Cölibat vielleicht zu lange stehen bleibe. Allein es giebt unter allen Fragen, die seit dem 11. Jahrhundert der Erledigung bedürfen, meines Erachtens keine, welche dieser an Wichtigkeit gleich käme. Und hätte Luther weiter kein Verdienst, als dieß, unsern Priestern die Ehe zurückgegeben zu haben, so würden wir allein darum schon sein Andenken ewig mit heißem Danke segnen müssen. Vieles scheidet uns Protestanten von unsern katholischen Brüdern, aber alles Andere ist unbedeutend und kömmt kaum in Betracht gegen diesen einen Kardinalpunkt: daß unsre Priester Frauen haben dürfen, und die katholischen nicht.

Es ist eine ebenso traurige, wie lehrreiche Aufgabe, den ganzen Schmutz aufzurühren, — nachzugehen der Spur der Verbrechen „fleischlich, blutig, ungeheuer“, deren Quelle das Verbot der Priesterehe gewesen ist. Stets ist es verderblich und vergeblich, wider die

Natur zu kämpfen. „Die Brünnlein, die da fließen, die soll man trinken," sagt das Volkslied mit Bezug auf das Cölibat.

Im 11. Jahrhundert gab es selbst unter den Bischöfen nur Wenige, die in dieser Beziehung unsträflich lebten. * Daß an Erzbischof Adalbert von Bremen kein solcher Makel haftete, wird ausdrücklich rühmend hervorgehoben. Andere (rheinische) Bischöfe sollen ganz, wie verheirathete Leute, gelebt haben, — worüber kein Verständiger sie tadeln wird. Gewöhnlich, scheint es, hatten sie für eine Familie zu sorgen. So sprach nach dem Tode des Prager Bischof Kosmas 1098 Herzog Bretislaw II. zu seinem Schwager, dem Grafen Wiprecht von Groitsch, einem Sachsen aus Tangermünde: „Du bist zu meines Vaters Zeiten immer am Hofe der Erste unter seinen Vertrauten gewesen und kennst Sitten und Lebensart der Böhmen. Wen sollen wir zum Bischof wählen?" Und als Wiprecht einen deutschen Priester, Namens Herrmann, nannte, fuhr Bretislaw fort: „Das ist recht. Er ist ein Fremder; seine Verwandten werden ihn nicht aussaugen, und die Sorge um seine Kinder wird ihn nicht drücken."

In unsern Städten gaben die Bürger gern ihre Töchter den Priestern zu Frauen. In manchen Gegenden, z. B. in Schlesien, waren Domherrn und Pfarrer, ja selbst Bischöfe, bis zum 13. Jahrhundert verheirathet. Erst da erschien ein päbstlicher Legat und erzwang die Trennung dieser rechtmäßigen Ehen. Die von ihren Vätern getrennten Kinder, die von ihren Gatten getrennten Frauen (meist aus adligen Familien) erfüllten Alles mit ihrem Jammer.

Das ganze Mittelalter ist voll von Klagen über die verderbten Sitten des Klerus. Freilich war Jahrhunderte lang der Hof der Päbste selbst, zu Avignon wie zu Rom, der wahre Centralpfuhl aller Sünden und Laster. **

* Sehr verbreitet war in diesem Jahrhundert die treffliche sog. Epistel Bischof Ulrichs von Augsburg an Pabst Nicolaus gegen das Verbot der Priesterehe. Sie straft mit gerechtem Zorn jene Pharisäer, welchen die keuschen Ehen der Priester verdammlich schienen, jene Bischöfe und Archidiakonen, die so jäh sich der Begierde überließen, ut neque adulteria, neque incestus, nec masculorum turpissima sciant abhorrere conjugia.

** Seit 1050 wurden die Cölibatgesetze von den Päbsten eingeschärft. Zwei Jahrhunderte später hielt Pabst Innocenz IV. Hof zu Lyon (1245—51). Als er die Stadt verließ, sprach Hugo de St. Caro, Dominikaner und Kardinal,

Auf dem Concil zu Trient (1551) erklärten die bairischen Gesandten, unter hundert Priestern wären kaum drei oder vier, die nicht in wilder Ehe lebten. Wiederholt forderten im Jahrhundert der Reformation die Kaiser von den Päbsten Aufhebung des Cölibates. Es forderten sie fast alle deutschen Bischöfe. Aber so viel man in Rom nachzugeben bereit war, um die Gemüther der Völker wieder zu gewinnen, — dieß Eine gaben die Päbste nicht nach.

Und so besteht dieß schändliche Gesetz noch heute! Noch im Sommer 1854 ward in Baiern ein katholischer Priester zu schwerer Strafe verurtheilt, weil er seine unehelichen Kinder gemordet. Und trotz zehntausend ähnlicher Beispiele haben weder wohlwollende Kirchenfürsten noch aufgeklärte Regierungen die Axt an die Wurzel des Uebels zu legen vermocht.

Unter den katholischen Priestern befinden sich, namentlich in unsern protestantischen Gegenden, so manche treffliche, durch Bildung und frommen Wandel ausgezeichnete Männer. Aber wer die Geschichte der letzten sieben Jahrhunderte, wer den Charakter der Geistlichen in rein katholischen Gegenden kennt, im Großherzogthum Posen, in Italien, wo unter je 23 Menschen Einer ein Priester ist, in Frankreich, selbst in Belgien, — der möge beurtheilen, inwieweit jener ehedem katholische Geistliche Recht hat, welcher in seinem Ingrimm ausruft: „Durch das Cölibat ist der Klerus in eine die Menschheit verpestende Rotte verwandelt worden, — mit wenigen Ausnahmen.“ Man müßte in der That zufrieden seyn, wenn Hang zu Zerstreuungen, Spielsucht, unmäßiges Trinken und das Regiment der Köchin im Pfarrhause die einzigen Folgen jenes heillosen Gesetzes gewesen wären.

Niemand hat schöner und eindringlicher gegen das Cölibat geschrieben als P. L. Courier, der in seiner Heimath, der Touraine, dem wahren Herzen Frankreichs, die Folgen desselben beobachtete. „Man denke sich (spricht er ungefähr *), daß solch ein Geistlicher das

zu den Bürgern: „Freunde, ihr seid uns großen Dank schuldig. Wir sind euch nützlich gewesen.“ Quando enim primo huc venimus, tria vel quatuor prostibula invenimus. Sed nunc recedentes unum solum relinquimus, verum ipsum durat continuatum ab orientali porta civitatis usque ad occidentalem. Matth. Paris. 1251.

* Réponses aux lettres anonymes (1823 geschrieben, wenn ich nicht irre)

Seminar verläßt, 25 Jahre alt, kräftig, klug, gut, voll des besten Willens, wie ich deren gekannt habe. Er legt das furchtbare Gelübde ab, meist ohne zu wissen, was er thut. Sofort übergiebt man ihm die Frauen und Jungfrauen seiner Gemeinde. Man legt den brennenden Zunder dicht neben das Pulver; denn (sagt man) das Pulver hat versprochen, nicht Feuer fangen zu wollen. Eine Frau darf er nicht haben; so lebt er denn mit allen, und zwar im Mittelpunkte ihres verborgensten Treibens. Was die Frau vor ihrem Manne sorgsam verdeckt: ihre Fehltritte, ihre geheimsten Herzensregungen, Neigungen und Wünsche, — der Priester muß es wissen.

„Nun stelle man sich vor, wie er in der Dämmerung eines Sommerabends hinten in der Kirche im Beichtstuhl auf die junge Büßerin wartet, die er liebt —

„Man wird mir da einwerfen: Sein heiliges Amt! sein Gelübde! — Ich sage: es hält kein Gelübde Stich. Ich sage noch mehr: er liebt die jungen Mädchen in seiner Gemeinde so ziemlich alle. Nur zieht er Eine vor, die ihm anmuthiger, sittsamer und klüger scheint, als die übrigen. Er würde sie heirathen und zu einer braven und tugendhaften Frau machen, wenn der Pabst nicht wäre.

„Man stelle sich also vor, wie sein Herz zittert, da er sie kommen hört. Sie kniet nieder; sie murmelt ihre Beichte; sie sprechen mit einander, ihr Athem vermischt sich, sie sind allein — was ist von solch einer Situation zu halten?

„Zu Rocca di Papa in Italien (erzählt er weiter) war ich bei dem Vikar einquartirt * und wurde krank. Er besuchte mich oft, um mich zu bekehren, wie er sagte, und sprach zu mir von Gott, an den ich weit öfter dachte, als er, nur in anderer Weise. Ich hörte ihn gern; denn er redete toskanisch und drückte sich vortrefflich in dieser göttlichen Sprache aus. Als ich gesund war, sprach ich eines Tages zu ihm: „„Lieber Abbé, morgen komme ich zu Dir zur Beichte, wenn Du Dich verheirathen und glücklich sein willst. Du kannst es nur mit einer Frau sein, und ich kenne Die, welche Du nöthig hast.““

in den oeuvres compl. bei Didot (1 vol.). Obiges schreibe ich nach dem Gedächtniß, da mir das Original nicht zur Hand ist.

* Als Offizier der französischen Armee. — Man tadle die Digressionen dieses Kapitels nicht; einmal bei diesem unseligen Verbot der Priesterehe angekommen, konnte ich es nicht unterlassen, seine Folgen zu schildern.

Er hielt mir die Hand auf den Mund und ich sah, wie sich seine Augen mit Thränen füllten.

„Aber der Pabst will lieber, daß der Priester ein Mörder und Ehebrecher, als daß er verheirathet ist."

Heinrichs III. Stellung seit 1047.

XIV.

Ich kehre zu Heinrich zurück. Er brach im Januar 1047 von Rom auf und zog gen Süden. Wie Kaiser Otto I. einst in Jütland seinen Speer ins Meer geschleudert, wo es seinem Vordringen gegen die Dänen ein Ende setzte, — so (heißt es) stand in Italien eine Säule an der Stelle, wo lange vor ihm Karl der Große den Speer ins Mittelmeer geworfen und auf diese Weise die Südgränze seines großen Reiches bezeichnet hatte.

Bis dorthin wollte Heinrich mit seinem Heere ziehen. Aber es regnete unaufhörlich; er kam nur bis Kapua. Dort fanden sich die Häupter der süditalischen Normannen in Demuth ein,* Graf Drogo von Apulien und Rainulf von Aversa, brachten ihm sehr viele Pferde und sehr viel Geld, und er belehnte sie mit den Landschaften, deren sie sich bemächtigt. Benevent, welches ihm trotzig die Thore schloß, nahm er sich nicht die Zeit, zu belagern, sondern kehrte im März um, wohl auch, weil die heiße Jahreszeit nahte, wo (wie die Italiener sagten) „die an ewige Kälte gewöhnten Deutschen in Unteritalien nicht verbleiben konnten."

Mit diesem Zuge nach Italien begann also die Reform und Erhöhung des päbstlichen Stuhles, unter dem Schirm und der Abhängigkeit von Heinrich III., und ward vollendet nach seinem Tode, selbständig und unabhängig, seit jener Hildebrand, mit seiner Einsicht in die innern Zustände des Abendlandes, seiner Entschlossenheit und seinem Glücke, die Politik des päbstlichen Stuhles leitete. Nur diese Einsicht in die innern Verhältnisse des Feudalstaates, wie ich sie im ersten Buche beschrieben, läßt es begreifen, wie die Päbste, ohne eine eigene, große Armee zu haben, deutsche Kaiser zu demüthigen, gegen den französischen König mitten in Frankreich den Bannfluch zu schleudern, im folgenden Jahrhundert den mächtigsten

* Hermann von Reichenau: Duces Nordmannis, qui in illis partibus commorantur, constituit.

Plantagenet zu schimpflicher Buße zu zwingen und fast immer über ihre Feinde zu triumphiren vermochten.

Nämlich die stets gewisse Aussicht, in Deutschland, in Frankreich und selbst in England unter den Fürsten, den Herzögen und Grafen, mächtige Bundesgenossen zu finden gegen den Landesherrn, gab ihnen den Muth, so Großes zu unternehmen, und sicherte ihnen den Erfolg.

Wie festgegründet schien Heinrichs III. Thron! „Es steht fest," sprach er mit stolzer Zuversicht, „daß wir durch Gottes Gnade erhoben sind über alle Sterblichen." Aber auch sein Thron stand auf trügerischer Asche, unter der das Feuer glühte. Er war beim Volke sehr beliebt.* Freilich verlautete wohl, auch bei ihm fänden arme Leute nicht schnell genug Gehör; auch er schnöbe wohl einen Bauer, der vor ihm Klage zu führen käme, mit den üblichen Worten an: „Warte, bis ich Zeit habe." Ferner klagten besonders die Fürsten, er sey nicht freigebig genug.

Aber das Volk segnete ihn doch, weil er den Frieden im Lande aufrecht hielt und den ungeschlachten Ritterleuten das Rauben wehrte. Einem Bettler, der vor der St. Emmeranskirche zu Regensburg zu sitzen pflegte, träumte, er würde von einem gewaltigen Wesen dahin getragen, und da sie vor einem Hause mit glühenden Metallwänden vorüber kamen, fragte er, was für eine Behausung das wäre. Der Geist erwiederte, dort litten Diejenigen Strafe, welche sich angemaßt, dem Kaiser Heinrich zu widerstehen, der überall Frieden stiften wolle. „Denn (sagt Mönch Othlon, der dieß erzählt) obwohl der Kaiser besonders wegen seines Geizes tadelnswerth ist, so steht Gott ihm doch bei, weil er den Frieden aufrecht erhält." Manche Züge werden berichtet von seiner Leutseligkeit; von dem Humor, womit er einen Spion, der sein Lager auskundschaften will, reichbeschenkt entläßt, oder von der fürstlichen Milde, womit er gegen einen Abt verfährt, der ihm ein gestohlenes Pferd zum Geschenk bietet. Und die Bischöfe verehrten ihn fast sämmtlich wegen seines Eifers für die Kirche und waren ihm gehorsam, so daß sie wohl einem Abt, der

* Siehe Arnulf von Mailand III, 6. Rudolf Glaber nennt ihn cunctis pariter amabilis; der Anonymus Haserensis: gloriosissimus imperator u. s. w. „Constat nos divina disponente gratia ceteris supereminere mortalibus," sagt er selbst. (Cod. dipl. Fuld. 762. Urk. von 1049.)

zum Bischof gewählt, den Lehnseid nicht leisten wollte, weil die Regel jeden Schwur verbot, voll Unwillen zuriefen: „Wer könnte es wagen, dem Kaiser in seiner Pfalz Gehorsam zu verweigern?“ — Nach seinem Tode empfand man es nur zu sehr, daß seine Regierung eine goldene Zeit für Deutschland gewesen. Unter ihm, sagte man, wären die Bischöfe enthaltsam gewesen und Schützer des Rechtes, und die Geistlichen in der strengsten Disciplin gehalten worden. Damals hätte Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Wissenschaft und Zucht geblüht, wovon seitdem kaum „Spuren eines leeren Schatten“ übrig geblieben. *

Wie schön sind nicht die Worte, mit welchen Kardinal Damiani den großen Kaiser feiert. „Der Allmächtige (spricht er) hat seinem getreuen Diener viele fremde Nationen unterworfen, die tyrannische Wildheit seiner Gegner gebändigt und die rebellischen Unterthanen gebeugt. Die ganze Kirche innerhalb der Gränzen des römischen Reiches ist durch ihn aus den Ketten der alten Verdammniß erlöst worden; sie singt ihm: Du hast meine Bande zerrissen, o Herr; Dir will ich Dank opfern!“

— „Und so glänzte sein Ruhm nah und fern; nur die, welchen die Anarchie Vortheil brachte, haßten seine Macht und klagten, die alte deutsche Freiheit ginge unter.“ **

Ja, die meisten deutschen Fürsten waren sehr mißvergnügt. Wie Heinrich gegen Gottfried den Bärtigen und dessen Genossen, die Grafen Balduin von Flandern und Dietrich von Holland, lange Krieg zu führen hatte: so wurden die letzten Jahre seines Lebens verbittert durch die Ränke des letzten der Welfen aus dem Mannsstamm (Herzogs von Kärnthen † 1055), des Herzogs Konrad von Baiern, ja seines eigenen Oheims, des Bischof Gebhard von Regensburg, der es mit den Mißvergnügten hielt. Und als er 1048 zu Erzbischof Adalbert von Bremen zog und in Lesum von demselben bewirthet wurde, sagte man ihm an, Graf Dietmar, der Bruder des Sachsenherzogs Bernhard, stünde ihm nach dem Leben und ginge

* Orderich Vitalis erzählt: 1056 starb Kaiser Heinrich, mit dem Beinamen: der Gute. In der vita Altmanni heißt er: Der Fromme.

** Das sind ungefähr Tacitus' Worte über Italicus, den Neffen des Arminius, und sein Verhältniß zu den Häuptlingen der Cherusker, deren König er

damit um, ihn dort zu ermorden. Im gerichtlichen Zweikampf gegen den Kläger, Arnold, einen seiner Ritter, ward Dietmar erschlagen. Es war in der Pfalz zu Pöhlde bei Scharzfels am Harz, am 30. September 1048.

An der Autorität indessen, welche Heinrich namentlich seit 1047 in der Kirche besaß, nahm auch mancher Bischof Anstoß. Der treffliche Wazo von Lüttich klagte wiederholt: weltliche Macht herrsche zu sehr in der Kirche; der Kaiser griffe wider Recht in Sachen ein, wo er keine Befugniß hätte; der Pabst hätte in geistlichen Dingen über die Geistlichen zu richten, nicht der Kaiser. Ein hoffnungsvoller junger Geistlicher aus Köln, Namens Wiger, den Heinrich zum Erzbischof von Ravenna gemacht, ward angeklagt: noch ehe er ordinirt worden, sei er im bischöflichen Ornat bei der Messe erschienen. Als ihn Heinrich nach Aachen berief und vor den Bischöfen zur Rechenschaft forderte, gab Wazo, um seine Meinung befragt, unerschrocken sein Urtheil dahin ab: „wir sind Euch Rechenschaft schuldig über weltliche Sachen, aber über gottesdienstliche dem Pabst; ist er in der Verwaltung des weltlichen Gutes, das Ihr ihm anvertraut, untreu oder nachlässig gewesen, dann liegt es Euch ob, ihn zu richten; hat er sich aber gegen die kirchliche Ordnung vergangen, so muß der Pabst ihn richten."

Auch die Synode zu Sutri gefiel ihm nicht. Wenn er die Geschichte der Päbste, ihre Beschlüsse und die Satzungen der Kirche studirte, so fand er darin, ein Pabst — sein Leben möge seyn, wie es wolle — sei auf's Höchste zu ehren und dürfe von Niemandem gerichtet, überhaupt dürfe die Klage eines niedriger Stehenden gegen einen Höheren nicht angenommen werden. Und da Pabst Clemens vor Gregor VI. starb, schrieb er an den Kaiser, das hätte sicher Gott so gefügt, damit Gregor VI. wieder auf den apostolischen Stuhl erhoben würde, welcher von Leuten abgesetzt wäre, die kein Recht dazu hätten; er möchte keinen Andern an Gregors Stelle setzen; der Pabst

eine Zeit lang war. „Jamque apud proximos, jam longius clarescere, quum potentiam ejus suspectantes, qui factionibus floruerant, — — testificantur, adimi veterem Germaniae libertatem." Annal. XI. 16. Ich führe sie an, zum Beweis, wie alt jener Hang nach „Freiheit" und Schwächung der Centralgewalt unter den deutschen Großen gewesen ist. Freilich war es im Mittelalter in Frankreich, England, Italien, kurz allen Lehnstaaten nicht besser.

dürfe nur von Gott gerichtet werden. „Bei Gott und dem Eide, den ich Euch geschworen (schrieb er), ich finde hierüber nichts Richtigeres, als diese meine Ansicht.“

Eine Ansicht, mit welcher er unter den Bischöfen keineswegs allein stand.

XV.

Clemens II. erkrankte in einem Kloster in der Mark Ancona und starb bald, nachdem er nicht 10 Monate Pabst gewesen, wie Einige behaupteten, an Gift, — und das ist nicht unwahrscheinlich; denn in solchen Sachen war man in Italien nicht skrupulös.

Sogleich suchte man an des Kaisers Macht zu rütteln.

Zwar zu Rom selbst (erzählen die römischen Annalen) „versammelte sich das Volk und schickte Boten und Schreiben an den Kaiser, wie Knechte an den Herrn, Söhne an den Vater, damit er ihnen einen keuschen, gütigen Hirten von reinen Sitten gebe für die heilige römische Kirche und die ganze Welt.“

Allein der greise Markgraf Bonifazius von Toskana, der mächtigste Fürst in Italien, welcher südlich von den Abbruzen und nördlich von der Etsch gebot, hatte mit Unwillen gesehen, wie nun deutscher Einfluß rings um ihn her wieder Raum gewann. Er war außerordentlich reich und sehr klug.* Als er einst um seine zweite Gemahlin warb, Beatrix, Tochter Herzog Friedrichs II. von Oberlothringen, begleiteten ihn dreihundert Ritter auf silberbeschlagenen Pferden; aber die Hufeisen (sagt man) waren nur lose angenagelt, damit das eine und andre verloren ginge, und die Bauern es fänden.** Drei Monate dauerte die Hochzeit, und der Wein strömte aus Brunnenröhren. Seine Ministerialen waren so begütert, daß Einer derselben, ein Vicecomes Albert, Heinrich dem III., da er 1046 nach

* Hermann von Reichenau 1052: Bonifacius, ditissimus Italiae marchio, immo tyrannus. Adam von Bremen III, 30: marchio Bonifacius, callidissimus Italorum dux.

** So Donizo in der vita Math. — Beiläufig: Dr. Fraas sagt in seiner Landwirthschaftslehre (Neue Encyklopädie. Stuttgart.), erst 1185 sei ausdrücklich von Hufeisen die Rede. Indessen im 11. Jahrhundert und auch früher wurden die Pferde allgemein beschlagen. S. Bruno de bello Saxon. c. 79. In Lanfranc's Klosterordnung heißt es vom Frater Kämmerer: „er liefert die Eisen, womit des Abtes Pferde beschlagen werden.“

Mantua kam, dreihundert schöne Pferde zum Geschenke brachte. Der Kaiser lud ihn zur Tafel. Er war halb todt vor Schrecken, daß er mit seinem Gebieter, dem Markgrafen, an einem Tische speisen sollte, und bat ihn fußfällig, deßhalb nicht zu zürnen.

Jetzt nun, da Clemens starb, dachte Bonifazius zunächst den apostolischen Stuhl vom Einfluß des Kaisers zu befreien. Pabst Benedikt wohnte in Tuskulum; er ward mit Geld versehen, ein Theil der Römer gewonnen, und von Neuem residirte der dreimal Vertriebene im Lateran.

Heinrich inzwischen hatte den Bischof Poppo von Brixen zum Pabst ernannt, welcher den Namen Damasus II. annahm. Derselbe zog mit dem Kaiser von Pöhlde am Harz, wo sie Weihnachten (1047) gefeiert, nach Süddeutschland und machte sich dann auf den Weg zum Markgrafen Bonifazius. Denn die Herrn der weißen Veste Kanossa mußten stets den Pabst nach Rom geleiten. * Bonifazius sprach: „Ich kann nicht mit dir nach Rom gehen; die Römer haben Benedikt zurückgeführt, er hat seine frühere Macht wieder und findet überall Gehorsam. Darum kann ich nicht mit dir ziehen, bin überdieß schon ein alter Mann.“ So kehrte Damasus um und erzählte Alles dem Kaiser. Dieser nun erkannte Bonifazius' List und Untreue und schrieb ihm: „Du hast einen kanonisch abgesetzten Pabst wieder in seine Würde eingesetzt und unsern Befehl mißachtet. Wenn du das nicht änderst, so diene dir zur Nachricht, daß ich alsbald kommen und es wider deinen Willen ändern werde.“ Da sah Bonifazius, daß er Nichts ausrichtete, schickte einen Gesandten nach Rom, der Benedikt aus der Stadt brachte, und kam dann mit Damasus nach. Doch war viel Zeit darüber verflossen. Erst am 17. Juli ward Damasus ordinirt und starb, nachdem er 23 Tage, nicht länger, den päbstlichen Stuhl inne gehabt.

Lange, scheint es, fand der Kaiser unter den Bischöfen Keinen, der geeignet oder geneigt war, die schwere Last der päbstlichen Tiara zu tragen. Endlich fiel sein Auge auf Bischof Bruno von Toul (aus dem Geschlecht der Grafen von Egisheim im Elsaß), der als Pabst Leo IX. hieß und während der fünf Jahre seiner Regierung den

* Benzo. Panegyric. in Henr. IV. L. II, 13.

Grund zur Emancipation und spätern Macht des apostolischen Stuhles legte.

In Gegenwart der römischen Gesandten erklärte er dem Kaiser, die Wahl nähme er an unter der Bedingung, daß Klerus und Volk zu Rom beistimmten. Er feierte Weihnachten 1048 zu Toul, legte dann Pilgerkleider an und zog über Augsburg durch Tyrol und das Thal der Etsch nach Italien. Barfuß und in Demuth kam er zu den Römern, die ihm unter Hymnengesang entgegen zogen. In der Stadt erklärte er, der Kaiser hätte ihn zum Pabst bestimmt; aber nach dem Recht der Kirche müßte die Wahl durch Klerus und Volk vorangehen; wenn sie nun die Wahl des Kaisers nicht billigten, so würde er gern in das Vaterland heimkehren. Aber die Römer nahmen ihn mit Freuden auf; er bestieg am 12. Februar 1049 den päbstlichen Stuhl.

So erzählt Wibert, der damals Archidiakonus in Toul war und Leo genau kannte. Andere,* und zwar zuerst Bischof Bonizo von Sutri, der um 1086 schrieb, berichten, Leo wäre von Toul über Besançon nach Augsburg gereist. In Besançon hätte sich Abt Hugo von Clügny ihm vorstellen wollen, aber sein Prior Hildebrand hätte ihm abgerathen; denn Leo, der die Wahl des Kaisers angenommen, sei nicht apostolischer Pabst. Hugo hätte diese Worte Leo hinterbracht, der dann mit Hildebrand gesprochen und auf dessen Rath im Pilgergewande nach Rom gereist wäre.

Diese Geschichte ist nicht geradezu unmöglich; mir jedoch ist es wahrscheinlicher, daß Leo um die Zeit der Rheimser Synode (Oktober 1049), wo auch Abt Hugo ihn begleitete, Hildebrand kennen gelernt und mit nach Rom genommen hat. Nämlich Bonizo stellt zunächst das Verhältniß zwischen Leo und Hildebrand falsch dar. Hildebrand ist nicht Leo's Mentor gewesen. Desiderius (seit 1058 Abt von Monte Casino), der Beide gekannt, sagt ausdrücklich, Hildebrand sei von Leo ausgebildet worden.

* Verbreitet war diese Geschichte jedenfalls. Bruno (seit 1079 Bischof von Segni in der römischen Kampagna, seit 1107 Abt von Monte Casino), ein Freund Hildebrands, versetzt sie nach Worms. Er sagt, Hildebrand, ein Mönch aus Rom, wäre damals nach Deutschland gegangen, theils um zu lernen, theils um in ein deutsches Kloster zu gehen. Er scheint weder gewußt zu haben, daß Hildebrand mit Gregor VI. nach Deutschland gekommen, noch daß er in Clügny gewesen.

Ferner: wenn auch Leo vielleicht von seinen Verwandten im Elsaß Abschied nahm, so wäre es doch eine sonderbare Reiseroute, die von Toul über Besançon nach Augsburg führte. Man müßte annehmen, Leo hätte sie unterwegs geändert. Und endlich bedenke man: Leo hat am 27. Dezember Toul verlassen. Am sechsten Tage nachher (1. Januar 1049) ist erst Abt Odilo in Clügny gestorben. Der Prior Hugo war damals gar nicht in Clügny, sondern befand sich auf der Rückreise vom Hofe mit den reichen Geschenken des Kaisers östlich vom Neuenburger See im Kloster Payerne (Kanton Waad). Hier war es, wo er den Tod seines Abtes vernahm.* Wäre Hugo nun auch am 3. Januar gewählt worden (geweiht wurde er am 22. Februar), so würde er doch sicher erst am 4. Januar von Clügny aufgebrochen sein, und von Clügny nach Besançon hatte man zwei Tagereisen. — Kurz: Leo müßte in 12 bis 15 Tagen die 25 Meilen von Toul nach Besançon zurückgelegt haben, um dann in 30 Tagen auf dem Umwege über Augsburg im strengsten Winter die Alpen zu übersteigen und nach Rom zu reisen. Ich glaube, es ist hier Hildebrand passirt, was so vielen großen Männern vor ihm, nämlich: daß seine Anhänger ihn noch größer zu machen suchten, als er war.

Leo war ganz ein apostolischer Mann, von vornehmer Abkunft, weise, fromm, gelehrt. Er war wie ein neues Licht, das der Welt aufging. Die Kirche ist von ihm gänzlich neu belebt worden. So spricht von ihm Einer, der ihm oft bei der Messe das Evangelium gelesen hat, Abt Desiderius von Monte Casino. Nur war er für eine so rohe Zeit fast zu sanftmüthig und mitleidig. Seine Umgebung tadelte ihn bisweilen, daß er für schwere Verbrechen nur geringe Bußen auferlege; durch solche Straflosigkeit würden unverständige Menschen zu jedem Frevel angespornt. Er erwiederte indessen, Christus hätte nirgends die Sünder mit Fasten und Geißelung gestraft, sondern nur gesprochen: Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr.

Sogleich entwickelte er persönlich eine Thätigkeit, wie kaum ein anderer Pabst es je gethan. Noch spie Rom nicht jene Schwärme

* So Erzb. Hildebert von Tours in seinem Leben Abt Hugo's. Er kannte Hugo persönlich, aber daß er Mönch in Clügny gewesen, wie Einige wollen, ist nicht wahrscheinlich.

von Legaten aus, die seit Gregor VII. überall thätig waren; sondern er, der heilige Vater selbst, macht sich auf, zieht vom Gargano nach Champagne, von Holland nach Ungarn, scheut nicht die Anstrengung, so lange Zeit im Sattel zu sitzen, nicht Eis und Abgründe der Alpen, nicht den Zorn des Königs von Frankreich: um in Italien, Frankreich und Deutschland Synoden zu halten, die Simonie zu bekämpfen, die Ehen der Geistlichen zu verbieten und auf Befolgung der Kirchengesetze zu bringen. Jährlich um Ostern hält er Synode zu Rom; er versammelt die lombardischen Bischöfe zu Pavia, französische zu Rheims, die deutschen zu Mainz. Dabei erfährt er wohl manchen Widerstand: die französischen Bischöfe folgen seiner Einladung zur Synode in Rom nicht; Heinrich I., dem die Gesetze gegen Simonie unbequem sind, hindert sie sogar nach Rheims zu ziehen, so daß nicht der fünfte Theil erscheint; die Stadt Nantes weigert sich, den Bischof aufzunehmen, welchen Leo ihr bestimmt; selbst der vortreffliche Liutpold von Mainz hat wohl Streit mit ihm; — und in Unteritalien, wo er der Tyrannei der Normannen ein Ende setzen will, erliegen seine 700 heldenmüthigen Schwaben, von feigen Italienern verlassen, vor fünffacher Uebermacht und der verzweifelten Entschlossenheit der Söhne Tankreds von Hauteville.

Aber die Hauptsache erreichte er. Der apostolische Stuhl, von dem bisher mancher Bischof kaum gemerkt hatte, daß er in der Welt existire, machte seine Autorität in der Person dieses ganz makellosen Pabstes allenthalben fühlbar und geltend. Und ferner gab Leo zu Rom selbst dem päbstlichen Thron, diesem Centrum der Kirche, ein ganz neues Ansehen, indem er auf seinen Reisen unter den Geistlichen, die er traf, solche ausersah und nach Rom zog, von denen er ein tüchtiges Mitwirken erwarten durfte, namentlich aus Lothringen und Burgund. Darunter befanden sich sein Kanzler Friedrich, Gottfrieds des Bärtigen Bruder, früher Domherr zu Lüttich, wo er erzogen war, und Hildebrand, der ihm auf sein Gebot aus Clügny, wiewohl wiederum ungern, über die Alpen folgte.

Gegen Heinrich III. und die Stellung, welche er seit der Synode von Sutri behauptete, unternahm man direkt Nichts; aber auf das Schärfste sprach man es aus in jenem Kreise von Kardinälen, welchen Leo bildete, daß des Kaisers Macht unberechtigt sei. Leo selbst stellte

1049 zu Rheims an die Spitze der Synodalbeschlüsse den Satz: „Niemand soll ohne Wahl von Klerus und Volk ein Bisthum übernehmen.“ Wie hätte er die Weise, in welcher Heinrich bisher den päbstlichen Stuhl besetzte, billigen sollen.

Wichtiger noch sind die Grundsätze, die wir in Leo's Briefe an den griechischen Kaiser Michael vom Jahre 1054 lesen. „Ueber den römischen Stuhl (heißt es dort) darf kein Sterblicher zu Gericht sitzen. Kaiser Konstantin hat den päbstlichen Stuhl über den kaiserlichen erhöht, über die vier Sitze zu Alexandrien, Antiochien, Jerusalem und Konstantinopel und über alle Kirchen der Welt, und nach seinem Urtheil soll Gottesdienst und Glaube der Christen sich richten.“ — Die Schenkung Konstantins ist fast ganz in jenes Schreiben aufgenommen. Alle Insignien des Pabstes, selbst Dienerschaft und Gefolge mit ihrer Tracht, sind genau darin verzeichnet. „Die Krone von unserm Haupte (spricht Konstantin) haben wir ihm abgetreten; das weiße Phrygium um seinen Scheitel gelegt, die Zügel seines Pferdes gehalten und ihm Stallmeisterdienste geleistet. Damit nun die päbstliche Würde nicht geschwächt werde, sondern Glanz und Macht mehr als das Kaiserthum habe, schenken wir unserm Vater Sylvester unsern Palast, die Stadt Rom und alle Provinzen, Städte und Ortschaften Italiens. Darum haben wir auch unsere Residenz nach Byzanz verlegt; denn es ist nicht billig, daß der irdische Kaiser da Macht habe, wohin der himmlische Kaiser das Kirchenregiment und das Haupt der christlichen Religion gesetzt hat.“

Kardinal Humbert endlich stellt (in seinem sehr breiten Werke gegen die Simonie) Sätze auf über die Investitur, wie sie zwanzig Jahre später kaum schärfer ausgesprochen worden sind.* „Die Ordnung bei der Investitur ist ganz verkehrt. Eigentlich sollte Klerus und Volk, unter Leitung des Erzbischofs, die Wahl vornehmen und dann die Zustimmung des Fürsten einholen. Jetzt aber ist es die weltliche Macht allein, welche wählt und bestätigt; und Klerus, Volk und Erzbischof müssen, wohl oder übel, beistimmen. Wie können Laien Krummstab und Ring vergeben, da dieß kirchliche Sakramente sind? Wer Stab und Ring zu vergeben hat, der

* In Marten. et Durand. thes. V. S. 779 ff. lib. III. cap. 6. 11. 15. Das Werk ist freilich erst etwa 1058 geschrieben, nach Heinrichs III. Tode.

verleiht damit die ganze bischöfliche Gewalt. Was bleibt denn der Gemeinde und dem Metropoliten übrig, als beizustimmen?“ — „Daß die deutschen Kaiserhäuser stets so schnell aussterben, das ist Gottes Strafe für die Anmaßung der geistlichen Gewalt.“ — Ja, er spricht den furchtbaren Grundsatz aus: „Wenn Bischöfe und Kleriker sich nicht bessern, müssen die Laien einschreiten.“ — Das ist später wirklich geschehen, die Laien sind wirklich eingeschritten: auf Befehl von Rom stürzte sich der Pöbel wie eine hungrige Meute auf die Priester, vornehmlich damit sie ihre Frauen entließen. Natürlich trieb nicht Frömmigkeit, sondern Gier nach Raub die Laien hierzu an. —

Den Römern freilich sagte Leo wenig zu, weil er, statt den unersättlichen Schlund ihrer Habgier zu füllen, alle Schätze, die er besaß und erwarb, an Arme, Wittwen und Waisen gab. So umschlich auch ihn Verrath und Tücke: es geschah einst, daß unter den Speisen ein vergifteter Fisch auf die Tafel gesetzt ward. Der Pabst aß nicht davon, aber Alle, die davon gekostet, darunter Erzbischof Halinard von Lyon, starben nach acht Tagen oder langem Siechthum.

Als Leo fühlte, daß sein Ende nahe, ließ er sich in seinen Sarg legen und in die Peterskirche tragen. Gleich stürzten die Römer nach ihrer Weise in den Lateran, um seine Hinterlassenschaft zu plündern. Er inzwischen entschlummerte vor dem Altar sanft und schmerzlos. Es dauerte geraume Zeit, bevor die Anwesenden merkten, daß er verschieden war. (19. April 1054).

Nach Leo's Tode soll Kaiser Heinrich — fromm und gerecht, wie er war — auf die Initiative bei der Pabstwahl verzichtet haben. Bischof Gebhard von Eichstädt (aus einem schwäbischen Grafenhause) war damals Heinrich's erster Minister. Seine Kunde und Gewandtheit in Rechtssachen und in der Verwaltung, seine Umsicht in der Politik, seine Kenntniß der Reichszustände und seine Zuverlässigkeit war so groß, daß der Kaiser seines Rathes und Beistandes kaum entbehren konnte. Noch ein Jahr vorher hatte Heinrich ihm die Verwaltung von Baiern übertragen; denn der treulose Herzog Konrad war durch Urtheilspruch der Fürsten abgesetzt und lebte in Ungarn.

Diesen Mann nun forderten die römischen Gesandten — Hildebrand an der Spitze — vom Kaiser zum Pabst und wollten keinen Andern, obwohl er die Wahl ablehnte. In Italien waren inzwischen Ereignisse eingetreten, die es auch Heinrich höchst wünschenswerth erscheinen ließen, einen Mann, wie Gebhard, auf dem päbstlichen Stuhl zu sehen. Im Frühjahr 1055 zu Regensburg gab er endlich nach und sprach zum Kaiser: „Siehe, ich ergebe mich gänzlich mit Leib und Seele dem heiligen Petrus und obwohl ich weiß, daß ich jenes Amtes nicht würdig bin, so gehorche ich doch Eurem Befehl, nämlich unter der Bedingung, daß auch Ihr dem heiligen Petrus gebet, was ihm gebührt." Der Kaiser nahm diese Worte sehr huldvoll auf, und Gebhard ging nach Rom, wo er als Pabst den Namen Viktor II. annahm. —

Was Hildebrand betrifft, so war er sicher dem Kaiser schon bekannt von Gregor's VI. Zeiten her. Stets erkannte er dankbar an, daß ihn unter allen Italienern Heinrich ganz besonders ausgezeichnet hätte. Man muß annehmen, daß Heinrich die großen Eigenschaften des unansehnlichen, häßlichen Mönches und seinen Einfluß in Rom wohl durchschaute. Wenn es indessen wahr ist, daß der Kaiser auf Hildebrand's Vorstellungen hin die Papstwahl durch Klerus und Volk (unter Vorbehalt kaiserlicher Bestätigung) nachgab, * so wird es auf der andern Seite auch wohl wahr sein, daß er ihn einen leiblichen Eid schwören ließ, nie würde er bei seinen oder seines Sohnes Lebzeiten selbst Pabst werden, oder so viel an ihm wäre, einen Andern zum Pabstthum gelangen lassen, ohne seine oder seines Sohnes Zustimmung. Wenigstens lebten 1076 viele Bischöfe, welche behaupteten, Augenzeugen dieser Sache gewesen zu sein. **

XVI.

Mancherlei Sorgen stürmten damals auf den Kaiser ein; mehr als früher zogen drohende Gefahren auf, denen es vielleicht schwer war die Spitze zu bieten.

* So erzählt Bischof Bonizo in seinem liber ad amicum de persecutione ecclesiae. Doch ist es mir unwahrscheinlich.

** So steht in dem Schreiben der deutschen Bischöfe an Pabst Gregor VII. aus Worms 1076.

Kämpfe gegen äußere Feinde gab es freilich nicht mehr; denn die kleinen Reibungen mit Heinrich I. von Frankreich gingen schnell vorüber. Während der Abwesenheit des Kaisers 1046—47, da im Reiche wenig Ritter waren, und die Bauern sorglos keinen Krieg fürchteten, sollen französische Ritter (vielleicht auch sein Schwager, Graf Balduin von Flandern, und Gottfried der Bärtige) den König gebeten haben, Lothringen zu erobern, und die Pfalz zu Aachen, die von Rechtswegen ihnen gehörte. Damals soll Bischof Wazo von Lüttich durch seine Mahnungen den Frieden aufrecht erhalten haben: es sei ein Diebstahl und eines Königes unwürdig, einem Fürsten, der auf einem fernen Zuge begriffen, inzwischen in's Land zu fallen; er möchte den Frieden zwischen den beiden Reichen Deutschland und Frankreich nicht stören, die, wenn sie zusammenhielten, die ganze Welt nicht zu fürchten hätten. — Noch 1056 in einer Unterredung zu Ipsch (Ivois) an der französischen Gränze kam der König auf die Klage zurück, wider Recht hätte der Kaiser Lothringen, welches eigentlich zu Frankreich gehörte, ihm so lange vorenthalten. Der Kaiser gerieth in Eifer und forderte den König zum Zweikampf heraus; mit dem Schwerte wollte er sein Recht beweisen. Aber so weit ließ es der Kapetinge nicht kommen: er entwich heimlich in der folgenden Nacht.

Auf die Herzöge im Westen konnte sich Heinrich wohl verlassen, auf Friedrich von Niederlothringen, Gerhard von Oberlothringen, Otto von Schwaben. Allein Balduin war noch immer in Waffen; den sächsischen Fürsten war nicht zu trauen; der abgesetzte Konrad von Baiern brütete in Ungarn über Plänen, sein Herzogthum wieder zu erlangen; Welf von Kärnthen ging mit Anschlägen gegen des Kaisers Leben um.

Diese Verhältnisse veranlaßten wohl Gebhard von Eichstädt 1052, den Kaiser vom Zuge gegen die Normannen abzumahnen, welchen Pabst Leo so sehr wünschte. Und, scheint es, die beständig drohende Gefahr, dem Stahle irgend eines von den Fürsten gedungenen Mörders zu erliegen, verfinsterte auch des Kaisers sonst so heiteren Geist; denn, sagt Mönch Herrmann von Reichenau, Groß und Klein klagte, er sei ganz anders, als früher.

Und nun hatte sich 1054 sein gefährlichster Gegner, Gottfried

der Bärtige, heimlich nach Italien begeben und dort eine Stellung eingenommen, welche das Schlimmste befürchten ließ. Vor fünf Jahren (1049) hatte er sich dem Kaiser in Aachen unterworfen und kam zuweilen an den Hof. Er war es, der 1052 die Ketzer zu Goslar entdeckte. Als nun im April * desselben Jahres der greise Markgraf Bonifazius, da er durch einen Wald ritt, von Feinden mit einem vergifteten Pfeile aus dem Hinterhalt erschossen ward, und seine Gemahlin Beatrix seine reichen Besitzungen erbte, unterhandelte Gottfried, wahrscheinlich durch seinen Bruder Friedrich, den Kanzler Papst Leo's, mit der jungen Wittwe, ging über die Alpen, vermählte sich mit ihr und verlobte seinen jungen Sohn Gottfried mit ihrer einzigen neunjährigen Tochter Mathilde. ** Nach dem Recht hätte Beatrix, als sie die zweite Ehe eingehen wollte, beim Kaiser anfragen müssen, ob er ihre Wahl billigte; denn der größte Theil ihrer Besitzungen bestand aus Reichslehen, und es konnte dem Kaiser nicht gleichgültig sein, wer Markgraf von Toskana war.

Welche Zustände sind nun dieß in Italien! Im Süden die Normannen, ermuthigt durch ihren neulichen Sieg über den Pabst, an ihrer Spitze die verwegensten Abenteurer von der Welt; im Norden der rastlose Krieger, der in Deutschland so lange Unheil gestiftet; und aus Konstantinopel, wohin ihn Pabst Leo gesandt, kehrt eben Kanzler Friedrich zurück, reich mit Geschenken des griechischen Kaisers beladen, die in seines Bruders Hand gefährlich werden können.

So ist es denn im höchsten Grade wichtig, daß ein Mann, wie Gebhard, den apostolischen Stuhl besteigt und Heinrich selbst macht sich ohne Verzug auf den Weg. Am 13. April 1055 ist Gebhard zum Pabst geweiht worden; am 27. Mai befindet sich der Kaiser schon in Florenz.

Gottfried ist freilich von dannen, er wird mit seinem alten Gesellen Balduin gegen Antwerpen ziehen und Herzog Friedrich dort belagern, und die lothringischen Reiter werden ihnen von dort heimleuchten. ***

* Bei Pertz in den Noten zu Lambert steht der 26. April; bei Muratori zu Donizo der 6. Mai.

** Bischof Bonizo sagt: ein Sohn und eine Tochter waren kurz vorher, ich weiß nicht durch wessen Unthat, getödtet worden.

*** Siegebert 1055.

Auch Kanzler Friedrich hat sich aus dem Staube gemacht. Seinen Schatz besitzt er nicht einmal mehr; denn Graf Trasmund von Chieti hat ihm bald nach seiner Landung an irgend einem Gehölz aufgelauert, die griechischen Schätze auf sein Schloß geführt und so die päbstliche Gesandtschaft mit leeren Händen entlassen. Da Friedrich nun weiter zieht, wird er gewarnt: Pabst Viktor habe vom Kaiser Auftrag, ihn zu fangen. So wendet er sich schnell an Abt Richer von Monte Casino, der eben zum Kaiser nach Lucca reist, um Aufnahme im Kloster. Richer läßt ihn voraus reisen und folgt selbst von Lucca mit den kaiserlichen Gesandten, welche die Fürsten Italiens nach Florenz berufen sollen. Wie die Gesandten in die Klosterkirche treten, steht Friedrich vor dem Altar, wirft seine feinen, kostbaren Kleider ab und zieht die Mönchskutte an.

Beatrix und Mathilde dagegen, die in Florenz erschienen,* nahm der Kaiser im folgenden Winter mit nach Deutschland — denn er blieb das ganze Jahr in Italien — doch wollte er Gottfried nicht zum Aeußersten treiben. Im Frühjahr 1056 rief er ihn zu sich nach Ostfranken, gab ihm Beatrix und ihre Tochter zurück und ermahnte ihn, seinem kleinen Sohne Heinrich, der schon zum Könige geweiht war, künftig, wenn er regieren würde, treu zu sein.** Doch einen

* Lambert (1055) erzählt, sie hätte ganz unbefangen gemeint, es müsse ihr doch erlaubt sein, was nach Völkerrecht jeder Frau im Reiche frei stände, nämlich einen Gemahl nach ihrem Belieben zu wählen. — Es ist mir wahrscheinlich, daß Lambert sich dieß erdacht hat. Man trifft nur zu oft auf ähnliche Stellen, wo man ihm nachweisen kann, daß er solche von ihm ersonnene Redensarten den handelnden Personen in den Mund legt.

** So Bonizo (lib. V.). Berthold erzählt zu 1056, daß Gottfried sich dem Kaiser ergeben. Wenn Lambert die Aussöhnung zwischen Heinrich und Gottfried schon 1055 setzt (wobei er anzunehmen scheint, Gottfried sei in Italien gewesen), so widerstrebt diese Nachricht auch den Worten Siegeberts 1055. — Dagegen befindet sich bei Miräus (diplom. belg.) eine Urkunde (datum Trajecti a. 1055. ind. VIII. anno domni Henr. imperat. VIII.), worin Heinrich III. bekannt macht, daß Gottfried, Sohn Herzog Gozelo's, auf Bitten Bischof Dietwin's von Lüttich den Mönchen in Florennes eine Kirche schenkt. Diese Schenkung bestätigen sein Weib Beatrix, sein Sohn Gottfried mit seiner Braut Mathilde, Tochter der genannten Beatrix. „Und damit die Schenkung ganz sicher sei, kamen Bischof Dietwin und der Herzog mit seinem Sohn zu uns und wiederholten sie vor den Fürsten." — So wie sie da gedruckt ist, kann diese Urkunde nicht ächt sein. Doch ist entscheidend eine Urkunde bei Calmet I., aus welcher hervorgeht, daß Gottfried am 30. Juni 1056 mit den Herzögen Friedrich und Gerhard bei Heinrich zu Trier war.

beträchtlichen Theil von Bonifazius' Ländern, das Herzogthum Spoleto und die Mark Camerino, gab er dem Pabst Viktor.

Es verlautet nicht, daß er damals mit den Normannen unterhandelt hätte. * Um jedoch in Oberitalien seinen und seiner Familie Einfluß zu befestigen, knüpfte er das Haus des Grafen Otto, der mit seiner klugen und thatkräftigen Gemahlin Adelheid im heutigen Piemont herrschte, durch verwandtschaftliche Bande an sein Haus, indem er zu Zürich dessen kleine Tochter Bertha mit seinem fünfjährigen Sohne Heinrich verlobte.

Schmerzliche Erfahrungen warteten seiner in Deutschland. In einigen Provinzen herrschte Hungersnoth. Sein geliebter Freund, Erzbischof Herrmann von Köln, starb. Herzog Welf von Kärnthen, der im Jahre vorher mit in Italien gewesen, aber damals Urlaub zur Heimkehr erhalten hatte, erkrankte plötzlich. Im Angesichte des Todes, bei dem Gedanken an Gottes Gericht, an die Martern der Hölle, gelobte er, Mönch werden zu wollen — und bekannte, daß er mit Bischof Gebhard von Regensburg, des Kaisers Vatersbruder, sich verschworen, in Baiern Heinrich zu ermorden. —

Am 8. September 1056, dem Tage, auf welchen die Kirche den Geburtstag der Jungfrau verlegt hatte, war große Kurie zu Goslar. Die meisten Fürsten hatten sich eingefunden; der Patriarch Ravenger von Aquileja, selbst Pabst Viktor erschien; denn die Italiener hatten zu ihm geschrieen über die Tyrannei der Normannen, und er wollte den Kaiser zu einer Heerfahrt gegen sie bewegen. Goslar, das reiche und blühende Städtchen, war zum Empfange des heiligen Vaters auf das Prächtigste geschmückt. Aber leider störte ein heftiger Regenguß die großartigen Feierlichkeiten; die Prozession artete fast in eine Flucht aus. Das war dem Kaiser sehr leid; aber fromme Leute, die alles mit angesehen, waren der Ansicht, so viel Schaugepränge sei hoffärtig; darum hätte der Himmel selbst es gehindert.

Als Heinrich darauf gegen Ende des September mit den Fürsten am Unterharz jagte, ward ihm eine neue Unglückspost überbracht:

* Nur Berthold erzählt (1055), mehr als 50 Normannen hätten von Frankreich nach Süditalien segeln wollen, wären aber von den Pisanern auf dem Meere gefangen und zum Kaiser gebracht worden.

Markgraf Wilhelm von der Nordmark * und Graf Dietrich von Katlenburg ** waren mit einem Heere von Sachsen gegen die Lutizier gezogen, bei der Havelmündung, nicht weit von der Veste Prizlava, von den Heiden umzingelt und erschlagen worden. Der Leib des Markgrafen war so zerhauen, daß man ihn nicht unter den Leichen herausfand.

Diese Trauerkunde ergriff ihn auf das Heftigste, und da er sich auf der Jagd im herbstlichen Wetter noch ein Fieber zuzog, erkrankte er so schwer, daß die Aerzte bald verzweifelten. Er ward nach Goslar gebracht und erlag nach sieben Tagen der Krankheit. Nachdem er gebeichtet, seinen Widersachern vergeben und Unrecht, das er begangen, nach Kräften gut gemacht, starb er am 5. Oktober 1056 in den Armen der Kaiserin und des Pabstes. Kaum erinnerte man sich, daß bei irgend einer Gelegenheit so viele Fürsten zugegen gewesen waren, als damals in Goslar.

Heinrich III. war am 28. Oktober 1017 geboren, also 39 Jahre alt, da er starb, und hatte 18 Jahre regiert. Das Volk schluchzte laut, *** da die schreckliche, unerwartete Post erscholl, sein großer Kaiser, der Schützer des Rechtes und des Friedens, sei nicht mehr unter den Lebenden. Aber mit welchen Gefühlen werden Manche der anwesenden Fürsten auf die Leiche des Mannes geblickt haben, der sie so lange mit gewaltiger Faust im Zaume gehalten, auf die junge Kaiserin Wittwe und den Knaben Heinrich IV., die weinend am Lager des Todten standen. Wohl nicht ohne jede Trauerempfindung, aber sicher zugleich mit dem Gefühl von Wölfen, die lange vergebens einer Heerde nachgestellt haben und plötzlich wahrnehmen, daß sie schutzlos ihrer Gier preisgegeben ist.

Der Kaiser hatte in Speier die Marienkirche gegründet und seine Eltern daselbst beisetzen lassen. Dorthin ließen Kaiserin und

* Die Nordmark ward im Westen durch die Oker begränzt und erstreckte sich bis zur Elbe, eigentlich auch über die Elbe, so weit die Wenden dort gehorchen wollten. Die Altmark, Priegnitz, das Havelland, aber auch Magdeburg und Halberstadt gehörten dazu.

** Katlenburg an der Südostseite des Harzes zwischen Pöhlde und Nordheim.

*** Ein Italiener, der gerade nach Goslar reiste, erfuhr unterwegs in einer Herberge am Harze des Kaisers Tod. „Audivit omnes flebiliter sermocinantes." Othlon. lib. vision.

Papst auch seine Leiche bringen und sie beisetzen am 28. Oktober, seinem Geburtstage, dem Tage Simonis und Judä.

Der edle Pabst blieb noch bis Weihnachten in Deutschland und suchte mit seiner so oft erprobten Weisheit das Reich zu ordnen. Die Fürsten schwuren von Neuem dem Kinde Treue, welches auf seinem zarten Haupte die erste Krone der Welt trug. Graf Balduin von Flandern, der sich bisher noch nicht unterworfen, kam im Dezember nach Köln und schloß Frieden mit dem Reich. Gottfried der Bärtige erhielt damals, wenn nicht schon früher, das Versprechen, daß er nach Herzog Friedrichs Tode Niederlothringen wieder bekommen sollte.

Die junge Kaiserin Agnes aber, welche den Knaben erziehen und, bis er mündig, in seinem Namen regieren sollte, — sie trat den Fürsten gegenüber mit hoher, ehrfurchtgebietender Majestät auf und bewies im höchsten Maaße Takt und frühreife Weisheit. * Kaum schien man anfangs wahrzunehmen, daß Heinrichs III. eiserne Hand nicht mehr am Steuer war.

XVII.

Fünf Kinder hatte Agnes geboren. Von ihren drei Töchtern ward die älteste, Mathilde, in ihrem vierzehnten Jahre (1059) mit Herzog Rudolf von Schwaben vermählt. Sie starb 1060. Judith ** wurde als Kind 1059 mit Salomon, dem jungen Sohne des Königes Andreas von Ungarn, verlobt. Sie hat nach dessen Tode den Herzog Wladislaw von Polen geheirathet (1087). Adelheid war 1071 Aebtissin in Quedlinburg; lebte noch in den neunziger Jahren.

Erst das siebente Jahr ihrer Vermählung war durch die ersehnte, so heiß von Gott erflehte Geburt eines Sohnes gesegnet. Höchst wahrscheinlich ist Heinrich IV. am 11. November 1050 geboren; *** wie es scheint, gerade während einer Krankheit seines

* — „cujus maturam sapientiam gravesque mores timebant.“ Otbert.

** Pertz zu Lambert 1061 sagt, sie habe Sophie geheißen. Indessen siehe die Briefe Gregors VII. Buch II, 44. König Bela's Tochter hieß Sophie, damit ist wohl Judith verwechselt.

*** Das Jahr 1050 findet sich bei Herrmann von Reichenau, der damals

Vaters. Bei den magern und doch widersprechenden Nachrichten der Annalenschreiber über diese Jahre bin ich froh, wenigstens den Brief mittheilen zu können, in welchem der Kaiser den jungen, aber schon weit gepriesenen Abt Hugo von Clügny zum Pathen bat.

„Ueber den Brief Deiner Heiligkeit — schrieb er — haben wir uns sehr gefreut. Du sprichst Deine Freude aus über unsere Genesung und über den Sohn, welchen der Himmel uns geschenkt. Wir danken Dir von Herzen. Das aber tragen wir Dir besonders auf und bitten inständigst darum, daß Du nicht nachlassest, zu unserem gnädigen Herrgott zu beten für das Wohl des Staates, die Ehre des Reiches und für unser und der Unsern Heil, damit Gott uns Glück, den Kirchen aber und allem Volk Frieden und Ruhe schenke. Denn welcher Weise wünschte nicht Dein und der Deinen Gebet?

„Daß Du wegen des weiten Weges nicht hast kommen können, wie wir befohlen, verzeihen wir gern (obwohl wir Dich gern bei uns gesehen hätten), unter der Bedingung, daß Du zu Ostern nach Goslar kommest, wenn das möglich ist, damit Du, wenn wir uns diesen Wunsch erlauben dürfen, den Knaben, über dessen Geburt Du Dich so gefreut hast, über die heilige Taufe hebest und als Pathe Deinen

seine Annalen schrieb, und in den Augsburger Annalen. Den Tag giebt Lambert an; aber er läßt Heinrich 1051 geboren werden. Ebenso Ekkehard von Aurach, der zu 1056 schreibt, Heinrich sei fünf Jahre alt gewesen. Berthold sagt 1056, sieben Jahre alt sei er gewesen. Jedoch die Autorität Herrmann's ist so überwiegend, da er gerade um 1050 seine Chronik schrieb, daß man das Jahr 1050 wird gelten lassen müssen. Auch Waltram (II., 33.) sagt, Heinrich sei 1056 sechs Jahre alt gewesen; Bruno wiederum giebt fünf Jahre an. Dieser Widerspruch ist leicht zu erklären. Wurde Heinrich am 11. Novbr. 1050 geboren, so war er am 5. Oktober 1056 beinahe, aber noch nicht ganz sechs Jahre alt. — Der Verfasser des chronicon S. Andreae zu Cambrai erzählt den Zug Heinrichs III. gegen Balduin von Flandern, wo ihn Johann von Bethune führte. Nachdem der Kaiser den größten Theil des flandrischen Heeres gefangen, erzählt die Chronik, kam eine Gesandtschaft aus dem Reich, ein Sohn sei ihm geboren, nämlich jener Heinrich, der 50 Jahre später in dieß Land kam und die Raubburgen brach. Der Verfasser der Chronik schrieb allerdings erst um 1133, aber er hat Leute gekannt, die damals im kaiserlichen Lager waren. Gleichwohl hat seine Erzählung Manches gegen sich. Heinrich III. unternahm einen Zug nach Flandern 1049 (nach Herrmann von Reichenau, Lambert giebt das Jahr 1050 an), allein damals führte ihn Johann von Bethune nicht. Dieser Zug, wobei Johann so werthvolle Dienste that, ging erst unter dem Bischof Lietbert von Cambrai vor sich, dessen Vorgänger Gerard I. 1051 starb. Flandrische Geschichtschreiber setzen ihn in das Jahr 1054. S. Le Glay: hist. des comtes de Flandre I., 4. Freilich bedarf die flandrische Geschichte im 11. Jahrhundert noch sehr einer kritischen Bearbeitung.

Segen über ihn sprechest. Wir wollen dann, geläutert vom Sauerteig der Sünden, am Osterfest gemeinschaftlich zum Abendmahl gehen.“ *

Indessen der Knabe ward nicht zu Goslar getauft. Dort leisteten zwar zu Weihnachten 1050 die Fürsten dem Kinde den Eid der Treue, aber in Köln ist er zu Ostern getauft worden von dem Erzbischof Herrmann. Derselbe salbte ihn auch in Aachen zum Könige am 17. Juli 1054. Ein Jahr vorher hatte der Kaiser ihn statt des abgesetzten Herzog Konrad zum Herzog von Baiern ernannt. ** Es wird berichtet, man habe ihn erst Konrad und dann später Heinrich geheißen. ***

Ein zweiter Sohn, welcher Konrad getauft ward, ist 1052 geboren, aber schon 1055, wahrscheinlich in Italien, gestorben. Er ward später auf der Harzburg begraben. —

Des Kaisers Tod kam sehr unerwartet. Noch konnte man sich nicht darein finden, daß die gewohnten Bande der Zucht gelöst wären. Die Mächtigen im Reich besannen sich, blickten um sich; sie wußten wohl, daß diese Uebergangszeit verwegenen Unternehmungen günstig war; aber eine Zeit lang, scheint es, hinderte sie Mißtrauen gegen einander, den aufsteigenden Begierden zu folgen.

Welche Zustände dann eintraten (sagt ein Zeitgenosse), „das muß man gesehen haben, beschreiben läßt es sich kaum.“ In der That, nur schwach vermag ich anzudeuten, was sich in den ersten sechs Jahren der Regierung Heinrichs IV. im Reiche zutrug, wie der wüste Sinn der Machthaber hie und da offen ausbricht, wie die Verräther wühlen und machiniren, und wie die Kaiserin ausharrt, von Gefahren umlauert, erschüttert von trüben Erfahrungen, von bangen Besorgnissen erfüllt — bis zu jenem verhängnißvollen, folgenschweren Mainachmittag, da ihr gemeldet wird, ihr Sohn sei geraubt, Erzbischof Anno von Köln fahre eben mit dem weinenden Knaben den Rhein aufwärts.

* D'Acherii spicilegium. III.

** So Herrmann von Reichenau und die Augsburger Annalen 1053. Lambert (1056) sagt, der jüngere Sohn, Konrad, sei Herzog von Baiern gewesen. Den Tod dieses Konrad setzen die Augsburger Annalen 1055, Lambert 1056.

*** Augsburger Annalen. 1050.

Die Chronisten, welche damals lebten, befleißigen sich gerade über diese Zeit einer leidigen Kürze. Manche, wie der hersfelder Mönch, wußten nicht recht, was vorging, und konnten nur von solchen Ereignissen berichten, die zu sehr in die Augen sprangen, um geheim zu bleiben; Gozechin von Lüttich hat nur allgemein charakterisirt, und die Schrift eines trefflichen, treu kaiserlichen Geistlichen aus Baiern, welche vielleicht die besten Schilderungen enthielt, ist verloren gegangen, wahrscheinlich absichtlich vernichtet. * Denn auch in jener Zeit fürchteten schlechte oder unfähige Gewalthaber das Pergament, welches ihre Verbrechen oder ihren Unverstand auf die Nachwelt bringen konnte: historische Werke, allenthalben durch Abschreiber (librarii) vervielfältigt, verbreiteten sich schneller, als man glauben sollte, und entgingen auch der Aufmerksamkeit der Großen nicht. Darum spricht der edle Bischof Otbert von Lüttich (1106) in seinem Leben Heinrichs IV., jenem herrlichen Denkmal seiner Treue: „Du räthst mir vielleicht zu schweigen, damit es nicht denen kund werde, die sich über des Kaisers Tod freuen. Du magst Recht haben, aber ich kann mich nicht bezwingen, und wenn sie mich in Stücke rissen. — Und ich kenne ja deine Treue: Du wirst diese Schrift Keinem zeigen, oder wenigstens den Verfasser nicht nennen."

Briefe der Fürsten an einander, welche uns über ihre Stimmungen und Anschläge die beste Auskunft geben würden, sind leider alle verloren, bis auf einen.

Man darf nicht voraussetzen, die deutschen Fürsten im Allgemeinen hätten damals eine Ahnung gehabt, daß es ihre Pflicht sei, die Ehre und Größe des Reiches mit vereinten Kräften zu wahren und zu mehren. Die Wenigen, denen solche Gedanken überhaupt in den Sinn kamen, warfen diese Sorge auf den Kaiser. Sie hätten gewünscht, daß er nach Außen stark, aber nach Innen schwach gewesen wäre; daß er Macht gehabt hätte, den Glanz der deutschen Krone zu behaupten, aber nicht Macht, um sie, die großen Vasallen, an tyrannischer Bedrückung und Beraubung der Schwachen und Wehr-

* Ich meine den Anonymus von Haserieb. Er fing 1075 ein Werk an in mehreren Büchern, von denen eines „das Büchlein der Kaiserin Agnes" hieß. Ein anderes sollte die Zeit Bischof Gundaccars von Eichstädt umfassen (1057 bis 75), enthielt als Einleitung eine Uebersicht seiner Vorgänger. Nur diese ist uns erhalten.

losen zu hindern. Doch die meisten Fürsten und Bischöfe standen zu tief, um überhaupt an das Wohl des Ganzen zu denken; privatas spes agitantes, sine publica cura. Jedenfalls thaten sie ihrerseits Alles, um dem Kaiser die Führung seines Amtes zu erschweren. Es ist widerwärtig, zu vernehmen, wie sie später, da durch ihren Verrath Deutschland fast zu Grunde ging, nicht müde wurden, Heinrich IV. anzuklagen, daß er die Majestät des Reiches nicht aufrecht zu erhalten vermöchte. Von Rittertreue gewahrt man nichts; nein, allenthalben schamlose Untreue. Der große Kaiser ist todt, der das Volk schirmte, Freiheit und Gesetz aufrecht erhielt, wer könnte ihnen nun Schranken setzen? Nur gegenseitige Eifersucht: die Kaiserin, deren Gegenwart sie noch wider Willen mit Scheu und Ehrfurcht erfüllt, wird zu beseitigen sein.

Mit Schrecken nehmen die Wohlgesinnten wahr, welch ein Wechsel vor sich geht, wie unersättliche Gier nach ungerechtem Gut sich der Gemüther bemächtigt. List im Herzen, Falschheit im Antlitz, Trug in den Worten, — so schmiedet man Ränke, spaltet mit spitzen Verläumderworten des Bruders Herz, klagt einander an, schürt den Bürgerkrieg und ist leichtfertig und wankelmüthig, gleich dem Schilf im Winde. Und gerade Jene, die im Volke Gottes als Herzöge und Obrigkeit herrschen, haben weder Scheu vor dem allwissenden Gott, noch Furcht vor menschlicher Strafe, suchen alle das Ihre, aber nicht das gemeinschaftliche Wohl. „Wie sollen die den Weg des Friedens kennen, die mein Volk verschlingen, wie man Brot ißt?“ „Sollen nicht die Hirten die Heerde weiden?“ spricht der Berichterstatter mit dem Propheten. „Aber ihr fresset das Fette und kleidet euch mit der Wolle und schlachtet das Gemästete; aber die Schafe wollet ihr nicht weiden.“ Einer strebt den Andern an Reichthum und Macht zu übertreffen und achten es für nichts, wenn sie Tyrannei üben, statt zu regieren. Und halten sie Gericht, da steht Frau Habsucht in der Mitte, streckt die gierigen Hände nach beiden Seiten aus und spricht nach Wucherrecht das Urtheil. Die Bischöfe aber haben Evangelien, Apostel und Kirchenväter vergessen und jagen weltlichem Gewinn nach; denn man gilt ja nur so viel, wie man hat: anderes Verdienst, als Reichthum, giebt es nicht. *

* Schilderung Gozechins, 1066 geschrieben.

Es trat eben ein Zustand ein, wie er im Lehnstaat eintreten mußte, wenn kein mächtiger Gebieter die Vasallen niederhielt; ein Zustand, wie er nach Pabst Gregors glühender Schilderung noch gräßlicher in Frankreich herrschte. —

Da kommt zunächst aus dem Süden der Bote des würdigen Bischof Rumold von Konstanz und sagt der Kaiserin an, daß die Prinzessin Mathilde, welche ihm zur Erziehung anvertraut worden, geraubt ist. Denn Graf Rudolf von Rheinfelden glaubt schneller vorwärts zu kommen, wenn er Eidam der Kaiserin würde. Und er scheint Eile zu haben; Andere könnten ihm zuvorkommen. Mathilde ist zwar erst 11 Jahre alt — unbezwingliche Leidenschaft wird er nicht als Grund der That geltend machen können — indessen eine so günstige Gelegenheit könnte nicht leicht wiederkehren: er raubt das Kind. Was thun? Er ist ein Mann, dem man sonst Gutes nachrühmt, und so sagt ihm die Kaiserin der Tochter Hand zu, wenn sie herangewachsen, und das Herzogthum Schwaben obendrein, sobald dasselbe erledigt sein wird.

Ein schlimmes Beispiel, das die Fürsten zuerst aufmerksam macht, wie viel durch den Raub der Kaiserkinder zu erlangen ist. Und gleich erzeugt die That böse Verwickelungen. Denn als Herzog Otto III., Graf von Schweinfurt, um Michaelis 1057 * starb, und Rudolf die herzogliche Fahne von Schwaben empfing, erschien Graf Berthold von Zäringen ** bei Hof und wies einen Ring Kaiser Heinrichs vor, den er einst als Unterpfand von ihm bekommen, daß ihm Schwaben zufallen solle. Kaum beschwichtigte Agnes den klugen, mächtigen Mann durch die Anwartschaft auf Kärnthen und die Markgrafschaft Verona, die er 1061 nach Herzog Konrads Tode erhielt. ***

Es war in diesem Jahre 1061, daß die Kaiserin Agnes den Heerbann der Baiern nebst den Böhmen nach Ungarn sandte, dem greisen Könige Andreas zu Hülfe, welchen sein Bruder Bela vertrieben. Ohne auf die Böhmen zu warten, drangen sie, von Bischof

* So Ekkehard und Berthold. Lambert giebt das Jahr 1058 an.

** Zäringen bekanntlich im Breisgau.

*** So Berthold. Lambert wiederum 1058.

Eppo von Zeiz und Graf Wilhelm von Weimar * (Markgraf von Meißen) geführt, kühn und siegreich in Ungarn vor, bis sie von Uebermacht bewältigt, sich zu einem Rückzuge entschließen mußten, der um so verderblicher war, da sie nirgends Lebensmittel fanden und zuletzt gänzlich ermatteten. König Andreas ward im Gefecht vom Pferde geworfen und zertreten, der Bischof gefangen, und auch Markgraf Wilhelm, nachdem er durch seine heldenmüthige Gegenwehr die Bewunderung der Ungarn erregt, ergab sich, durch Hunger, nicht durch das Schwert bezwungen. Vielleicht murrten die bairischen Edlen, weil kein eigener Herzog sie geführt hatte — dem Namen nach war der junge König ihr Herzog — und so setzte die Kaiserin einen der trefflichsten Ritter im Reiche über Baiern, den sächsischen Grafen Otto von Nordheim. —

In Sachsen selbst freut man sich zunächst der neuen Freiheit und führt Fehden mit Plündern und Morden. Schon im Jahre 1057 verlautete etwas von Anschlägen sächsischer Fürsten auf das Leben des jungen Königs. ** Sie wollten das Kind erschlagen (erzählt man); so würden sie sich auf angemessene Weise für die Strenge rächen, womit sein Vater regiert, — und es hätte ja vollkommen den Anschein, daß der Knabe gerade so werden würde, wie der verstorbene Kaiser: das müßte man bei Zeiten hindern. Damals erschien ein Stiefbruder des im Jahre vorher gefallenen Markgrafen Wilhelm von der Nordmark, Namens Otto, Sohn einer slawischen Mutter, der von Kindheit an in Böhmen gewesen war, um die Nordmark als sein Erbe zu fordern. Denn schon sprach man viel von Erbrecht. *** Es scheint, daß er einige Unterstützung fand,

* Lambert nennt ihn Markgraf von Thüringen, statt von Meißen. Er war Sohn des Grafen Wilhelm von Weimar, Markgraf von Meißen 1046—62. Ihm folgte sein Bruder, Otto von Orlamünde, starb 1067 ohne männliche Erben. Graf Egbert I. von Braunschweig, des Königs Vetter, erhielt dann die Mark, starb 1068, und sie kam an seinen Sohn Egbert II., der 1090 erschlagen ward. Die Mark Meißen lag ungefähr zwischen Mulde und Bober, gränzte im Süden an Böhmen, im Norden würde die Gränze etwa durch eine Linie bezeichnet, welche man von Muskau nach Torgau zöge.

** Ich werde Heinrich IV. König nennen bis zu seiner Kaiserkrönung. Die Quellen sind in dieser Beziehung häufig inkonsequent. S. Adam von Bremen III, 59. Arnulf hist. Med. III., 22. schreibt: „Wibo schickte Ring und Stab an den Kaiser. Gottfried hatte dem Könige viele Dienste gethan und erhielt das Bisthum."

*** Besonders Lambert überall, während z. B. Ekkehard von Herzog Ber-

wahrscheinlich bei den Feinden der Grafen von Stade. Diese, denen die Nordmark übergeben war, halfen ihm natürlich nicht, noch halfen ihm des Königs Vettern, * die Grafen von Braunschweig, noch der greise Herzog Bernhard von Sachsen. Noch weniger ist dieß von den Bischöfen zu erwarten, einem Adalbert von Bremen, Engelhard von Magdeburg oder selbst einem Burkhard I. von Halberstadt. ** Unwahrscheinlich ist der Bericht des hersfelder Mönches, sächsische Fürsten hätten ihm zugeredet, nach der Krone des Reiches zu trachten. Dazu hätte mehr gehört, als die Unterstützung von einem Paar hundert sächsischer Ritter.

Markgraf Udo I. starb damals, sein Sohn Udo II. folgte. Um nun über die vermeintlichen Ansprüche Otto's auf die Nordmark zu entscheiden, wurden die sächsischen Fürsten von der Kaiserin auf den Peters- und Paulstag (29. Juni 1057) nach Merseburg berufen. Auf allen Wegen zogen sie dorthin: Otto selbst mit einem bedeutenden Gefolge war unterwegs bei Ballenstädt am Harz, als er die Grafen von Braunschweig, Egbert und Bruno, Vettern des Königs, wahrnahm, welche mit ihren Rittern ebenfalls nach Merseburg ritten. Sie waren (aus Privatursachen, meint der hersfelder Mönch) ihm bitter feind. Nicht lange, so halten beide Haufen, ordnen sich; das Signal erschallt, sie geben den Pferden die Sporen und sprengen auf einander los. Otto und Bruno, den Ihrigen voraus, vergessen in ihrer Wuth, sich zu decken, und stürzen beide tödtlich getroffen vom

thold von Kärnthen sagt, er habe den König gebeten, seine Würde auch auf seinen Sohn zu übertragen. Auch Lambert weiß recht wohl, daß eigentliches Erbrecht noch nicht galt. Er sagt ganz richtig 1068: „Egbert hatte seine Mark seinem Sohne erworben" (acquisierat filio suo).

* Sie und der König waren Stiefgeschwisterkinder. Die Verwandtschaft hing folgendermaßen zusammen: die Kaiserin Gisela, Tochter des Herzogs Herrmann von Schwaben, war dreimal verheirathet.

1. Ehe mit dem Grafen Bruno von Braunschweig.		3. Ehe mit Kaiser Konrad II.
Ludolf	Stiefgeschwister	Kaiser Heinrich III.
Bruno und Egbert I. . . .	Stiefgeschwisterkinder . . .	Kaiser Heinrich IV.
Egbert II.		

** Udo I. hatte Feinde in Sachsen. Adam v. Bremen sagt II., 74. Erzb. Alebrand war Allen lieb, nur den Frevlern verhaßt, z. B. Markgraf Udo.

Pferde. Egbert, ebenfalls schwer verwundet, stürmt, rasend vor Schmerz über des Bruders Tod, in die dichtesten Haufen der Gegner und erschlägt den jungen Sohn eines Grafen Bernhard. Jene, ohne Führer, kämpfen allmälig matter, werfen endlich die Schilde auf den Rücken und wenden sich zur Flucht. So ging diese Gefahr vorüber. —

Der alte Billunge, * Herzog Bernhard II. von Sachsen, starb 1059. Es war vergebens, daß er, der so lange gegen Kaiser Heinrich II. in Aufruhr und Feind der Bremer Kirche gewesen war, auf seinem Sterbebette unter Thränen Ordulf und Herrmann, seine Söhne, bat, Erzbischof Adalbert in Frieden zu lassen. Noch bei des Vaters Lebzeiten zog Ordulf nach Friesland, wo Jener vordem eine so blutige Niederlage erlitten hatte; denn die friesischen Bauern hatten in ihren Sümpfen die alte Unabhängigkeit aus den Zeiten der Gauverfassung behauptet, welche seit dem Aufkommen der Lehensverhältnisse überall sonst, außer in den schweizer Bergen, verschwunden war. Da verwüstete nun Ordulf die bremischen Besitzungen, ließ Leute blenden, Gesandte, die mit ihm über den Frieden unterhandeln sollten, öffentlich peitschen und kahl scheeren, und verübte andere Gräuel. Erzbischof Adalbert sprach den Bann über ihn aus und klagte bei Hofe, aber er richtete nichts aus: „unsere Grafen (sagt Adam von Bremen) spotteten des jungen Königs."

Die beiden Brüder Ordulf, welcher nach seines Vaters Tode Herzog wurde, und Graf Herrmann ragten nicht durch Geistesgaben hervor; von den Wenden ward Ordulf sogar regelmäßig besiegt, so daß selbst seine Sachsen ihn verspotteten; aber es waren ungetreue Männer und bebten nach alter wilder Sachsenweise vor einer Blutthat nicht zurück. Ordulf heirathete Wulfhild, die Tochter des heiligen Olav von Norwegen und Schwester des Königes Magnus von Norwegen und Dänemark. Gleich nach der Hochzeit erwarb er sich die besondere Zufriedenheit seines Schwagers dadurch, daß er einen dänischen Fürsten Harold meuchlerisch erschlug, welcher näheres Recht auf die dänische Krone zu haben schien, als Magnus. —

Selbst aus den kargen Andeutungen der Chronisten ersieht man,

* Das Haus der Billungen führte die Herzogsfahne in Sachsen seit Kaiser Otto I.

wie wüst diese Zeit war. Ueberall Raub und Fehde. Die gesegnetsten Gaue, wie etwa das Thal der Sieg, leiden unter dem Unwesen von Raubrittern; in Franken sind eine Zeitlang die Grafen von Gleyberg (an der Lahn) in Waffen gegen die Kaiserin (1059); in Schwaben fallen in einer Fehde Werner und Burkhard, die ersten Hohenzollern, deren die Geschichte Erwähnung thut (1061); in Baiern kämpften Bischof Heinrich von Augsburg und ein Graf Dietbald * gegen einander.

Trotzdem regierte die Kaiserin den Umständen nach, d. h. bei der geringen Hülfe, die sie bei den Fürsten fand, mit Klugheit und Nachdruck; ** wie sie besonders in den Verhandlungen mit Rom bewies. Darum war sie den Fürsten gerade lästig. Jener Bischof Heinrich von Augsburg (über dessen Insolenz die Fürsten — ungewiß, ob mit Grund — viel Klage führten) war ihr vertrautester Rathgeber, und da hatten Viele der übrigen Großen die Stirn, diese Frau, an der nicht der kleinste Makel haftete, in schamloser Weise zu verdächtigen. Ja auch darüber waren sie entrüstet, daß ihr junger König keine ordentliche Erziehung genösse; denn von jeher haben auch die schlechtesten Menschen für ihre bösen Anschläge und Thaten Rechtfertigungsgründe gefunden. Leider ist uns nicht aufbewahrt worden, welche Grundsätze über Erziehung sie hatten; nur dieß wissen wir sicher: sie haben den Knaben der Mutter entrissen und selbst erzogen, und an den Folgen jenes Raubes und jener Erziehung leidet Deutschland bis auf den heutigen Tag.

Es gab Einige unter den Fürsten, die eine edlere und ehrenhaftere Gesinnung hegten, aber sie traten nicht hervor; sie hatten nicht Theil an dem schändlichen Verrath, der im Werke war, aber sie wehrten ihm auch nicht. Das gilt z. B. von Herzog Friedrich von Niederlothringen. Auch unter den Bischöfen bewahrten Viele jene Loyalität, welche sie den Kaisern so werth machte; aber Verräther residirten gerade an den bedeutendsten Stellen: in Mainz, dem

* Ich kann nicht sagen, was für ein Graf Dietbald dieß gewesen ist. Ich glaube, er war Graf (oder Markgraf) von Vohburg, vielleicht derselbe, den Berthold 1060 erwähnt, und vielleicht jener Markgraf D., welcher in dem Briefe Bischof Günthers von Bamberg an Anno von Köln vorkommt. (siehe unten.)

** — sapienter et strenue — sagt Ekkehard von Aurach.

„goldenen Haupte des Reiches“ und in Köln, „welches unter allen Städten Galliens und Germaniens, seit Trier heruntergekommen, durch Reichthum, durch seine Gebäude, seine Größe und Schönheit hervorragte.“ *

Der gepriesene Liutpold von Mainz starb 1060, und ihm folgte ein unwürdiger Priester, Siegfried, bisher Abt von Fulda. Der Kaiserin verdankte er seine Würde; kaum im Besitz derselben, war er Einer der Eifrigsten, die Kaiserin zu stürzen. Seit langer Zeit hatte kein mainzer Erzbischof den Zehnten verlangt, welchen von Bonifazius her die Thüringer an das Erzstift zahlen sollten. Als Abt zu Fulda würde er sich aus Leibeskräften dagegen gesträubt haben, diesen Zehnten zu zahlen; als Erzbischof von Mainz setzte er Deutschland und Rom in Bewegung, um ihn zu erhalten. Er wird 1073 mit den Fürsten gegen den König konspiriren, aber da er wieder Macht gewinnt, sein eifriger Anhänger sein; er, der sich vor Gregor im Staube krümmt und windet, wird an der Spitze der Bischöfe stehen, die denselben absetzen möchten; und da der Versuch mißlingt, wird er sich an Gregors Partei anschließen und das Haupt der Rebellen zum deutschen Könige salben. Pabst Gregor behandelt ihn gewöhnlich mit der Verachtung, die er verdient, und die Derbheit, womit er diesen Primas von Deutschland gelegentlich schüttelt, ist ganz wohlthuend und erquickend.

Verschwörung deutscher Fürsten gegen die Kaiserin

XVIII.

Selbst Bischof Günther von Bamberg, der als ein Mann ohne Tadel an Leib und Seele, ein Priester von großer Würde, Demuth und Frömmigkeit, ein Schönheitsstrahl von der Sohle bis zum Scheitel gepriesen wird, — selbst er schloß sich Denen an, deren blinde Habgier und Herrschsucht damals unser Vaterland fast zu Grunde richtete. Er hatte im Frühjahr 1062 einen großen Streit mit der Kaiserin über einige Güter, welche Heinrich III. ihm einst genommen,** und schrieb damals einen Brief an den Erzbischof Anno von Köln,

* — aureum regni caput nennt Gozechin Mainz. Jene Worte über Köln rühren von Otto von Freisingen her.

** Heinrich III. hatte ihm Forchheim genommen und ferner einen Markt, Zoll und eine Münze von Fürth, welches zu Bamberg gehörte, nach Nürnberg verlegt. Gleich nachdem Anno Reichsregent geworden, erhielt Günther Beides zurück (Juli 1062). S. Ussermann ep. Bamb. prob. 36. 37.

welcher die Situation — das Mißtrauen der Verschworenen gegen einander, die bange Ungewißheit über den Ausgang des Unternehmens — trefflich zeichnet, obgleich auch er mehr zu vermuthen, als zu erkennen giebt.

— „Es ist mir auffällig (spricht er), daß Ihr über den Markgrafen D. und über den Erzbischof von Mainz, der sich gleichsam zum Haupt der Verschwörung aufwirft, Nichts geschrieben habt. Mich wundert nämlich, daß die Erklärung des Herzogs (Otto) von Baiern so bereitwillig angenommen ist, und seine Entschuldigungen so leicht Glauben gefunden haben. Gegen die trugvollen Rathschläge H.'s ist Verstellung das Beste. Also Vorsicht! Ihr kennt die Sitten dieser Zeit. Niemand weiß, was er glauben oder wem er trauen darf, und in so ungewissen Sachen ist jede Sicherheit gefährlich, jede Leichtgläubigkeit verderblich." *

Der Brief war an einen Mann gerichtet, welcher sein Leben lang der Mittelpunkt aller Verschwörungen gewesen ist, die im Reiche geschahen. Dieser Erzbischof von Köln, der heil. Anno, ist es gewesen, der das deutsche Reich gespalten hat; der Habgier und Treulosigkeit dieses Priesters verdankt Pabst Gregor seine Erfolge. Sein Leben lang hat er nur einen Zweck im Auge gehabt, den, sein Erzbisthum zu bereichern und seine Verwandten und Freunde emporzubringen: andere Rücksichten scheint er nicht zu kennen. Die unlautersten Mittel müssen ihm dienen, Verrath und Trug und Raub — mag Kaiser und Reich zu Grunde gehen — wenn nur sein Erzstift groß wird.

* Ich weiß nicht, ob man diesen Brief bisher beachtet hat. Er steht im codex Udalrici 202. „Archipraesuli A. G. licet indignus episcopus." Daß er von Günther herrührt, ist ganz unzweifelhaft. Jene Briefsammlung ist nicht chronologisch geordnet; man darf daher nicht daran Anstoß nehmen, daß er so weit hinten steht unter Briefen, die um 1090 geschrieben sind. Er erwähnt den Streit Günthers mit der Kaiserin (s. Bernold 1062). Der Erzbischof A. ist sicher Anno, nicht etwa Adalbert von Bremen. Der Markgraf D. wird nicht Dedo II. von der Lausitz sein, sondern wohl jener Dietbald, der 1059 gegen Heinrich von Augsburg eine Fehde führte. Ich möchte statt D. lieber O. lesen und Otto von Orlamünde verstehen. Die Erwähnung Otto's von Nordheim ist räthselhaft. Man wird annehmen müssen, daß er Anfangs von dem Plan der Verschworenen Nichts hat wissen wollen, später aber darauf eingegangen ist und ihnen jene oben erwähnten Erklärungen gab. Wer jener H. sei, ist ganz zweifelhaft. Heinrich von Augsburg, der Rathgeber der Kaiserin, ist sicher nicht gemeint; eher wohl irgend ein Machthaber, der sich zu den Verschworenen drängte, aber ihr Vertrauen nicht hatte.

Anno war ein Schwabe; er stammte aus dem unbedeutenden Geschlecht derer von Steußlingen.* Als Kind entwich er mit seinem Oheim, einem Domherrn zu Bamberg, heimlich aus dem elterlichen Hause, wuchs in Bamberg auf, ward Geistlicher, mit der Zeit Scholastikus und als solcher Heinrich dem III. bekannt, später Probst am Stift Simonis und Judä zu Goslar. Im Jahre 1056 ward er nach Herrmanns Tode Erzbischof von Köln.

Fast ausschließlich Männer aus den edelsten Geschlechtern Deutschlands hatten bis dahin in Köln als Erzbischöfe residirt. Als daher den kölnischen Bürgern gemeldet ward, dieser Probst aus Goslar, dessen Familie Niemand kannte, dessen Vermögen null war, solle Erzbischof werden, waren sie unwillig und riefen: „Was ist das für ein Mensch? und womit will er Köln reicher machen?“ Wohl glaublich, daß zum Theil aus diesem Empfange, der Anno damals wurde,** jene fieberhafte Gier nach fremdem Gut entsprang, um sein Bisthum damit zu zieren. Noch war kein Jahr verflossen seit Kaiser Heinrichs Tode, als er in einer Urkunde sich folgendermaßen vernehmen ließ: „Der Herr hat Großes an mir gethan; darum bin ich in Sorge gewesen, wie ich ihm danken solle für Alles, was er mir erwiesen. Aber die göttliche Gnade zeigte mir einen Weg, auf dem ich meinen Wunsch erreichen konnte, nämlich den, die von Gott mir anvertraute Kirche zu bereichern. Meine Vorgänger sind fast in der ganzen Welt berühmt durch ihre Heiligkeit, ihren Reichthum, ihre hohe Abkunft; und ich habe so eifrig gewirkt, daß ich mich nun ohne Scheu ihnen gleichstellen kann.“ ***

Sein Aeußeres war nicht ohne Majestät; er war groß, und seine Züge voll Würde. Auch zeigte er jedenfalls viel Thätigkeit und Klugheit, wo es auf Bereicherung seines Erzstiftes ankam, oder wo man konspirirte. Zudem beobachtete er gewissenhaft die äußern Frömmigkeitsformen jener Zeit, er baute und beschenkte Kirchen, stiftete Klöster, fastete häufig, durchwachte manche Nacht im Gebet, wartete zuweilen den Mönchen in seinen Klöstern auf und diente den

* So Stälin. Wirtemb. Geschichte. Lambert sagt: mediocri loco natus.

** Vita S. Annonis bei Surius A. SS. 4. Dez.

*** Diplom über die Schenkung von Schloß Saalfeld. Lacomblet I, 192.

Armen. Ja liebenswürdig und voll Güte mag er gegen Viele sich gezeigt haben, die seinem Treiben nicht hinderlich waren.

Und so wird Lob und Preis in reichstem Maaße über ihn ausgeschüttet. „Die Heiligkeit und Tugend dieses Mannes (sagt ein Abt in den neunziger Jahren) ist ganz erstaunlich für unsere Zeit.“ „Der Schall seiner Heiligkeit (spricht ein Mönch) ist in alle Lande gedrungen. Die Steine, aus denen er Klöster baute, werden sein Lob verkünden, wenn die Zunge der Neider davon schweigen sollte.“ — „Eine kostbare Perle war er (so läßt sich der hersfelder Mönch Lambert vernehmen), längst für das himmlische Diadem bestimmt.“

Aber solche Aussprüche seiner Bewunderer sollen uns nicht bestechen. Ich fürchte, diese kostbare Perle war durch so schwarze Flecken entstellt, daß sie kein Diadem zieren konnte. Ich fürchte, er glich eher jener Frucht, die der Kreuzfahrer aus Chartres am todten Meere brach, äußerlich schön, aber inwendig voll schwarzen, übel riechenden Staubes.

Seine Hand war stets nach ungerechtem Gut ausgestreckt; er verkaufte geistliche Würden; er beraubte (wie Pabst Gregor sich ausdrückt) St. Nikolaus, um die Jungfrau beschenken zu können; und die schamlose Zähigkeit, womit er, der lauten Stimme des Volkes und der übrigen Fürsten zum Trotz, seinen Raub festhielt, hat etwas höchst Widerwärtiges. Er war sehr jähzornig und konnte, wenn er gereizt war, seine Zunge weder von maaßlosem Schimpfen, noch von Blutbefehlen zurückhalten. Wenn seine Soldaten im Jahre 1074 kölner Bürger erschlugen, ja Einigen die Augen ausstachen, so erzählt der hersfelder Mönch freilich, manche Leute wären der Ansicht, Anno hätte davon Nichts gewußt; allein er war nicht der Mann, der vor solchen Gräueln zurückbebte. „Den Kölnern war er einzig theuer“, erzählt der hersfelder Mönch. Indessen noch lange Jahrhunderte erzählte man sich in Köln, wie der heil. Anno einst die Schöffen, die Häupter der Bürgerschaft, nach Siegburg citirt hätte, weil ihm ein Urtheilspruch von ihnen mißfallen; er hätte ihnen allen die Augen ausstechen lassen, bis auf Einen, der ihm manche besondere Dienste geleistet. Dem hätte er in Gnaden ein Auge gelassen, damit er seine Kollegen nach der Stadt zurück führen könne. Anno war vor Allem ein Verräther an seinem Könige und Vaterlande,

und ihm zunächst, wenn auch nicht allein, hat Deutschland für so manches herbe Jahrhundert voll Schmach und Elend zu danken.

Lambert irrt, wenn er meint, Anno hätte „sorgfältig dem Kaiser gegeben, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist.“ Man kann das nicht sagen von einem Manne, der sich als Regent des Reiches von dem Knaben, zu dessen Vormund er sich wider Recht aufwirft, beiläufig den neunten Theil der Geldeinkünfte des Fiskus schenken läßt; von dem kirchlichen Würdenträger, der geistliche Aemter verkauft, die Kirchen der Heiligen nicht schont und ein Kloster antastet, dessen Besitzstand so eben vom Pabst gewährleistet ist.

Lambert irrt, wenn er meint, Anno wäre „im Gericht nie vom Recht abgewichen“. Nein, er war wohl geneigt, einem Mörder zu verzeihen, wenn man ihm Gold bot;* und wenn es in seinem Interesse lag, so sorgte er dafür, daß Gerichte gehalten wurden, von denen der Prophet sagt: Es kann keine rechte Sache gewinnen; denn der Gottlose übervortheilet den Gerechten; darum gehen verkehrte Urtheile.**

„Er predigte so schön — sagt Lambert — daß auch Herzen von Stein zu Thränen erweicht wurden.“ — Es ist möglich, daß er gewaltig predigte und nicht, wie die Schriftgelehrten; — aber wie Jesus predigte er auch nicht, wenn man nach einem uns erhaltenen Gebete urtheilen darf. In einer Urkunde, die er ein Jahr vor seinem Tode für das Kunibertstift in Soest ausstellte, betet er wider die, welche seine Stiftung antasten würden: „Gott zermalme ihnen die Zähne in ihrem Munde; ihre Kinnbacken zerbreche der Herr. Sie sollen zunicht werden, wie Wasser, Hunger leiden, wie Hunde. Ihre Arbeit soll nutzlos sein, ihre Gedanken eitel, wüste und öde ihre Wege; sie sollen den Pfad des Friedens nicht kennen. Herr, vernichte ihre Frucht auf Erden, Tod komme über sie, vernichte sie, zerstreue sie durch Deine Kraft, o Herr. Verflucht seien sie auf dem Felde; verflucht im Hause. Sie sollen Augen haben und nicht sehen, Ohren und nicht hören, Nasen und nicht riechen, Zungen und nicht schmecken, Gefühl und nicht empfinden. Aus dem Buch der Lebenden sollen sie gestrichen und in das ewige Feuer geworfen werden.“

* Lacomblet. I, 196.
** Triumph. S. Remacli. I, 13.

Das ist nicht der Ton der Bergpredigt; das ist nicht der Geist dessen, der da lehrte: Selig sind die Sanftmüthigen. Gotteslästerlich und komisch zugleich klingen jene Fluchformeln, wenn man bedenkt, daß dieser Priester, der stets mit dem unerbittlichen Hasse der Jungfrau Maria, der Rache aller Heiligen und den Qualen der Hölle droht, in seiner Habgier selbst den feierlichsten Bann des Pabstes für Nichts achtet. Denn er suchte lange Jahre Kloster Malmedy von Kloster Stablo* loszureißen, obwohl Abt Dietrich eine Urkunde Leos IX. vorzeigte, welche drohte: wer jene Stiftungen des heil. Remaklus je trennen würde, der sollte verflucht sein und mit dem Teufel und seinen schwarzen Schaaren und dem Verräther Judas in den ewigen Flammen brennen.

Nur unvollkommen wird man den Geist dieses Priesters verstehen, wenn man nicht die Stellung ins Auge faßt, welche er zur Thätigkeit Hildebrands einnimmt.

Der Frevel, den Anno 1062 zu Kaiserswerd beging, schuf fünfzehn Jahre später die Schmach von Kanossa. Anno hat Hildebrand den Weg geebnet. Er hat die Hindernisse hinweggeräumt, gegen welche auch die hohe Geisteskraft des großen Mönches erlegen wäre. Er hat dem päbstlichen Stuhle zu jener Allmacht verholfen, die er Jahrhunderte lang besessen hat.

Aber man dürfte nicht glauben, daß er dieß mit Absicht und Bewußtsein gethan. Die großen Weltverhältnisse sind ihm ein versiegeltes Buch. Er hat weder Sinn für die Größe des Reiches, noch für das, was Hildebrand unter „Freiheit der Kirche“ versteht. Er hat nur Köln im Auge; nur für das Allernächste reicht seine Einsicht aus. Niedrige Selbstsucht hindert ihn, über die Grenzen seines Erzstiftes hinaus zu blicken. Hätte er mit dem Blicke eines Hildebrand die Verhältnisse der Christenheit umfaßt, hätte in ihm ein Funke edler Vaterlandsliebe, ja nur christlichen Mitgefühls geglüht, — so hätte die Idee in ihm erwachen müssen, daß es seine Pflicht sei, der hohen Frau, in deren Hand das Scepter Heinrichs III. ruhte, ihr schweres Amt nach Kräften zu erleichtern; — daß es seine Pflicht sei, den hehren Glanz der deutschen Krone und die Majestät des Reiches zu

* Beide bekanntlich in Niederlothringen, Stablo im lütticher, Malmedy im kölnischen Sprengel.

wahren; — daß es seine Pflicht sei, dem Kinde des Mannes, welchem er seine Würde verdankte, sein Erbe ungeschmälert zu erhalten. Doch solche Gedanken sind fern von ihm. Er will sein Bisthum bereichern: eine andre Rücksicht kennt er nicht. Er sieht mit Betrübniß, daß er nicht zugreifen kann, wie er möchte. Nach den Krongütern steht sein Sinn; aber die Kaiserin ist im Wege: sie muß beseitigt werden.

So zeigt sich dieser Erzbischof von Köln, den man uns als einen der klügsten deutschen Fürsten des 11. Jahrhunderts schildert.

Pabst Gregor zeichnet seinen Standpunkt mit wenigen Worten: „Du bist nachlässig (schreibt er ihm im April 1074) in Sachen der Kirche. Liebst Du den heil. Petrus bloß in Köln, und nicht in Rom, so habe ich Nichts mit Dir zu schaffen, nach dem Spruche: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich."

XIX.

Mehr, als jener Brief Bischof Günthers enthält, wissen wir von der Verschwörung der Fürsten nicht; keineswegs nahmen alle Herzöge und Bischöfe an derselben Theil; doch kann man ihre Spur bis nach Italien hinein verfolgen.

Der junge König, nun in seinem zwölften Jahre, sollte seiner Mutter geraubt werden. Es war auch hohe Zeit. Denn wuchs Heinrich noch fernere sechs Jahre unter der Tutel der Kaiserin auf, so stand zu erwarten, daß der lebendige, energische Geist des Knaben sich völlig zu besonnener Manneskraft würde entwickelt haben, daß die Zeit Heinrichs III. wiederkehrte — und wo wäre den Fürsten dann die Aussicht auf das geblieben, was sie Freiheit nannten.

Freilich offen der Kaiserin den Gehorsam aufzukündigen, das wagten sie nicht. Was hätten sie auch sagen, welche Gründe angeben, mit welcher Stirn den Blick der hohen Frau ertragen können, der sie zum Theil ihre Würden verdankten?

Aber wenn es gelang, den Knaben zu entführen, dann durften sie vielleicht hoffen, daß Agnes dem Regiment entsagen würde. Zugleich war es mindestens ebenso wichtig, ihr die Reichsinsignien zu rauben. Denn das Kaiserschwert, die Armspangen, das Scepter, der Reichsapfel,* das Diadem, der lange Kaisermantel** und die

** Erwähnt von Benzo I, 9.
*** — „frisia chlamys, imperialis vestis." Benzo. 16.

Lanze des heil. Mauritius waren freilich nur todte Sachen; aber ihr Besitz übte eine so große, gleichsam magische Gewalt, daß es sicher zweifelhaft gewesen wäre, wer von Beiden — ob Agnes mit den Insignien, oder Anno mit dem jungen Könige in Händen — Gehorsam gefunden hätte als Inhaber des Reichsregimentes. Geschah es doch in diesem Jahrhundert, daß ein Graf, dem von Feinden jene Fahne entwendet worden, durch welche der Kaiser ihn mit einer Grafschaft belehnt hatte, mit der Fahne das ganze Lehen verloren zu haben schien! Auch schien Heinrich IV. in seinem letzten Lebensjahre erst dann dem Reiche wirklich entsagt zu haben, als er die Insignien von Schloß Hammerstein hatte holen lassen.

Agnes hatte Ostern 1062 in Utrecht gefeiert und sich dann mit Heinrich nach der Pfalz Kaiserswerd begeben, die damals neben dem Stift des heil. Swibertus auf einer Insel im Rheine lag. Mehrere Fürsten hatten sich eingefunden, darunter Graf Egbert von Braunschweig und Herzog Otto von Baiern, der bekannter ist unter dem Namen Otto von Nordheim, sonst einer der achtungswerthesten Fürsten, allein leider damals Theilnehmer an der Verschwörung.

Es wird vielleicht nie möglich sein, eine deutliche Anschauung zu gewinnen von der Weise, in welcher der Raub des Königs ausgeführt wurde. Kaiserswerd liegt jetzt auf dem rechten Rheinufer, wie man weiß; der Strom muß daher in spätern Jahrhunderten seinen Lauf dort geändert haben, oder es ist der eine Arm versandet; denn daß die Pfalz Werde damals sich auf einer Insel erhob, ist ganz unzweifelhaft. Das Wort Werd bezeichnet ja gerade eine Insel. *

Sicher bewirthete Anno die Kaiserin und den Hofstaat. Als Alles vorbereitet schien, ließ er einen besonders schön gebauten Kahn an das Ufer der Insel bringen und lud nach einem Mittagsmahl — es war im Mai — den Knaben, der gerade besonders heiter und aufgeräumt war, mit schmeichelnden Worten zu einer Besichtigung seines zierlichen und eleganten Fahrzeuges ein. Mit Freuden ging Heinrich auf den Vorschlag ein und trat arglos in den Kahn mit dem Erzbischof, Herzog Otto und Graf Egbert.

* Man vergleiche besonders die fundatio monast. Bruwil. in den monum. Germ. hist. XIII. S. auch Luther's Uebers. des Hesekiel. 26, 5.

Die Knechte ergriffen die Ruder und stießen hastig vom Ufer. Heinrich erschrak. In den Mienen des argen Priesters und der beiden Fürsten mochte er nichts Gutes lesen: in der Meinung, es sei auf sein Leben abgesehen, warf er sich, kurz entschlossen, über Bord in den Strom, um so das Ufer zu gewinnen. Mit großer Mühe gelang es Egbert, welcher nachgesprungen, ihn in den Kahn zurückzubringen.

„Sie beschwichtigten ihn (erzählt der hersfelder Mönch) mit Schmeichelreden, so gut sie konnten, und brachten ihn nach Köln.“

Ob der zum Tode erschrockene Knabe noch Hülfe gerufen, ob er zu den ungetreuen Männern gefleht, ihn zu seiner Mutter zurückzubringen; wie er, triefend und vielleicht vor Kälte zitternd, im Kahn und weiterhin zugebracht; ob denn Niemand einen Arm gerührt zu seiner Befreiung; mit welchen Empfindungen Agnes die Kunde vernommen von dem Raube ihres Kindes, von der Gefahr, in der „ihr Auserwählter, der Sohn ihres Leibes“ geschwebt — danach sieht man sich vergebens um in den dürftigen, trockenen Aufzeichnungen der Mönche.

Doch möchte ich nimmermehr glauben, daß die Verschworenen jene ganze Strecke von Kaiserswerd bis Köln, acht Meilen und gegen den Strom, zu Kahne gefahren sind. Sicher fuhren sie an das linke Ufer, wo eine Schaar kölnischer Vasallen ihrer warten mochte. Denn abgesehen von der Unmöglichkeit, eine so weite Strecke kräftig zu rudern, zumal bei dem Wasserstande des Mai, bildet der Strom dort Krümmungen, an denen sie leicht hätten aufgehalten werden können.

„Die übrige Menge folgte am Lande (fährt der Hersfelder Mönch in seiner Weise fort), und Viele schalten, daß der königlichen Majestät Gewalt geschehen, und daß sie ohnmächtig geworden.“

Was für Leute waren es, welche er die übrige Menge nennt?

Ich möchte vermuthen, daß zur nämlichen Zeit, da Anno's Knechte ihr Schifflein durch den Strom trieben, oder um Weniges später ein anderes Boot mit den Reichsinsignien von der Insel abfuhr; die allgemeine Verwirrung, welche in der Pfalz herrschte, konnte von andern Verschworenen leicht benutzt werden, um sich derselben zu

bemächtigen. Und nun folgte der ganze Hofstaat den Insignien, wie ein Bienenschwarm dem Weisel. *

Die Kaiserin muß sich ganz verlassen gesehen haben. Was würde geschehen sein, wenn die edle Frau, auf deren Haupt noch das Andenken des todten Kaisers hehre Glorie strahlte, — wenn sie es vermocht hätte, an der Spitze einer stattlichen Schaar, mit den Reichsinsignien in Händen, vor den Thoren von Köln zu erscheinen, um ihr geraubtes Kind zurückzufordern, welches der große Heinrich auf seinem Sterbebette, vor dem Pabste und fast allen Reichsfürsten, ihr zur Erziehung übergeben hatte?

Es wird erzählt, sie hätte sich nicht herbeigelassen, für ihre Kränkungen Rechenschaft zu fordern; sondern der Gewalt der Verhältnisse weichend, sich auf jene Güter zurückgezogen, die ihr vom Kaiser überwiesen waren. ** Indessen sie scheint später mit den Fürsten in aller Form unterhandelt zu haben. Sie gedachte, der Welt zu entsagen; doch blieb sie in Deutschland und kam auch wohl zuweilen an den Hof bis 1065, da Heinrich mit dem Ritterschwert umgürtet ward. Letzterer soll sie auch bewogen haben, Anno zu verzeihen. Im Jahre 1065 aber machte sie sich auf; verließ dieß Deutschland, wo sie, die Französin, 22 Jahre zugebracht; nahm den heil. Schleier, durchwanderte die heiligen Stätten Italiens und blieb dann zu Rom. *** Damit schien es, als wäre vom König und vom Reich ein guter Engel gewichen.

* Berthold sagt ausdrücklich, daß die Reichsinsignien mit geraubt wurden, und dieß ist höchst wahrscheinlich.

** — in propria, sagt Lambert. Solche Güter hatte sie z. B. im Lande Hadeln. Ad. Brem. III, 44. Agnes war sehr reich. Berthold spricht von ihren „sehr bedeutenden Erbgütern" (amplissima patrimonia), die wohl in Frankreich lagen. Auch ein Abt Johannes, der ein Gebetbuch für sie zusammenstellte, spricht von ihrem Reichthum. „Adel, Reichthum und Jugend luden Dich ein, wieder zu heirathen."

*** Waitz nimmt an, 1069 sei sie nach Italien gegangen (mit Effehard), Bethmann 1067 (zu Siegebert). Indessen aus Damiani's Schrift de fluxa mundi gloria, womit er Agnes nach ihrer Ankunft in Rom beschenkte, geht hervor, daß sie 1065 schon in Rom war. „Daß ungefähr vor 2 Jahren (spricht er) der Mond sich blutroth färbte, bedeutete wohl nichts Anderes, als daß durch Kadalus' Frevelthat die heil. Kirche mit Blut befleckt werden sollte." — Kadalus' letzter Kriegszug gegen Rom fällt in das Jahr 1063. Im Kloster S. Benignus zu Fruttuaria (Diözese Turin) scheint sie nicht lange gewesen zu sein. Daß sie 1065 nach Rom gegangen, bestätigt Lambert, wenn er 1072 sagt, über sechs Jahre hätte sie in Italien zugebracht.

Der Plan der Bösen war gelungen.

„In welcher Absicht (sagt Abt Ekkehard von Aurach) Erzbischof Anno dieß gethan, oder warum Gott es zugelassen, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Aber wir wissen sicher, daß daraus viel Unheil entstanden und später immer größer geworden ist. Denn damals fingen die Zustände an, die noch heute dauern: Bürgerkrieg im Reiche, Verwirrung in der Kirche, Zerstörung der Klöster, Verachtung des Klerus, Ausrottung aller Gerechtigkeit und Frömmigkeit.“

Die ungeheure, welthistorische Bedeutung der That von Kaiserswerd trat zuerst an's Licht in Italien.

XX.

Pabst Viktor hatte sich im Sommer 1057, begleitet vom Subdiakonus Hildebrand und andern Kardinälen, nach Toskana ins Gebirge begeben. Da starb er ziemlich plötzlich am 28. Juli. Den Römern (erzählt man) war er theuer wegen seiner Freigebigkeit. Sicher ist es, daß bei seinem Tode noch Schmucksachen von ihm zu Rom versetzt waren im Werth von 180 Mark. Geistliche aus Eichstädt wollten die Leiche nach Deutschland schaffen, aber als sie vor Ravenna vorbeikamen, fielen Einwohner der Stadt heraus, entrissen ihnen den Leichnam und setzten ihn bei in der Basilika der Jungfrau vor Ravenna, „die nach dem Muster des Pantheon in Rom gebaut war.“

Herzog Gottfrieds Bruder, der neu gewählte Abt Friedrich von Monte Casino, war kurz vorher im Juni der Weihe wegen zu Viktor gereist.

Er nahm seinen Heimweg über Rom und blieb dort eine Weile, um Zierrath für das Kloster zu kaufen. Schon war er im Begriff abzureisen (31. Juli), als Bischof Bonifazius von Albano in Eile angerittten kam und den Tod des Pabstes meldete. Bestürzt blieb er nun in seiner Herberge. Den ganzen Tag und noch die Nacht dazu gingen Römer, Laien und Geistliche bei ihm aus und ein; denn er stand in sehr großem Ansehen in der Stadt. Man berieth sich hin und her, was zu thun, wer zu wählen sei. Darüber dämmerte der Morgen des 1. August. Friedrich schlug 5 Männer vor als der päbstlichen Tiara würdig: den Kardinal Humbert, den

Bischof von Velletri, den von Perugia, den von Tuskulum und den Subdiakonus Hildebrand. Aber die Anwesenden fanden Keinen dieser fünf geeignet, — nein, er selbst, Friedrich, solle Pabst sein. „Gottes Wille geschehe!“ war seine Antwort. Einige riethen nun, man möchte auf Hildebrand warten, der noch in Toskana verweilte; allein die Uebrigen verwarfen jeden Aufschub. Am 2. August in der Frühe holte man ihn aus seiner Herberge, führte ihn in die Kirche St. Petri in vinculis auf dem Esquilin; die Wahl ging vor sich; da es gerade der Tag des heil. Pabstes Stephan war, nannte man ihn Stephan X.* und führte ihn in den Lateran. Am folgenden Tage führten Kardinäle, Klerus und Volk den neugewählten Pabst in Prozession vom Lateran durch die ganze Stadt, über das Marsfeld und durch die Engelsburg nach der Basilika St. Peters in der Leostadt, wo die Weihe vollzogen ward.

Kaum acht Monate regierte er. „Schon um Weihnachten sah er, daß er bald sterben würde; denn das „römische Fieber“ hatte ihn ergriffen, und

> Nichts auf Erden beweist sich so treu, wie das römische Fieber;
> Hast du es erst, so wird es dich kaum je wieder verlassen. **

Der Schatz aus Griechenland, jene Geschenke des Kaisers Konstantin Monomachus, befand sich in Monte Casino. Denn Stephan hatte im Frühjahr 1057 vor Pabst Viktor Klage geführt über Graf Trasmund, der ihm den Schatz vor mehr als zwei Jahren geraubt, und Trasmund, in Furcht vor dem päbstlichen Bannfluch, hatte denselben fast vollständig nach Rom gebracht. Um Weihnachten 1057 befahl Stephan dem Probst Johannes zu Monte Casino, alles Gold und Silber des Klosters in der Stille nach Rom zu schaffen; er würde bald weit bedeutendere Schätze dafür zurückschicken.

Man erzählte — und das ist nicht unwahrscheinlich — er hätte jenes Geld seinem Bruder Gottfried dem Bärtigen überbringen und

* „ejus vocationem de consuetudine facientes.“ Chron. Monte Cas. II, 95. Die Kardinäle scheinen damals den Päbsten ihre Namen gegeben zu haben. Vgl. ib. III, 66. Auch Bonizo sagt von Viktor II.: „Die Kardinäle, wie es Sitte ist, setzten ihn auf den Thron und nannten ihn Viktor.“ Bei Urbans II. Wahl spricht der Bischof von Albano, Urbanum illum placere vocari. Chron. M. Cas. IV, 3.

** Peter Damiani.

mit dessen Hülfe die Normannen, die er bitter haßte, aus Italien vertreiben wollen. Auch erzählte man — und dieß ist ganz unwahrscheinlich — seine Absicht wäre gewesen, Gottfried zum Kaiser von Italien zu krönen. Beiden Plänen würde sich Hildebrand, wäre er in Italien gewesen, wohl widersetzt haben. Was würde aus der „Freiheit der Kirche" geworden sein, wenn ein mächtiger Fürst von Mantua bis nach Salerno gebot? Die Normannen im Süden und Gottfried im Norden — solch eine Lage war den Päbsten nicht gefährlich: man konnte sich des Einen gegen die Andern bedienen, und umgekehrt. Aber Gottfried Alleinherrscher auf der Halbinsel — dann war es um die Unabhängigkeit der Päbste geschehen.

Die Mönche wagten nicht, zu widersprechen, und brachten den Schatz. Da aber Stephan ihre große Betrübniß wahrnahm, brach auch er in Thränen aus, nahm von Allem, was er aus Konstantinopel mitgebracht, nur ein Bild und befahl, alles Uebrige nach Monte Casino zurückzuschaffen. *

Er begab sich nach Toskana und starb zu Florenz am 29. März 1058.

XXI.

Seit Leo eiferten die Päbste gegen Simonie und Priesterehe; — freilich mit geringem Erfolg: das Cölibatgesetz wenigstens ward fast allenthalben ignorirt. Fast ausschließlich auf diese beiden Punkte war ihre Aufmerksamkeit gerichtet; nur hie und da war auch eine Stimme laut geworden, es sei Frevel, daß Laien Ring und Stab verliehen.

Jetzt nun — im Jahre 1058 — trat eine Periode ein, wo man sich in Rom um Simonie und Priesterehe — geschweige denn um Laieninvestitur — weniger kümmern konnte. Eine andere Angelegenheit trat in den Vordergrund; alle Kräfte wurden in Anspruch genommen durch einen Streit, der nun entbrannte über die Frage: wer den entscheidenden Einfluß haben sollte bei der Wahl der Päbste; und in diesem Kampfe stand überhaupt die ganze seit Leo angebahnte Reform der Kirche auf dem Spiel.

* Die sog. annales Romani beweisen sich hier als eine sehr trübe Quelle. Was sie über Stephan mittheilen, ist sämmtlich falsch.

Gleich bei der Wahl Stephans war das Recht der Kaiserin verletzt: die Römer hätten wenigstens, ehe die Weihe vollzogen ward, ihre Zustimmung einholen sollen. Stephan hat sicher wegen dieser Verhältnisse damals Hildebrand nach Deutschland geschickt; derselbe war Weihnachten 1057 am Hof zu Pöhlde am Harz. * Denn obwohl dieser Pabst auf einer seiner Synoden gebot, Niemand solle der römischen Kirche das Recht der freien Wahl bestreiten, so bestimmte er doch ebenfalls in öffentlicher Synode, unter Beistimmung Hildebrands und aller Anwesenden, Heinrich IV., so lange er regierte, sollte stets nach der Wahl eines Pabstes befragt werden, ob er sie billigte. **

Ehe er Rom verließ, versammelte er noch einmal Cardinäle und Volk und befahl unter Androhung des Bannes: wenn er sterben sollte, bevor noch der Subdiakonus Hildebrand — „unser geliebter Sohn" — der nach gemeinschaftlichem Beschluß an die Kaiserin geschickt war, wieder eingetroffen, so sollte Niemand einen Pabst wählen, sondern bis zu seiner Rückkunft der apostolische Stuhl unbesetzt bleiben.

Man sieht, in welchem Ansehen Hildebrand stand. Er kehrte zurück und fand, daß die Römer Stephans Befehl mißachtet. Jetzt begann seine folgenschwere Thätigkeit.

Es ist Hildebrand ergangen, wie so vielen Männern von ungewöhnlicher Begabung: sie büßen den Vorzug, der sie auszeichnet, nur zu oft damit, daß die übrige Welt sich in ihr Bewußtsein, ihre Denk- und Empfindungsweise nicht zu versetzen vermag und darum ungerecht über sie urtheilt — und doch ist, wie Hildebrand selbst sagt, „der gute Name die Krone aller Erdengüter." Denn in auserwählten Menschen wirkt die inwendige Kraft auf vielerlei, oft dissonirende Weise, und nicht Jedermann vermag in die verborgene geistige Werkstätte zu schauen, die so viele anscheinende Widersprüche wunderbar zu Tage fördert. Zumal aber bei dem Urtheile über Persönlichkeiten, die, wie Hildebrand, den Strom der Weltgeschichte gleichsam in ein

* Aus der Urkunde in den monum. Germ. zu Gundaccars lib. pontif. geht hervor, daß der Hof zu Pöhlde war, nicht in Merseburg, wie Lambert will.

** Epistola Bernhardi (Hildesheimensis) ad Adalbertum et Bernaldum. Gretser. opp. VI.

neues Bett geleitet, wird Vorsicht gut thun. Denn dieser Planet ist einmal so unvollkommen, daß große Neuerungen auf ihm stets nur unter furchtbaren Gräuelscenen vor sich gehen. „So lange Völker auf Erden gewesen sind, hat man nicht so schwere Zeiten gesehen!" sprach man auch zu Hildebrands Zeit; — und die Tausende, welche dabei zertreten wurden, schleuderten sehr natürlich ihren Fluch auf das Haupt dessen, der zunächst ihres Verderbens Urheber schien.

Man hört den „furchtbaren Pabst" die Rebellen zum Morden anfeuern: „Laßt nicht nach in dieser Kriegswuth! Seid getrost: wir nehmen Alles auf uns!" Man hört ihn versichern: „Es soll der Fluch nicht auf unser Haupt kommen, der da sagt: Verflucht, wer sein Schwert vom Blute fern hält!" * Und das Band des Eides, den die deutschen Fürsten ihrem Könige geschworen, zerreißt er, als wäre es Spinngewebe. Ja, er erläßt Dekrete, von denen der Prophet sagt: nach diesem Briefe werden alle Diebe fromm gesprochen, und alle Meineidigen werden nach diesem Briefe fromm gesprochen.

Und dann traut man den Ohren kaum, wenn man ihn sagen hört: „Oft habe ich zu Christus gefleht, daß er mich von hinnen nehme oder der Kirche durch mich einigen Nutzen schaffe. — Ich warte auf ihn, der mich wider Willen nach Rom zurückgeführt und mit tausend Sorgen umgürtet hat. Ich sage ihm oft: Eile, säume nicht und befreie mich aus Liebe zur heiligen Maria und zu St. Petrus!" —

„Der Verderber Hildebrand hat der ganzen Welt den Becher des Zornes Gottes zugetrunken," spricht ein frommer Mönch. „Herr, unser Gott (läßt sich ein Priester vernehmen), es haben sich Herren über uns gesetzt ohne dich!" Ja, man traut ihm zu — doch es ist eine Lüge — damals, als Heinrich zu Kanossa Buße that, hätte er den deutschen Rebellen das satanische Wort sagen lassen: „Gedulbet euch! ich werde ihn noch sündhafter machen, als er schon ist."

Und wiederum, wenn Bischof Anselm von Lucca sieht, wie

* Seine Getreuen mochten ihn aufmerksam machen, daß dieß Wort ihm schädlich sein könnte. Er erklärte daher: „wer sein Schwert vom Blute fern hält" solle soviel heißen, als: „wer das Wort der Ermahnung vom Tadel fleischlich gesinnter Menschen fern hält." Reg. II., 5 und 66.

Hildebrands Feinde in Rom einziehen, ein anderer Pabst im Lateran residirt, und Jener gleichsam in das Exil wandert, so muß er an Christi Leiden denken. „Es ist, als kämen die Hohenpriester von Neuem zu Pilatus, um Christi Tod zu fordern, wenn Heinrich so viele falsche Zeugen aufstellt gegen den Pabst, und Alle rufen: er ist des Todes schuldig!" —

Ja, Hildebrand meinte es mit der Menschheit ehrlich. Wenn er es als sein Recht in Anspruch nahm, Kaiser- und Königsthrone so gut, wie die kleinste Grafschaft nach seiner Willkür zu besetzen; wenn er den Plan hatte, alle Fürsten der Christenheit, vom deutschen Kaiser bis zu den unbedeutendsten Machthabern in Sardinien oder Dalmatien sollten seine Vasallen und ihm unterthan werden: so trieb ihn doch nicht Herrschsucht, sondern heiliges Verlangen, die Christenheit zu bessern. Er suchte nicht nach schwacher Menschen Weise sich selbst zu täuschen, wenn er zu Salerno sterbend sprach: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt; darum sterbe ich im Elend."

Man wird Hildebrand nur schlecht würdigen, wenn man nicht die ganze Weltanschauung des Mittelalters vor Augen hat. Unser Planet war das Centrum der Welt; die Menschheit auf diesem Planeten war der kostbarste Theil des Universums, um den sich die ganze Weltregierung drehte, — und die Auserwählten unter der Menschheit, die Christen, hatten ihr Haupt zu Rom in dem heiligen Manne, dem Vikar des Apostel Petrus. Jede Christenseele zitterte bei der furchtbaren Frage: ob sie nach der kurzen irdischen Wallfahrt im Paradiese bei den Seligen wohnen, oder ob sie verstoßen sein würde zu den ewigen Qualen. Und er, der Pabst zu Rom, hatte als Erbe vom heiligen Petrus die Macht empfangen, daß sich auf seinen Wink die Thür zum Paradiese öffnete und schloß.

Hildebrand wußte also, daß er als Pabst an Christi und der Apostel Statt die Völker zu seinem Erbe und die Gränzen der Erde zu seiner Habe empfangen; er wußte, daß er Vermittler war zwischen Gott und der Welt, und daß er einst Rechenschaft abzulegen hatte für alle Christen.

Er war erfüllt von dieser Idee, obwohl es zuweilen scheinen

möchte, als hätte er in den Stürmen, die er erregte, diesen seinen Leitstern aus den Augen verloren und irdischen Leidenschaften Raum gegeben. Er war eben nur ein Mensch.

Man kann sich des Zweifels nicht erwehren, ob wohl viele Päbste, wenn sie sich da betrachteten im Lateran oder Vatikan, mit allen Gebrechen menschlicher Natur behaftet, gleich andern Sterblichen, und zum Theil ungeheure Frevler — ob ein Innocenz IV., ein Pius II., ein Alexander VI., ein Julius II. wirklich selbst daran geglaubt haben, sie regierten die Welt an Christi oder Gottes Statt. Selbst in Urban II. war diese Idee nicht lebendig, aber sie war es in Hildebrand. —

Die Zeiten sind anders geworden. Die Weltanschauung des Mittelalters ist durch die Naturwissenschaften zum Theil gestürzt. Paul III. ahnte nicht, was er that, da er Kopernikus' Dedikation annahm! Zugleich haben Luther und Calvin der weltlichen Obrigkeit eine andere Stelle angewiesen, als Hildebrand ihr zugestand.

Denn nach Hildebrand ist nur die Macht der Priester zum Heil der Seelen von Gott gestiftet; die Macht der weltlichen Fürsten stammt vom Teufel. Alle Menschen, spricht er, sind gleich; und wenn die weltlichen Fürsten sich in blinder Begier und unerträglichem Hochmuth zu Beherrschern ihrer Brüder aufgeworfen, so haben sie das auf Antrieb des Teufels gethan und durch Frevel aller Art durchgesetzt. Nur solche Fürsten sind zum Herrschen berechtigt, welche die Kirche aus freiem Antrieb einsetzt, damit sie in Demuth und aus Liebe zu Gott das Volk regieren.

Er haßte die weltliche Macht nicht als solche. Ich habe erwähnt, mit welcher Achtung er von dem großen Kaiser Heinrich III. spricht; man kann überzeugt sein, daß er Heinrich, hätte er länger gelebt, in seinem trefflichen Regiment kräftig und aufrichtig unterstützt haben würde. So überhäuft er Abt Hugo von Clügny mit den bittersten Vorwürfen, als derselbe einen guten Fürsten in sein Kloster aufgenommen hatte. „Giebt es denn nicht genug Mönche, Priester, Ritter und auch Arme? Einen guten Fürsten hingegen findet man kaum irgendwo. Tausende von Christen entbehren nun ihres Schützers. Wenn unsere Ermahnung nichts nützte, rührten

dich nicht Thränen und Wehklagen der Armen, Wittwen und Waisen, nicht die Verwüstung der Kirchen?" *

Aber er kannte die Schlechtigkeit der meisten Fürsten seiner Zeit; das Elend des Volkes ging ihm zu Herzen; er wollte zunächst die Kirche „frei, keusch und rechtgläubig" machen, dann die weltlichen Fürsten der Kirche unterwerfen und so ein neues Zeitalter der Gerechtigkeit herbeiführen.

Vielleicht hat er auch, so sehr er Priester war, nie seinen Ursprung aus den ärmsten Klassen des Volkes vergessen können. Sein Vater soll ein Zimmermann gewesen sein. Daß er ein Plebejer, darüber gerade drückt ihm ein Bewunderer seine herzliche Freude aus: „Gottes Weisheit konnte nie besser für die Menschen sorgen, als dadurch, daß sie einen Mann aus der Plebs zum Haupte ihres Volkes setzte; an dessen Sitten kann nun das niedere Volk sehen, wohin es zu streben hat." ** Gerade das ward ihm und seiner Partei zum schwersten Verbrechen gemacht, daß er sich auf „die Wuth des Pöbels" stützte. Denn in der Lombardei stritten die unteren Schichten des Volkes für den Pabst; in Deutschland jagte der Pöbel die verheiratheten Pfarrer aus den Kirchen; *** und selbst in England (unter Urban II.) fand Erzbischof Anselm von Kanterbury, da er dem Pabst mehr gehorchte, als seinem normannischen König Rufus, Trost in dem Beifall des versammelten (sächsischen) Volkes und „baute darauf (sagt Eadmer), daß nach der Schrift des Volkes Stimme Gottes Stimme war."

Hildebrand war klein, sehr häßlich; sein Teint zeigte die dunkle Farbe des Südens; aber er bewies überall eine Ueberlegenheit des Geistes, vor der Jedermann sich beugte, der ihm nahe kam.

Die allgemeinen Weltverhältnisse übersah er, namentlich als Pabst, besser, als irgend einer seiner Zeitgenossen; und wo hätte er diesen Ueberblick gewinnen sollen, wenn nicht in Rom, wo sich fast täglich Pilger und Gesandtschaften aus allen Ländern der Christenheit drängten?

* Brief vom 2. Januar 1079.

** Brief des Abtes Wilhelm, Mabill. anal. S. 455. Dieß Zeugniß wird hinreichen, den Irrthum derer zu widerlegen, die Hildebrand dadurch noch zu verherrlichen suchen, daß sie ihn aus einem Grafengeschlecht abstammen lassen.

*** S. u. A. Annales Augustani. 1076.

In Deutschland hatte er sich eine Zeit lang aufgehalten; wiederholt hatte er mit Heinrich III. verhandelt, der ihn vor allen Italienern auszeichnete; noch neuerdings (1057) hatte er das Treiben am Hof der Kaiserin beobachtet. In Frankreich hatte er als Legat Leos und Viktors Synoden gehalten und Bischöfe abgesetzt. Gern erzählte er, wie er dort einen simonistischen Bischof, der hartnäckig läugnete, überführt hätte. Er forderte den Bischof auf, zum Beweis seiner Unschuld nur die Worte auszusprechen: „Gelobt sei der Vater, der Sohn und der heilige Geist.“ Und jener fing an: „Gelobt sei der Vater, der Sohn,“ — und bei dem heiligen Geist versagte ihm die Sprache. „Natürlich, ruft Damiani aus; wider den hatte er ja gesündigt.“ — *

In Rom hatte Hildebrand lange zugebracht, ehe Heinrich III. die Synode zu Sutri hielt, ** und seine Bekanntschaft mit den Zuständen Roms und Italiens wird ihn namentlich den deutschen Päbsten: Leo, Viktor und Stephan unentbehrlich gemacht haben.

Leo vollendete seine Ausbildung *** und ernannte ihn (einer Nachricht zufolge) zum Haushofmeister der römischen Kirche, und es ist wohl zu glauben, daß er sich damals und später viel an den Tischen der Geldwechsler sehen ließ. Auch war er (schon unter Stephan) Abt vom Paulskloster und wandte wohl dessen Einkünfte zum Theil dem apostolischen Stuhle zu. Ferner soll er Kustos des Altares zu St. Peter gewesen sein, auf dem die Pilger ihre Gaben niederlegten. † Er kannte den Werth des Geldes recht wohl und wußte, daß er besonders in Rom ohne dasselbe nichts ausrichten konnte. Das Volk mußte ab und zu durch Geldspenden aufgemun-

* Dieser Scene wohnte Abt Hugo von Clügny bei. Jener Bischof ward Mönch in Clügny und mußte Spott genug über sein Unglück ertragen. Wilh. Malmsb. III. 265.

** „St. Peter hat mich von Kindheit auf in seinem Hause liebreich genährt.“ Brief an Wilhelm den Eroberer vom 24. April 1080.

*** So Desid. dial. Doch bewies Hildebrand auch Leo gegenüber eine gewisse Selbständigkeit. „Leo war böse (schreibt er an Anno), daß ich eurer Kirche beistand gegen die von Trier.“

† Bonizo sagt, unter Leo sei er oeconomus S. R. E. geworden; das Dekret von Brixen behauptet, unter Nicolaus II. Letzteres möchte wahrscheinlicher sein. Daß er Abt von St. Paul war, sagt das Dekret von Brixen und Lambert 1058. Daß er Kustos des Altars der Peterskirche war, berichtet Benno, und in dieser Angabe liegt nichts Unwahrscheinliches.

tert und gefesselt oder auch geradezu bestochen werden; als Archidiakonus errichtete er eine Miliz in Rom, die sicher guten Sold erhielt; und auch anderwärts waren die Anhänger mit Gelde zu versehen.

Darum hatte er meist einen sehr reich gefüllten Schatz, wie weiland Gregor VI., und ich möchte freilich nicht behaupten, daß er denselben — namentlich als Archidiakonus — immer durch lautere Mittel gewonnen hätte. * Jedenfalls, wenn er sich, ehe er Pabst ward, durch Geschenke bisweilen zur Nachsicht bewegen ließ, geschah dieß in solcher Weise, daß er von den Gebern nicht abhängig ward. Daß er aber als Pabst je eigentlich bestochen worden wäre, könnte man nicht sagen.

Bei der Wahl seiner Mittel war er überhaupt nicht skrupulös. Sicher billigte er es, daß Gregor VI. einst die päbstliche Würde gekauft hatte, um sie zu retten. Und wenn er die Priester durch die Hand der Laien zur Annahme seiner Dekrete und namentlich zur Trennung von ihren Frauen zwang, so sprach er: „Es scheint uns besser, daß wir einen bisher ungewohnten Weg einschlagen, als daß die Seelen der Menschen verloren gehen.“ Auch ist wohl glaublich, daß er, um der Römer Herr zu sein, mit übel berüchtigten Leuten in Unterhandlung treten mußte, wenn sie in irgend einem Stadttheile etwa die Rolle spielten, wie in späteren Zeiten der Capo Lazzaro in Neapel. Es wird ein getaufter Jude, Leo, genannt, mit dem er Geldgeschäfte machte, der „Giftmischer Gerardo der Langarm“ und der „Lausejohann“ aus Transtibere. **

Widerstreitende Elemente bildeten sein Wesen: Härte und Weichheit; unbeugsame Entschlossenheit und banges Zagen; kalte, abwartende Besonnenheit und kühne Verachtung der Gefahr. Um seine Macht zu gründen, benutzt er die überaus große Gunst der

* Wenrich von Trier: „Es steht fest, und noch sind Viele am Leben, die es durch unwiderlegliches Zeugniß beweisen, daß Jener auf viele Weise, besonders dadurch, daß er bei kirchlichen Prozessen seine Hülfe verkaufte, eine ungeheure Menge Geldes erwarb.“ Damit vgl. Damiani's Verse an Pabst Alexander II., worin er ihn ermahnt, sich nicht durch volle Geldsäcke vom Pfade des Rechts abbringen zu lassen, und Lambert 1070. Auch von Erzbischof Siegfried von Mainz wird Hildebrand (als Archidiakonus) sehr deutlich Geld angeboten. „Euer Sinn steht nicht nach Irdischem; aber da ein heiterer Geber Geld braucht, so sagt nur, was euch ansteht: ihr sollt es haben.“

** Johannes Tiniosus (Tineosus) in den annales Romani.

Verhältnisse mit allem Scharfsinn eines Italieners. Erst dann offenbart er seine Absichten, wenn er sieht, daß sie wohl durchzuführen sind. Seine Grundsätze, die sich natürlich erst nach und nach entwickelt, erklären, wie die Bischöfe zu Worms 1076 ganz richtig aussprachen, allem Bestehenden den Krieg, — aber er würde nie so thöricht gewesen sein, wie etwa später Bonifazius VIII., mit denselben zur Unzeit an's Licht zu treten.

In rührenden Klagen spricht er seinen Schmerz aus über die Verderbniß der Zeit; er bangt und bebt zurück vor der gewaltigen Aufgabe, sie zu bessern. Aber einmal im Kampfe begriffen, beweist er eine ritterliche Festigkeit: „Wir wollen lieber das Leben lassen (ruft er aus), als von der Gerechtigkeit weichen." So ist er auch außer sich, wenn die Mönche in Monte Casino sich von den Normannen Geld rauben lassen, ohne den Versuch einer Gegenwehr zu machen. Sie hätten lieber (so verlangte er) alle ihre Güter verwüsten und verbrennen lassen sollen, als dulden, daß dem berühmten Kloster eine solche Schmach geschähe.

Keineswegs besaß sein Gemüth die Milde und Sanftmuth eines Leo: er erklärte es wohl für ein wackeres und würdiges Verfahren, wenn Aufrührern die Augen ausgestochen und die Zungen ausgeschnitten wurden. Allein man darf nicht erwarten, daß er völlig über seiner Zeit hätte stehen sollen, in der diese Strafen gewöhnlich waren. Selbst der gute Kardinal Damiani, der sonst bekümmert sein greises Haupt schüttelt, wenn er den Archidiakonus an der Spitze einer Kriegsschaar dahinziehen sieht, — selbst er preist Kaiser Otto III. und führt es als nachahmungswürdiges Beispiel an, daß derselbe einst „unter vielen andern großen und herrlichen Thaten" drei Reichsgrafen blenden ließ. „Da erschraken alle Uebrigen so, daß überall Friede wurde, und das Volk sprach: durch sechs ausgestochene Augen ist das ganze Reich beruhigt worden."

Doch erscheint er als Pabst milder, denn vorher. Ein Zeitgenosse sagt mit Recht: „Er ist sehr mitleidig und voll Güte." * Zugleich liegt etwas Liberales in Hildebrands Wesen. Großen Lärm machte damals die Ketzerei des Scholastikus Berengar von

* Berthold 1077. Est non minimae compassionis et benignitatis.

Tours, eines der ersten Gelehrten der Zeit, der in der Abendmahls-lehre nicht recht an die vollständige Verwandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut glauben wollte. Wenn nun Abt Lanfranc zu Bec in der Normandie das ganze Abendland gegen ihn in Bewegung setzte und verschiedentlich „vollständig bewies, daß Brot und Wein nach der Konsekration wahrhaftiger Leib und Blut Christi sei," so gereicht es Hildebrand zur Ehre, daß er sich des vielgeplagten Berengar annahm und ihm endlich Ruhe verschaffte.

Auch weiß er nichts von einer alleinseligmachenden Kirche. Denn wenn er gleich einmal ausspricht, es nütze den Juden und Sarazenen nichts zur Seligkeit, wenn sie ihr Gesetz hielten, so schreibt er auf der andern Seite an einen sarazenischen König: „Der allmächtige Gott, der alle Menschen selig machen will, billigt in uns nichts mehr, als daß wir Menschen einander lieben. Wir müssen diese Liebe um so mehr gegen einander hegen, da wir ja einen Gott glauben und bekennen, wenn auch auf verschiedene Weise, und täglich zu ihm, dem Schöpfer und Regierer der Welt, beten." Und wenn er ihm dann wünscht, „daß Gott ihn nach der irdischen Wallfahrt in den Schooß des heiligen Patriarchen Abraham aufnehmen möge," — so ist dieser Ausdruck zwar dem Glauben des Sarazenen angepaßt, aber er findet sich ebenso in einem Briefe an Abt Hugo von Clügny.

XXII.

Hätte doch der gute Damiani statt seiner Wundergeschichten, statt so mancher unnöthigen Abhandlung vom Lobe der Geißel, von den Eigenschaften dieser oder jener Thiergattung uns mehr berichtet von dem, was er damals sah im Lateran, im Gewirr der Straßen Roms, am „weltschuttführenden Strom" und in der Umgegend! Dennoch sind seine spärlichen Andeutungen das Werthvollste, was uns über Hildebrands Persönlichkeit und jenen Kreis von Kardinälen erhalten ist, den Pabst Leo gebildet hatte.

Als Knabe hatte Damiani in den Sümpfen um Ravenna die Schweine eines seiner Brüder gehütet. Ein anderer Bruder hatte ihm dann Mittel verschafft, daß er die Schulen in Ravenna, Faenza und Parma besuchen, Priester werden und in manchen Zweigen des Wissens ausgedehnte Kenntnisse erwerben konnte. Später ward er

Eremit im Gebirge, nicht weit vom Passe Furlo; und der Ruf, welchen er sich durch seine Kasteiungen, seine Mahnschreiben an die Päbste und seine Pamphlete gegen Simonie und Priesterehe erwarb, war sehr bedeutend. Schon Heinrich III. hatte ihn beauftragt, Pabst Clemens mit seinem Rath zur Seite zu stehen. Als ihn nun Pabst Stephan aus seiner Einsamkeit nach Rom berief und zum Kardinal und Bischof von Ostia ernannte, mochten die übrigen Kardinäle mit ehrfurchtsvoller Spannung der Ankunft des heiligen Mannes entgegensehen. Sie mochten an den Prediger in der Wüste denken, der ein Kleid von Kameelshaaren trug, einen ledernen Gürtel um seine Lenden führte, und dessen Speise Heuschrecken und wilder Honig waren.

Da war unter Andern Kardinal Humbert, ein hastiger, ja fanatischer Mann, „dessen Worte gleichwohl wie auf apostolische Wahrheit gegründet schienen"; es war da Kardinal Stephan, ein ehrwürdiger und ausgezeichneter Priester; Bonifazius von Albano, der ebenfalls zu den „Augen des Pabstes" gehörte; der schlimme Elsässer Hugo Blankus aus Remiremont mit seinen schielenden Augen, und vor Allen Hildebrand selbst. Damiani bemerkte sogleich, welchen Einfluß der kleine Subdiakonus übte, und die Ehrfurcht, womit derselbe ihm begegnete, schmeichelte ihm nicht wenig:

„Klein ist die Tigerkatze, und doch, wie ein Pfeil, so behende.
„Eisen, gering an Werth, ist das mächtigste unter den Erzen,
„Aber es muß dem zwingenden Bann des Magnetes gehorchen" —

nämlich er selbst, Damiani, ist dieser Magnet. „Hildebrand (spricht er), der Alles bändigt, vor dem Viele zittern, — mir allein ist er wider Willen unterthan."

Doch dieß Verhältniß sollte sich bald ändern. Zwar seine Kenntnisse, sein tadelloses Leben, seine Unerschrockenheit, seinen Eifer für die Reform der Kirche würdigte Hildebrand vollkommen. Er gab ihm nicht bloß Aufträge, wie etwa den, in einem kleinen Büchlein alle Rechte zusammen zu stellen, welche die Päbste je in Anspruch genommen, sondern Damiani ward auch auserkoren, etwa in Mailand (nicht ohne persönliche Gefahr) als Legat zu fungiren, und wenn ihn Pabst Alexander II. 1063 nach Frankreich schickt, so empfiehlt er ihn den Bischöfen dort als den Mann, „der nach uns in

der römischen Kirche das größte Ansehen hat, der unser Auge und der unerschütterliche Grundstein des apostolischen Stuhles ist."

Allein mit jenen besseren Eigenschaften waren so viele Schwächen gemischt, daß gar bald die Kardinäle und selbst die Päbste ihren Spaß mit ihm trieben.

Damiani war sehr eitel und empfindlich, indessen sein Wesen war so, daß bei näherem Umgange wenigstens die Ehrfurcht vor ihm sich bedeutend verminderte. Kam er mit den andern Kardinälen zusammen, so regnete es Witze und Komplimente und Liebkosungen, und endlose Reihen von Fragen wurden gethan — worüber er hinterdrein komische Gewissensbisse empfand. Ferner hörte und erzählte er nichts lieber, als Geschichten von Wundererscheinungen (etwa, wie der verstorbene Pabst Benedikt IX. einem Ritter begegnet wäre bei einer Mühle, in einen Bären verwandelt, mit Eselsohren und Schwanz) oder von krassen Kasteiungen.

Einst an einem Freitage kam Kardinal Stephan in die Kirche von Monte Casino und war sehr überrascht, wie er die Fratres da alle mit entblößtem Rücken erblickte. Damiani hatte sie überredet, sich zur Mehrung ihrer Tugenden jeden Freitag geißeln zu lassen. Stephan lachte herzlich, verbot aber jene frommen Uebungen als sehr unwürdig.

Mancherlei machte auch seine Indiskretion zu schaffen. Es schien in Rom angemessen, von dem lasterhaften Leben der Geistlichen zu schweigen, um den ganzen Stand nicht dem Gespött der Laien preiszugeben. Damiani dagegen hatte schon unter Leo sein „Buch von Gomorrha" geschrieben, worin die Laster der Geistlichen mit sehr unangenehmer Genauigkeit geschildert und förmlich in Rubriken gebracht waren. Dieß Buch nun, „welches er mit großer Mühe zu Stande gebracht und wie seinen eingebornen Sohn hielt," nahm ihm Pabst Alexander II. fort. Er gab vor, er wollte es von dem Abt von St. Salvator abschreiben lassen, überreichte es demselben vor Damianis Augen, ließ es aber dann bei Seite schaffen und schloß es in einen Schrank. „Nachher (sagt Damiani) lachte er mich aus und suchte mich durch Späße zu beruhigen."

Am wenigsten Umstände machte Hildebrand mit ihm, und er beklagt sich bitter darüber. Damianis ganzes Wesen; die Skrupel,

die er sich machte über Hildebrands Bestechungen und unkanonisches Dreinschlagen mit den Waffen in der Hand; der Vorwitz, womit er Hildebrands Pläne wohl durchkreuzte — alles dieses war dem Letzteren zuwider. Wenn Damiani über die Schwäche seiner Augen, seine Runzeln und greisen Haare klagte; wenn er krank war und bedauert und getröstet zu werden wünschte, so verlachte ihn Hildebrand. „Er hat Mitleid mit mir, wie ein Nero, hat mich mit Knitteln geliebkost, mit Adlerskrallen gestreichelt.“ Da Hildebrand in einem kritischen Momente Geld brauchte, versetzte er ohne Weiteres Damianis mit Gold und Edelsteinen verzierten Krummstab und seinen ganzen bischöflichen Ornat, nahm die Einkünfte zweier Bisthümer * und eines Klosters, die Jenem übertragen waren, in Beschlag, — und als Damiani, auf's Tiefste gekränkt, verlangte, man sollte ihm nur lieber alle seine Würden nehmen, so ward ihm mit einer Buße von hundert Jahren gedroht, wenn er seine Aemter niederlegte. „Verschärft nur die Buße noch, antwortete er, oder werft mich in's Gefängniß, wenn jene Strafe nicht ausreicht.“

Zuweilen ward er ganz entrüstet: Hildebrand spotte über ihn und spräche schlecht von ihm. „Ich bitte meinen heiligen Satan, nicht so wider mich zu wüthen. Sein hochwürdiger Hochmuth falle nicht so hart auf mich. Der dem großen Petrus einst Herodes' Kerker erschloß, befreie mich armen Petrus aus den Händen Hildebrands! — Wäre ich nur, seit ich der römischen Kirche angehöre, Gott und dem heil. Petrus so zu Willen gewesen, wie deinen Plänen und Unternehmungen, bei denen ich deinem Willen folgte, als wären es die heiligen Canones.“

XXIII.

Als Pabst Stephan starb (am 29. März 1058), befanden sich die Kardinäle Humbert und Bischof Petrus von Tuskulum bei ihm in Florenz; Damiani war in Rom geblieben.

Die Edelleute in und um Rom hielten den Zeitpunkt für günstig, ihren früheren Einfluß auf die Besetzung des päbstlichen Stuhles herzustellen. Der Kaiser war ja todt, eine Frau führte das Scepter

* Ostia und Gubbio nordöstlich vom trasimenischen See.

des Reiches, und weder die Normannen in Süditalien, noch auch Gottfried der Bärtige in Toskana schienen dabei interessirt, daß der deutsche König fürder in Rom allmächtig sei. Also schafften sie das nöthige Geld herbei und wählten — die Grafen Gregor von Tuskulum und Gerhard von Galeria * an der Spitze — den Kardinalbischof Johann von Velletri, einen schwachen, unselbständigen Mann, der aber doch nicht ganz so unwürdig gewesen sein muß, wie ihn Damiani schildert, da noch 1057 Stephan X. ihn zum Pabst vorgeschlagen hatte. „Der Gimpel" ward er von Hildebrands Partei genannt. In der Nacht vom 4. zum 5. April wogten bewaffnete Schaaren mit großem Tumult durch die Stadt. Der neue Pabst ward trotz alles Sträubens — er hatte ebenfalls geschworen, die Wahl solle kanonisch vor sich gehen, wenn Hildebrand zurück wäre — mit Gewalt aus seiner Wohnung bei St. Maria minor geholt; ein Archipresbyter aus Ostia — (wenn der doch nur eine Seite ordentlich lesen könnte! meint Damiani) — ward ergriffen, um ihn zu konsekriren, und das Geld, welches die Edelleute an allen Ecken, auf Straßen und Plätzen austheilten, wirkte doch mächtiger, als der Widerspruch und die Bannflüche Damianis und der andern Kardinäle, die froh sein mußten, daß sie in Verstecken und durch heimliche Flucht mit heiler Haut entrannen. Nur Hugo Blankus, scheint es, wußte nicht, ob er sich nicht auf die Seite Benedikts — so hieß der neue Pabst — schlagen sollte. **

Als Hildebrand nun bei seiner Rückkehr vernahm, der alte Unfug, den schon Gregor VI. bekämpft und Heinrich III. ausgerottet zu haben schien, herrsche von Neuem in Rom, verabredete er sich mit Gottfried und mit Wibert, einem trefflichen Geistlichen aus Parma, von edler Abkunft, welchen Agnes zum Kanzler der Lombardei ernannt hatte. Auch die „Besseren" in Rom wurden gewonnen. An den deutschen Hof ward Botschaft gesandt, und die Kaiserin gab ihre Zustimmung, daß Bischof Gerhard von Florenz Pabst würde. Hildebrand rief die Kardinäle nach Siena, und Gerhard ward gewählt.

* Galeria wenige Meilen nordwestlich von Rom.

** Bonizo sagt, damals wäre er zuerst von der röm. Kirche gewichen.

Doch das ganze Jahr ging darüber hin. Nach einer Synode zu Sutri, wo Benedikt in den Bann gethan ward, zogen Gottfried, Wibert und Hildebrand mit ihrem Pabst gegen Rom (im Januar 1059), unter einer Bedeckung von 500 Reitern, die eben hingereicht hätte, unterwegs einen Angriff abzuwehren.

Geld mußte auch hier das Beste thun, und Hildebrand hatte an die Römer, „welche zu seiner Verschwörung gehörten," so große Summen geschickt, daß Transtibere für Gerhard gewonnen wurde. „Die Römer (läßt ihn ein Zeitgenosse sprechen) kann ich bringen, wozu ich will, wenn ich nur Jedem einen Groschen gebe." Man zog durch Transtibere nach der Insel im Strome, dem Kapitol gegenüber. In den Kämpfen, die nun täglich vorfielen, unterlag endlich die Partei Benedikts, welcher aus der Stadt entwich. Da zog Hildebrand mit Gerhard nach dem Lateran, setzte ihn zum Pabst ein und nannte ihn Nikolaus II.

„Und sie gaben Geld. Viele vom Volke schwuren ihm Treue, und Pabst Nikolaus ging selbst durch die Straßen und zwang die Getreuen Benedikts, ihm zu schwören. Da leisteten Viele den Eid mit der linken Hand und sprachen: Weil wir mit der Rechten unserm Herrn, dem Pabst Benedikt, Treue geschworen, so geben wir dir die Linke." *

Gottfried und Wibert verließen Rom sogleich, und während sie nach Norden ihres Wegs dahin zogen, schlug Hildebrand ohne Säumen die Straße nach Süden ein zu den Normannen. Um dem Unfug der Edelleute ein Ende zu machen, brauchte er Geld und Waffen: beides sollten ihm die Normannen liefern. Es kostete ihm wenig Mühe, ihre beiden Häupter, Graf Richard von Aversa und Graf Robert von Apulien und Calabrien, den man seit einigen Jahren Guiskard nannte, dahin zu bringen, daß sie Vasallen des Pabstes wurden. Sie hatten schon Pabst Leo solche Anträge gemacht.

* So die Annales Romani. Diese Parthie ist sicher nach Hildebrands Tode geschrieben und enthält manches Unrichtige (z. B. daß Hildebrand zu Rom gewesen, als Pabst Stephan starb). Allein viele mitgetheilte Details haben viel Wahrscheinliches. — Daß Gottfried und Wibert mit in Rom waren, berichtet Bonizo. Vielleicht sind sie abgereist, noch ehe Benedikt Rom verließ.

XXIV.

Also kehrte er mit 300 Normannen nach Rom zurück, zog mit ihnen und dem „römischen Heere" gegen die Burgen der Grafen, brach sie von Tuskulum, Präneste und Mentano bis nach Sutri hin und plünderte und brannte rings umher. Nur Galeria, wo Benedikt sich beim Grafen Gerhard aufhielt, widerstand allen Angriffen. Die Normannen kehrten heim. —

Vor Allem schien es nun nöthig, um für immer die Wiederkehr jener Unruhen zu verhindern, das Recht der Wahl den Händen des feilen Gesindels in Rom zu entwinden.

Schon hatte Hildebrand die Kardinäle überzeugt, „sie wären der apostolische Stuhl und die römische Kirche," und so wurde denn an den Iden des April 1059 das Dekret erlassen, wonach sie, die Kardinäle, die erste Stimme bei der Pabstwahl erhielten. Eine sehr große Menge von Bischöfen hatte sich eingefunden. Es wird erzählt, Nikolaus wäre, da Benedikt die päbstlichen Insignien mit nach Galeria genommen, mit einem Goldreifen um das Haupt erschienen, auf dem eingegraben stand: „Die Königskrone von Gottes Hand. Die Kaiserkrone von Petri Hand."

Wenn der Bischof dieser allgemeinen römischen Kirche stirbt — hieß es in jenem Gesetz — so sollen zuvörderst die Kardinäle sorgsam mit einander verhandeln (unbeschadet der gebührenden Reverenz gegen unseren geliebten Sohn Heinrich, den jetzigen König, der mit Gottes Hülfe künftig Kaiser sein wird, wie wir ihm auf Vermittlung seines Gesandten, des Kanzlers der Lombardei, Wibert, schon zugestanden, und gegen seine Nachfolger, welche vom apostolischen Stuhle persönlich dieß Recht erlangt haben werden) und sollen zu einer neuen Wahl zusammentreten; also, daß die Geistlichen mit dem Könige Heinrich die ersten Schritte thun, die Uebrigen aber darnach folgen. Sie mögen den neuen Pabst aus der römischen Kirche wählen, falls sich ein Geeigneter findet, sonst aus einer andern.

Sollte die Bosheit schlechter und ungerechter Menschen so mächtig sein, daß eine lautere und makellose Wahl in der Stadt nicht vor sich gehen kann, so sollen die Kardinäle doch, wenn es auch wenige sind, das Recht haben, den Pabst zu wählen, wo sie es mit dem Könige für passender halten.

Wenn nach geschehener Wahl Kriegsstürme oder irgend welche Umtriebe hindern, daß der Erwählte auf den apostolischen Stuhl gesetzt werde, so soll derselbe doch das Recht haben, die römische Kirche zu regieren und alle ihre Güter zu verwalten. *

Feierliche Bannflüche bedrohten den Uebertreter des Dekretes mit schrecklichen Strafen. „Er fühle den Zorn des Allmächtigen, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und der heil. Apostel Petrus und Paulus. Seine Wohnung sei öde; in seinen Zelten hause Meineid. Seine Kinder sollen Waisen, seine Frauen Wittwen, aus ihren Wohnungen sollen sie geworfen werden und betteln gehen. Der Wucherer möge seine Habe plündern und Fremde seine Arbeit vernichten.“ **

Man sieht, dieß Gesetz war gegen die Edelleute gerichtet: der apostolische Stuhl sollte künftig nicht das erdulden, was er nach Stephans Tode erlitten. Aber der Mitwirkung des deutschen Hofes war in sehr unbestimmten Ausdrücken gedacht, und vielleicht sprach Kanzler Wibert für sich: Das Recht auf die römische Kaiserkrone haben die deutschen Könige als Erben der Ottonen, und nicht ist es abhängig vom Belieben der Päbste. —

Es ist interessant, zu beobachten, wie verschiedenartig das Dekret von den Anhängern Hildebrands ausgelegt ward; denn etwa zwanzig Jahre später stützte die Partei des Königs sich gerade auf dasselbe. ***

Damiani sagt (1062) an einer Stelle, Kaiser Heinrich III. wäre allerdings Patrizier der Römer gewesen und hätte von ihnen das Recht erhalten, bei der Pabstwahl die erste Stimme zu haben. Und dieß selbe Privilegium hätte Nikolaus auch Heinrich dem IV.

* So war ohne Zweifel die ursprüngliche Fassung des Gesetzes. Bei Hildebrands Tode sollen fast alle vorhandenen Exemplare von einander verschieden gewesen sein. Ein von der päbstlichen Partei verfälschtes Exemplar muß Hugo von Flavigny vor Augen gehabt haben; denn dort steht der Passus über die Mitwirkung Heinrichs an einer ganz ungehörigen Stelle.

** Dieser Fluch in dem Exemplar bei Hugo von Flavigny. Anselm von Lucca behauptet, in den ältern Exemplaren fehlte es. Indessen Damiani in der discept. synod. erwähnt schon das Anathema, womit in dem Dekret gedroht wird (1062).

*** Vgl. das Schreiben der Bischöfe aus Worms (Mon. Germ. IV.) und die Streitschrift des Mönches Siegebert, welche im Anhange mitgetheilt ist.

verliehen. An einer andern Stelle dagegen belehrt er den Bischof Kadalus von Parma: „Jene Wahl muß zuerst ausgehen von den Kardinälen, darauf muß der Klerus und nach diesem das Volk zustimmen, und so wird die ganze Sache suspendirt, bis die Entscheidung des Königs eingeholt ist.“

Bischof Bonizo von Sutri († zu Piacenza 1089) bestreitet geradezu, daß jenes Dekret je existirt habe. Aber die kaiserlich gesinnten Mönche in Farfa meinten, Nikolaus hätte dasselbe erlassen um des Friedens willen zwischen Kirche und Reich, und Keiner seiner Nachfolger dürfte es umstoßen.

Bischof Anselm von Lucca schreibt um 1085, die Anhänger Heinrichs IV. behaupteten freilich, Nikolaus hätte bestimmt, nach der Wahl eines Pabstes solle die Zustimmung des Königs eingeholt und dann erst die Weihe vollzogen werden; allein jenes Dekret hätte nie Geltung gehabt: Nikolaus wäre gar nicht berechtigt gewesen, die alten Rechte des päbstlichen Stuhles umzustoßen.

Wunderbar ist der Bericht der Chronik von Monte Casino über den Abt Desiderius. Der Mönch Leo (später Kardinal und Bischof von Ostia), welcher die Chronik bis 1075 geschrieben, erzählt, daß Desiderius bei jener Synode 1059 zugegen war. Der Mönch Petrus aber, der sie von 1075 bis 1138 fortgesetzt, berichtet, der Abt hätte von jenem Dekret nichts gewußt. Als man es ihm im kaiserlichen Lager vor Rom 1083 vorgezeigt und behauptet hätte, danach dürfe kein Pabst ohne Zustimmung des Königs regieren, wäre seine Antwort gewesen: Hat Nikolaus das gethan, so hat er ungerecht und höchst thöricht gehandelt, und die Kirche kann und darf deßhalb ihre Würde nicht verlieren.“ —

Gottfried der Bärtige

XXV.

Aber Hildebrand suchte für das neue Dekret Schutz bei den Normannen. Im Sommer 1059 zog Nikolaus selbst nach Apulien und belehnte die fremden Tyrannen mit den Landen, die sie inne hatten. Ein höchst verwegener Schritt; denn so wenig Robert Guiskard für seine Herrschaft dort einen andern Rechtstitel besaß, als sein Schwert, so wenig konnte der Pabst für seine Ansprüche auf die Oberlehensherrschaft andere Urkunden vorzeigen, als etwa die Schen-

kung Konstantins oder die Ottos I., welche gleich unächt war. Aber der Normanne bedurfte der päbstlichen Weihe, um seine Macht zu sichern, und der Pabst bedurfte der normannischen Waffen, um seine Macht zu sichern.

Diese neuen Vasallen schienen Hildebrand doch eine bessere Stütze zu sein, als die Freundschaft Gottfrieds in Toskana. Man weiß kaum, welch ein Leben dieser gewaltige Fürst in jenen Jahren führte; aber es scheint beinahe, als hätte es ihm wenig behagt in Florenz und an der Seite seines Weibes Beatrix, der er seine jetzige Macht verdankte. Es scheint, als wäre er oft über die Alpen gezogen; als hätte er statt des Arno lieber den Semoy rauschen hören am Fuß seiner Felsenveste Bouillon; als hätte er lieber zwischen den unzugänglichen Klippen dieser alten Stammburg seines Hauses auf den Tod Herzog Friedrichs von Niederlothringen gewartet, statt in Pisa oder Mantua Gericht zu halten. * Damiani wenigstens, der sehr davon erbaut ist, daß Gottfried und Beatrix Enthaltsamkeit gelobt, macht ihm Vorwürfe, daß er seine Herrschaft, in der fast hunderttausend Menschen lebten, wie ein elendes Bauerndorf vernachlässigte. Er war sehr klug, scharfsinnig, beredt, in Kriegen und Ritterspielen durch Stärke und Tapferkeit hervorstechend, überdieß sehr ruhmbegierig und ehrgeizig. Wie hatte er sich im Kampf gegen Heinrich III. unermüdlich bewiesen! Ein Heer zu sammeln; zu fechten und zu belagern; Tag und Nacht auf der Lauer zu liegen: daran hatte er Freude, wie kein Anderer.

Er gab den Armen Allmosen und bewies beim Gottesdienst oft tiefe Zerknirschung; namentlich besaß er die in jenen Zeiten so hoch gepriesene Eigenschaft, daß er in der Kirche ganz in Thränen zerfloß. Welch ein Anblick, wenn dieser Fürst, dem an Macht und Ansehen Niemand außer dem Kaiser zu vergleichen war, zur Fastenzeit den Armen die Füße wusch und küßte, und dabei, wie Gießbäche, aus seinen Augen reiche Thränenströme stürzten! —

Aber er war bei alledem sehr unzuverlässig und habsüchtig: leicht gab er sein Wort und leicht brach er es. Sein Verhältniß zu Hildebrand näher zu bezeichnen, ist unmöglich. Er hat Hildebrand,

* 1060 war er zu Pfingsten in Verdün. Calmet. hist. d. Lorr. I. Pr.

wie wir sehen werden, in zwei höchst kritischen Momenten — fast könnte man sagen: gerettet. Dennoch hätte Hildebrand mehr von ihm erwartet: Gottfried hat ihm Versprechungen gethan, man weiß nicht, welcher Art; nur so viel weiß man, daß er sie nicht gehalten.

XXVI.

Um das Jahr 1017 waren die ersten Normannen aus der Normandie nach Süditalien gekommen. Es waren nicht mehr jene alten Wikinger, deren leichte Kähne einst Karl der Große mit thränenschweren Augen am Ufer der Provence erblickt hatte. Aber noch immer gährte in ihnen der alte unruhige Geist, der sie den Karolingen so furchtbar gemacht: ihr Sinn stand stets nach der Fremde; träger Wohlstand, ohne Ruhm, ohne den Reiz gefährlicher Abenteuer, erregte ihnen Ueberdruß.

In der Hoffnung, anderwärts mehr zu gewinnen, (so schildern die Zeitgenossen) verachten sie die heimischen Gefilde. Sie sind sehr begierig nach Eroberung und Herrschaft, sind sehr listig und Meister in der Kunst, sich zu verstellen. Ein Eid gilt ihnen nichts. Sie sind höchst beredt, selbst die Knaben sprechen, wie Rhetoren. Wo Waffen nicht ausreichen, wenden sie Bestechung an. Im Geben halten sie die Mitte zwischen Freigebigkeit und Geiz; aber beim Nehmen zeigen sie unersättliche Habgier. Ueberhaupt müssen sie mit Strenge regiert werden, sonst werden sie zügellos. Noth, Hunger und Kälte ertragen sie leicht. Jagd und Beize; schöne Pferde, Waffen und Kleider; feine Speisen und elegante Wohnungen sind ihre Lust.

Lockte sie nun Fürst Waimar von Salerno — er wollte sie gegen die Sarazenen brauchen — durch seine Sendungen von süditalischen Früchten, von schönen Sätteln und Zäumen herbei; oder folgten sie (was wahrscheinlicher ist) dem Rufe des Longobarden Melos aus Bari: einige Hunderte von Normannen kamen 1017 zu Lande nach Unteritalien, ohne Waffen, in Pilgerkleidern. Melos rüstete sie aus und griff nun die „Griechen" in Apulien an, d. h. die Dänen, Schweden und Alanen, aus welchen das griechische Heer bestand. Denn die Normannen hatten es sehr wunderbar gefunden, daß die Appuler sich von den Griechen loskauften „wie Wittwen."—

Aber auf der altberühmten Ebene von Cannä unterlag Melos. Er wollte in Deutschland Heinrich II. um Hülfe bitten, und starb in Bamberg. Noch Heinrich III. trug dort Sorge für das Grab „Ismaels, des Herzogs von Apulien, der auch Melos hieß.“

Traurig kehrten die Normannen nach Kampanien zurück; in Furcht über ihre geringe Anzahl hielten sie sich auf Bergen und in versteckten Thälern. Aber die Zwietracht zwischen den longobardischen Fürsten von Kapua, Benevent und Salerno rettete sie. Bald dienten sie dem Einen, bald dem Andern, je nachdem ihnen mehr oder weniger gezahlt ward, aber, wie später die Condottieri, sorgten sie dafür, daß nicht etwa Einer der Fürsten völlig besiegt würde, und ein Anderer ein entschiedenes Uebergewicht erhielte. „Gallische Klugheit überlistete die Ausonier.“

Durch neue Schaaren aus der Normandie und auch durch allerlei verwegene Italiener verstärkt, die wegen irgend einer Frevelthat aus ihrer Heimath flüchten mußten, gründeten sie unter Graf Rainulf die Stadt Aversa zwischen Kapua und Neapel, an einem Ort, wo weder Saaten und Früchte, noch Wiesen und Gehölz fehlten. Kaum war irgendwo in der Welt ein angenehmerer Ort zu finden.

Darüber vergingen mehr als zwanzig Jahre. Endlich 1040 rief sie wiederum ein edler Longobarde, Harduin, der von dem Feldherrn des griechischen Kaisers bittere Schmach erfahren, nach Apulien: Die Griechen wären Weiber, sagte er, verschlämmt und untauglich zum Streit. Unter zwölf Grafen, die Rainulf ernannte, zogen 500 Normannen zu Pferde, 700 zu Fuß aus; Wenige sollen Panzer gehabt haben. Apulien ward erobert; auch die Wäringer mit ihren Streitärten erlagen vor den normannischen Lanzen.

Nach einer Reihe von Wechselfällen erhoben sich also neben den longobardischen Fürstenthümern zwei normannische Herrschaften: um 1053 war Richard, ein Nachkomme Rainulfs, Graf von Aversa; und Humfried, einer der zwölf Söhne des armen Ritters Tankred von Hauteville in der Normandie, residirte zu Melfi am Aufidus als Graf von Apulien. Sein jüngerer Bruder Robert aber saß auf der Burg Rocca di San Marco an der Gränze von Calabrien und sann nach, wie er Geld erhielte, um Soldaten zu werben und das Land zu erobern. —

Inzwischen waren sie dem Volke entsetzlich verhaßt. Der Trotz, womit die Fremdlinge überall auftraten und Dienste von den Einheimischen verlangten, und ihr schonungsloses Wüthen, wo es zu erobern galt, erbitterte die Italiener aufs Höchste. Wo die Normannen sich einzeln sehen ließen, auf Reisen, selbst auf Pilgerfahrten, da ergriff man sie, zerrte sie umher, riß ihnen die Kleider vom Leibe, schlug sie und warf sie in Ketten, ja zu Tode wurden sie gemartert.

Pabst Leo IX. bat Heinrich III. um Hülfe. „Die Normannen, sprach er, wüthen entsetzlich, schonen nicht Greise, Frauen und Kinder, und plündern und verbrennen die Kirchen. Auf meine Ermahnungen hören sie nicht.“ Aber der Kaiser konnte Deutschland nicht verlassen. Da sammelte der fromme Pabst in Deutschland eine Schaar von etwa 700 Reitern, unter Werner aus Schwaben * und dem Grafen Adalbert von Kiburg. Es waren zum Theil Verwandte Leo's; Andere zogen auf Befehl ihrer Lehensherrn oder in der Hoffnung auf Gewinn mit. Viele waren auch „elende Recken“, frevelhafte Menschen, die wegen Mord oder Friedebruch die Heimath mieden; aber Leo bedurfte ihrer, mochte auch in seiner gewohnten Barmherzigkeit glauben, durch diesen Kriegszug würden sie ihre Verbrechen sühnen.

Es war im Sommer 1053, als diese Schaar die Ebene westlich vom Monte Gargano (das alte Samnium) erreichte. Das Getreide lag gemäht auf den Feldern. Die Normannen — 3000 Reiter und einiges Fußvolk — rösteten Korn und nährten sich so; denn die Städte ringsum bedienten die Deutschen, aber den Normannen lieferten sie nichts.

Bei Civitella kam es am 18. Juni zum Treffen. „Wir suchten (schreibt Leo) ihre Halsstarrigkeit durch heilsame Ermahnung zu brechen, und sie dagegen versprachen heuchlerisch Unterwerfung, als sie plötzlich unsere Begleiter angriffen. Aber sie sind über ihren Sieg eher betrübt, als erfreut, und nach ihren großen Verlusten wird es ihnen demnächst noch schlechter ergehen.“ —

Es waren Tausende von Italienern, besonders aus der Mark Ankona, mitgezogen, feiges Gesindel „obwohl es sonst in Italien,

* Vielleicht von Egisheim, ein Verwandter Leo's. Die Chronik von Monte Casino gibt nur 500 Deutsche an.

zumal in Latium, viele tapfere Leute gab.“ Sie standen dichtgedrängt da und wußten nicht, wie man eine Schlachtordnung passend aufstellt.

Die Normannen hatten drei Abtheilungen gebildet: die eine unter Graf Richard sollte die Italiener angreifen, die zweite unter Graf Humfried die Deutschen, und die dritte unter Robert bildete die Reserve.

Als nun Richard unter die Italiener fiel, flohen sie, „wie Tauben vor dem Habicht.“ Aber Humfried hatte gegen die Schwerter der Deutschen einen harten Stand. Es waren gewaltige Gestalten, diese Deutschen, weit größer, als die Normannen. „Ein muthiges und wildes Volk (sagt Wilhelm der Appuler), aber sie verstehen nicht, die Pferde zu lenken, wie die Normannen. Darum sind ihre Lanzen weniger zu fürchten, als ihre Schwerter; die sind sehr lang und scharf, so daß sie oft den Feind vom Scheitel ab mitten durch spalten. Und sie stehen fest, wenn sie ihre Pferde verloren haben, und wollen lieber sterben, als fliehen; sind zu Fuß mehr zu fürchten als zu Roß.“

Da Robert seinen Bruder so bedrängt sah, stürzte er mit seiner Schaar unter die Deutschen. Er kämpfte, wie ein Mann, der wußte, daß es seine Existenz galt: dreimal vom Pferde geworfen, kehrte er dreimal in den Kampf zurück. Dennoch waren die heldenmüthigen Deutschen siegreich, bis sie im Rücken angegriffen wurden. Nämlich Richard wandte von der Verfolgung der Italiener um, fiel den Deutschen in den Rücken, und so umringt fielen sie fast Alle. Aber der Sieg war sehr theuer erkauft. Die Normannen müssen mit Leo unterhandelt und ihm Treue gelobt haben.* Sie baten ihn um Verzeihung und um seinen Segen, und nachdem er den ganzen Winter in Kapua zugebracht, geleiteten sie ihn mit den wenigen übrig gebliebenen Deutschen bis zur Campagna. Er war krank vor Schmerz über sein Unglück. —

* Epist. Joh. Fiscan. bei Martene coll. ampl. I. p. 207. „Wisse, wenn von Rom aus der Barbarei der Italiener nicht gesteuert wird, so wird jenes kriegerische Volk der Normannen in der Treue gegen euch nicht sehr bei der Hand sein.“ Herrmann von Reichenau berichtet 1054: vor der Schlacht hätten sie ihre Eroberungen von Leo zu Lehen nehmen wollen.

Humfried nun kehrte nach Apulien zurück und ließ die Widersetzlichen hängen und erwürgen.

In Kapua herrschte der longobardische Fürst Landulf, aber Graf Richard wünschte die Stadt zu besitzen, nannte sich 1058 Fürst, schloß Kapua ein und hungerte es aus. Dann ließ er sich zum Fürsten salben, und von Landulf war weiter keine Rede. Nur behielten die Bürger Thürme und Thore in ihrer Gewalt. Das sah er eine Weile mit an, eroberte Kampanien, kam dann zurück, versammelte die Häupter der Bürgerschaft und gab ihnen zu verstehen, es würde gut sein, wenn sie ihm auch Thürme und Thore übergäben. Da sie sich weigerten, verließ er die Stadt und schloß sie ein. Vergebens wandte sich der Erzbischof von Kapua an die Kaiserin: die Stadt mußte sich ohne jede Bedingung ergeben.

Robert inzwischen war nach seiner Rocca di San Marco zurückgekehrt, ohne Geld, um Kalabrien zu erobern. Aber er fand bald Mittel, er war ein geborner Eroberer.

„Robert Guiskard (sagt Anna Komnena) war sehr groß, blond und blauäugig, und vom Scheitel bis zur Ferse schön, wie ich von Vielen gehört habe. Achilleus hatte eine Stimme, wer die hörte, glaubte das Gebrüll einer tobenden Menge zu vernehmen; aber Roberts Schlachtruf wandte Myriaden in die Flucht.“

Wie Odysseus, war es ihm gleich, ob Waffen oder List ihm den Sieg verschafften. Er war höchst ehrgeizig, klug und beredt. Er entwarf seine Pläne mit kalter Ueberlegung und führte sie aus mit der äußersten Rücksichtslosigkeit und Entschlossenheit. Als er später Durazzo belagerte, und Kaiser Alexius mit einem gewaltigen Heere (zum Theil Türken) zum Entsatz der Stadt herbeikam, sprach er zu seinen Leuten: „Ich will euch gerade heraus sagen, was ich für nöthig halte und was ich thun werde. Ich werde alle unsere Schiffe und unser Gepäck verbrennen lassen, und so wollen wir mit dem Kaiser kämpfen, wie Männer, die nichts zu verlieren haben und den Tod suchen.“

Damals nun, wie er mit einer kleinen, aber höchst verwegenen Schaar in Rocca di San Marco ohne Geld residirte, lud er den reichen Herrn des benachbarten Bisignano — Peter de Turra wird er genannt — zu einer freundschaftlichen Unterredung ein. Und wäh-

rend er freundschaftlich mit ihm redete, umfaßte er ihn plötzlich, andere Normannen sprangen aus dem Gebüsch und legten Hand mit an, — so ward er fortgeschleppt, ehe seine Leute, die in der Entfernung hielten, ihm helfen konnten. Durch die grausamsten Martern soll er zu einem Lösegelde von 20000 Byzantinern gezwungen worden sein. Robert erhielt für diese That den Namen Guiskard, d. h. der Listige. Nun begann die Eroberung von Kalabrien. Inzwischen rief ihn sein Bruder Humfried nach Apulien; er lag am Tode und empfahl ihm sterbend seinen Sohn Abälard, als dessen Vormund er Apulien regieren sollte, bis jener herangewachsen. Aber Robert behielt Apulien für sich, von Abälards Rechten war fortan keine Rede; er rief vergebens die Kaiser der Griechen und der Deutschen um Hülfe an.

Das war der Mann, zu dem Pabst Nikolaus im Sommer 1059 sich begab. Wie er Richard als Fürsten von Kapua bestätigte, so belehnte er Robert mit Apulien, Kalabrien und Sizilien (welches noch den Sarazenen zu entreißen war). Robert übergab seine Eroberungen („welche er noch Keinem, der jenseits der Alpen wohnte, übertragen“) dem heil. Petrus und versprach jährlich dem Pabst für jedes Paar Ochsen in seinen Ländern einen Gulden zu zahlen. Er versprach, die Güter des heil. Petrus gegen Jedermann vertheidigen und den Pabst in seiner Würde schützen zu wollen. Er übergab ihm alle Kirchen und Kirchengüter in seinen Besitzungen. Er verpflichtete sich endlich, nach dem Rath der „bessern“ Kardinäle für eine würdige Pabstwahl zu sorgen, wenn Nikolaus sterben sollte.

Wahrlich, weit genug hat es Robert gebracht, seit er seinen Vater Tankred und dessen kleine Besitzung Hauteville verlassen, mit dem Bettlerranzen an der Seite und dem Pilgerstab in der Hand. Jetzt nun als Herzog will er auch wirklich in die Familien der Fürsten aufgenommen sein. Er erfährt ganz plötzlich, daß er mit seinem Weibe Alverada zu nahe verwandt ist, und als der fromme Sohn der Kirche, der er ist, entläßt er sie anständig beschenkt und bewirbt sich bei Fürst Gisulf von Salerno um dessen Schwester Sichilgaita, die ihm Jener nach einigem Bedenken gibt. Und er wird Sizilien erobern und dann die Thore von Salerno erbrechen und seinem Schwager Gisulf sein Land nehmen, gelegentlich auch

andere kleine Herzöge dort bekämpfen und die Empörungen seiner unzufriedenen Grafen zu Boden schlagen. Thut ihn der Pabst in den Bann, so wird ihn das wenig anfechten, aber Kirchen und Klöster beschenkt er überaus freigebig.

So wird sein Ruf über den Erdkreis schallen. Mächtige spanische Grafen werben um seine Töchter; Markgraf Azzo von Este erscheint in Troja mit gleichem Gesuch für seinen Sohn Hugo; ja Kaiser Michael VII. vermählt eine Tochter dieses Emporkömmlings mit seinem Sohne Konstantin. „Denke ich an diesen Jüngling (spricht Anna Komnena), nach so langen Jahren, so muß ich in Thränen ausbrechen. So groß war seine Schönheit.“

XXVII.

Es berichten die sog. annales Romani, zur Erntezeit 1059 wären die Normannen wiederum nach Rom gekommen, um Galeria zu belagern. Sie scheinen damals Hildebrand und Pabst Nikolaus aus Apulien gefolgt zu sein. Graf Gerhard that es jetzt Leid, Benedikt aufgenommen zu haben, und da dieser nun fürchten mußte, man würde ihn ausliefern, stieg er auf die Mauer der Veste, fing an das römische Volk zu segnen und zu verfluchen * und sprach: Ihr habt mich wider Willen zum Pabst gemacht; gebt mir Sicherheit, und ich will euer Pabst nicht mehr sein. Da schwuren ihm dreißig edle Römer Sicherheit, daß er in Rom ruhig leben sollte. Er zog die päbstlichen Kleider aus und ging nach Rom, wo seine Mutter auf dem Viminalis wohnte bei St. Maria major, und blieb da dreißig Tage.

Dann ergriff ihn Hildebrand und ließ ihn in die Basilika Konstantins im Lateran führen, wo Pabst Nikolaus ein Concil hielt. Hildebrand zog ihm vor dem Altar die Priesterkleider aus und gab ihm eine Schrift in die Hand, damit er dieselbe abläse. Es war ein feierliches Bekenntniß von allerlei Sünden und Verbrechen, das aber eine fremde Hand verfaßt hatte, und Benedikt, der sich rein von jenen Anklagen wußte, wollte es nicht lesen. Aber Hildebrand wußte ihn so einzuschüchtern, daß er endlich mit Thränen und Seuf-

* signare et maledicere.

zen zu lesen begann. Seine Mutter stand da mit aufgelösten Haaren, jammerte und schrie, seine Verwandten schlugen sich an die Brust und zerkratzten sich das Gesicht. Darauf rief Hildebrand: „Da hört ihr, Bürger von Rom, die Thaten des Pabstes, den ihr gewählt habt.“ Nun ward Benedikt mit allem päbstlichen Ornat angethan und dann feierlich abgesetzt. Jedes priesterliche Amt ward ihm genommen, und eine Wohnung wies man ihm an bei der Kirche der heil. Agnes vor der Porta Romentana, wo er kümmerlich lebte. Und wenn Nikolaus' Beichtvater Suppo auch erwirkte, daß es ihm später besser ging, so durfte er doch nicht Messe singen, wegen der vielen Anhänger, die er in und außerhalb der Stadt zählte. Er lebte noch, bis Hildebrand Pabst wurde, — und Hildebrand befahl ihn mit allen päbstlichen Ehren zu begraben. Unwillig — erzählen die annales Romani — hätte er geäußert: „Es war eine böse Stunde, da er mir zu Gesicht gekommen. Ich bin durch ihn in große Sünde gefallen.“

XXVIII.

Hildebrand gebot in Unteritalien und in Rom; denn er war ja doch der, welcher den Pabst leitete. Nikolaus, scheint es, war ein Mann von sanfter Gemüthsart, gelehrt und zugleich lebhaften Geistes; dabei sehr wohlthätig und täglich wusch er zwölf Armen die Füße. Es ist freilich etwas stark aufgetragen, wenn Bischof Benzo von Alba meint, Hildebrand hätte Nikolaus gehalten, wie einen Esel im Stalle; allein von ihm, wie von seinem Nachfolger Alexander II. gelten doch gleichmäßig Damianis Epigramme:

1. Wer zu Rom will leben, der mag nur offen bekennen:
   Hier herrscht mächt'ger der Herr des Pabsts, als er selber, der Herr Pabst.
2. Ehr' ich den Pabst, wie's Sitte, — so lieg' ich vor dir doch im Staube;
   Du machst jenen zum Pabst; er aber macht dich zum Gott.

Inzwischen war in Mailand ein Kampf entbrannt, welcher hoffen ließ, daß auch Oberitalien sich unter Rom beugen und die Dekrete gegen Simonie und Priesterehe annehmen würde. Denn diese waren auf der Synode im April 1059 wiederholt und verschärft worden: Priester, die ihre Frauen nicht entließen, sollten Amt und Würde verlieren; und dasselbe sollte einem Priester widerfahren, der

sich von einem simonistischen Bischof umsonst weihen ließe. Als Nikolaus 1059 nach Melfi in Apulien kam, war sein Hauptaugenmerk die Ausrottung der dort allgemein üblichen Priesterehe.

Die mailändische Kirche nun hatte seit der Zeit des heiligen Ambrosius immer das größte Ansehen gehabt. Noch zu Anfang des 11. Jahrhunderts hatte Erzbischof Arnulf den Bischof Ulrich von Asti, Bruder des mächtigen Markgrafen Manfred von Susa, weil er sich gegen den Willen des Erzbischofs zu Rom vom Pabst hatte weihen lassen, an der Spitze der andern lombardischen Bischöfe mit Krieg überzogen und ihn, sowie den Markgrafen, zur demüthigendsten Buße gezwungen. Sie mußten nach Mailand kommen, vom dritten Meilensteine ab barfuß gehen, der Bischof ein Meßbuch,* der Markgraf einen Hund tragend. Vor der Thür der Kirche des heil. Ambrosius bekannten sie förmlich ihre Schuld; dann legte der Bischof Stab und Ring auf den Altar der Kirche, erhielt aber Beides vom Erzbischof wieder. Manfred schenkte der Kirche sehr viel Gold, woraus ein schönes Kreuz gefertigt ward. Dann wurden sie in Frieden aufgenommen.

Der Klerus in Mailand, zahlreich „wie Sand am Meere," war höchst ausgezeichnet. Man rühmte ihm nach, in Deutschland, Burgund, Frankreich könnte man es gleich einem Geistlichen ansehen, ob er aus Mailand wäre. Die Zucht, in welcher er gehalten wurde, war ganz besonders streng. In der Kirche z. B. hatten ein Archidiakonus und ein Archipresbyter die Aufsicht; wer da nicht geziemend sang, las, stand, und nicht auf den ersten Blick den Fehler verbesserte, ward vom Archidiakonus nachher mit der Ruthe gezüchtigt, war seine Herkunft auch noch so vornehm. Berühmt war seit Ambrosius der Gesang in den mailändischen Kirchen.** Aber in Rom empfand

* „Codex". Arnulf. hist. Med. I., 18. Ich denke es ist ein Meßbuch gemeint. Junge Leute, welche Domschulen besuchten, mußten bei solchen Gelegenheiten ein Schulbuch tragen (liber scolaris). S. Laurent. gest. ep. Vird. 11.

** Der heil. Augustin schreibt an Ambrosius: „Wie sehr habe ich bei deinen Lobliedern und Gesängen geweint! Die Stimme deiner süßtönenden Gemeinde ergriff mich tief. Wie diese Töne in mein Ohr, drangen, ward mein Herz von der Wahrheit durchdrungen. Da entbrannte die Frömmigkeit in mir; Thränen flossen, und mir war wohl."

man so große Eifersucht gegen Mailand, daß z. B. Stephan X. in Monte Casino den ambrosianischen Lobgesang verbot.

Nach alter Sitte lebten die Geistlichen in der Ehe; doch durften sie nur einmal heirathen, und auch dann nur eine Jungfrau. Mit Recht waren den Männern, sowohl Laien als Geistlichen, unverheirathete Priester stets verdächtig. *

Freilich zogen die reichen Geistlichen wohl mit Hunden und Falken zur Jagd; der Erzbischof hatte einen besondern Brühl, in dem nur Wenige jagen durften; Manche liehen sogar Geld auf Wucherzinsen aus.

Dennoch gestand selbst Pabst Alexander II., der in Mailand Priester gewesen, die Geistlichen dort wären gute Prediger und von trefflichen Sitten; nur ihre Ehen müßte man tadeln.

Es gab in Mailand drei Bürgerklassen: Kapitane (hoher Adel); Vassen oder Valvassoren ** (niederer Adel); Kaufleute. Unter den Letzteren stand die übrige Menge der Handwerker und Arbeiter, die Plebs.

Schon zu Anfang der vierziger Jahre hatten blutige Kämpfe, durch einen Privatstreit zwischen einem Vassen und einem Plebejer veranlaßt, die Stadt lange Zeit beunruhigt. Doch die Plebejer waren zu mächtig und erschlugen die Edlen „wie Drachen und Schlangen." Diese nun bauten sechs Vesten vor der Stadt, zogen hinein mit Weib und Kind, und bedrängten die Stadt, bis die drohende Ankunft Heinrichs III. den Frieden herstellte.

Diese Kämpfe waren von ganz anderem Charakter, als die späteren; aber die Plebejer hatten in ihnen ihre Macht kennen gelernt.

XXIX.

Guido, 1046 von Heinrich III. zum Erzbischof von Mailand eingesetzt, gehörte zum Stande der Vassen, und überdieß nicht zum städtischen Klerus. Die vornehmen Geistlichen, aus den Familien

* Treffliche Schilderung bei Landulf sen. II., 35.

** Vassen und Vassallen werden in den Verordnungen der Karolingen immer als gleichbedeutend gebraucht.

der Kapitane, * aus deren Mitte gewöhnlich die Erzbischöfe gewählt wurden, murrten, nannten Wido einen Idioten vom Lande, wagten aber doch nicht, zu widersprechen.

Nun trat 1056 ein Diakonus Ariald gegen die Geistlichkeit in Mailand auf, predigte hie und da, wie der Sinn der Priester nur auf irdische Güter, hohe Schlösser, prächtige Häuser, weiche und schöne Kleider gerichtet wäre, und vor allen über das Thema, daß sie Frauen hätten, gleich den Laien, und ihre Aemter kauften. Denn es wurden in der That bestimmte Gebühren für die Weihen entrichtet: der Subdiakonus zahlte 12, der Diakonus 18, der Presbyter 24 Gulden.

Ariald gehörte zum Stande der Vassen und war nicht angesehen. Allein er gewann einen Geistlichen aus dem Stande der Kapitane für sich, Namens Landulf, der freilich noch nicht den niedrigsten Priestergrad, den des Subdiakonats, erreicht hatte, aber beredt war und nach Volksgunst strebte. Der Priester Arnulf, welcher diese Unruhen beschrieben, hörte Landulf einst folgendermaßen zu den Plebejern sprechen: „Liebe Herrn, seit langer Zeit wird der Erlöser in Mailand nicht mehr verehrt; lange schon irrt ihr und geht in Finsterniß; denn eure Führer sind blind. Unzucht herrscht und Simonie unter den Priestern und Dienern des Altars. Wollt ihr selig werden, so hütet euch vor ihnen und ihrem Gottesdienst; ihre Hostien sind Koth, ihre Kirchen Pferdeställe. Ihre Güter sollten alle verkauft und ihre Habe geplündert werden, hier in der Stadt und draußen auf dem Lande. Auch ich habe viele Sünden begangen: die schlimmste ist die, daß ich mit jenen Unwürdigen Gemeinschaft pflog. Hüten wir uns davor."

Die beiden Eiferer theilten sich in ihr Geschäft: Landulf bearbeitete die Plebejer in der Stadt; Arialb wiegelte das Landvolk auf.

Erzbischof Guido inzwischen, auf die Höhe seiner Stellung vertrauend, griff nicht zur rechten Zeit ein; nachher konnte er sich selbst nicht retten. Arialb hatte überdieß viel bei ihm gegolten. Jedoch beschied er, als Laien und Kleriker über die Unruhestifter vor ihm Klage führten, Arialb und Landulf zu sich in den Palast und er-

* Die Kapitane waren der ordo senatorius oder auch der ordo schlechtweg. Die Geistlichen, welche aus diesem Stande waren, hießen daher ordinarii.

mahnte sie, das unkluge Volk nicht gegen die alten guten Sitten der ambrosianischen, lateinischen und griechischen Kirche aufzuhetzen. Sie hingegen erklärten, so lange Athem in ihnen wäre, würden sie so predigen, nnd stürzten aus dem Palast.

Wohl möglich, daß ein Erzbischof aus dem Stande der Kapitane nachdrücklich und mit Erfolg eingeschritten wäre.

Mit der Zeit gerieth das Volk in Eifer. Vergebens kamen Geistliche zu Landulf und Arialdo, um sie durch Kirchengesetze zu widerlegen und zum Schweigen zu bringen. Bei solch einer Unterredung beriefen sich gelehrte und beredte Priester auf Paulus und das Kirchenrecht, aber Jene machten dem Disputiren bald ein Ende, indem sie riefen: „Das Alte ist vorbei; Alles ist neu worden."

Im Mai 1057 bei einer Prozession gerieth ein Priester so in Wuth über Arialdo, daß er ihn schlug. Da gingen die beiden Reformatoren auf den Markt, ließen die Glocken läuten, eine Menge von Plebejern — Männer und Weiber — stürzte zusammen. Zuerst sprach Arialdo noch einmal gegen die Ehe der Priester und amüsirte den Pöbel durch seine unzüchtigen Späße; nach ihm Landulf, besser und anständiger; erzählte von den Verbrechen der Geistlichen grausige Geschichten.

Viele, die nichts zu leben hatten und, von Schulden gedrückt, jedes Mittel ergriffen, um Frau und Kinder ernähren zu können, zollten ihnen in der Hoffnung auf Anarchie und Plünderung unbegränzten Beifall. Andere, einfältig und unwissend, horchten auf ihre Worte, als sprächen Petrus und Paulus.

Sie stürzten in die Häuser der Priester, plünderten sie, „nicht aus Liebe zu Gott, sondern zu ihrem Gelde," und jagten ihre Frauen mit Stöcken hinaus.

Die Priester „hoben Augen und Hände gen Himmel und unterlagen, wie Schafe den Wölfen." Der bessere Theil der Bürgerschaft, namentlich die Edelleute, sahen dem Treiben mit Unwillen zu, wagten aber nichts zu thun, sondern zogen theils aus der Stadt, theils hielten sie sich still. Sie nannten den Pöbel, dessen sich Arialdo und Landulf bedienten, spöttisch Pateriner, d. h. Lumpen; * aber

* Bonizo: „Paterini, i. e. pannosi." Entscheidend ist die bei Pertz zu Arnulf angeführte Stelle von Giulini: la contrada de' Rivenduglioli di *panni*

konnten doch den Lumpen nicht wehren. Die Lumpen selbst feierten, arbeiteten nicht, sondern lebten zunächst vom Raube der städtischen Geistlichkeit, und als sie den verpraßt, zogen sie aus den Thoren und plünderten draußen noch ärger.

An den Festtagen aber brach Landulf mit seinem Anhang wohl während des Gottesdienstes in die Kirchen und ließ die Geistlichen hinauswerfen.

Die Gemißhandelten wandten sich um Schutz an Pabst Stephan X., der den Lumpen Ruhe gebot und Guido auftrug, auf einer Provinzialsynode mit Landulf und Arialb zu unterhandeln. Allein die Aufrührer erschienen nicht, noch achteten sie des Anathems, das über sie ausgesprochen wurde. Wie einst Clodius, oder wie ein Marat, durchzog Landulf stets mit einem großen Gefolge von Lumpen — Männern und Weibern — die Straßen. Tag und Nacht bewachten sie sein Haus, und er nannte sie seine Brüder, was ihnen gewaltig schmeichelte.

Er ließ Alle schwören, daß sie die Ehen der Priester und die Käuflichkeit der kirchlichen Grade ausrotten würden, und selbst die Priester wurden einzeln durch die brüllenden Haufen gezwungen, Reverse zu unterschreiben, daß sie ihre Frauen entlassen wollten. Sonst wurden ihr Gottesdienst und ihre Sakramente nach, wie vor, verschmäht.

XXX.

Inzwischen gewann Arialb Rom für sich. Er klagte bei Pabst Stephan X. gegen die mailändischen Geistlichen: sie wären verheirathet und Simonisten und ungehorsam der römischen Kirche. Da fand er Gnade; „denn in Rom (sagt Arnulf) wollen sie über Alle herrschen.“ Es ward ihm aufgetragen, eifrig bei dem begonnenen Werke zu beharren.

Nikolaus endlich sandte Damiani und den Bischof Anselm von Lucca (späteren Pabst Alexander II.) als Legaten nach Mailand,

vecchi, detti da noi Pateri. — Der vornehme Arnulf kennt den Ausdruck gar nicht. Es ist komisch, wie er sich die Bezeichnung paterini erklärt. Er schlägt in einem Glossar pathos auf und findet es übersetzt durch perturbatio. Also würden paterini wohl perturbatores sein!

damit sie den Streit schlichteten. Mit großen Ehren wurden sie aufgenommen, und wie Damiani die Geistlichen sah, von edler Abkunft, ihre Haltung, ihre Kleidung; und bedachte, wie trefflich ihre Sitten — „wiewohl (meint Arnulf) nicht alle ohne Tadel waren" — wie schön die Aemter vertheilt: so gestand er, daß er nie einen ähnlichen Klerus gesehen.

Als er aber sagte, weßhalb er gekommen, murrte das Volk: die ambrosianische Kirche dürfe nicht römischen Gesetzen unterworfen werden; es stände dem Pabst nicht zu, in Mailand zu richten oder sonst etwas zu verfügen. Vor Allem schien es dem Volke unerträglich, daß Damiani auf der Synode den Vorsitz hatte, Bischof Anselm ihm zur Rechten und der Erzbischof zur Linken saß. Denn Guido hatte gleich auf den Vorsitz verzichtet, als Damiani denselben verlangte, ja er hatte sich bereit erklärt, auch auf einem Schemel zu Damianis Füßen sitzen zu wollen. Es entstand zuletzt ein allgemeiner Tumult, Glocken wurden geläutet, die große Tuba geblasen, von allen Seiten stürzte das Volk zum bischöflichen Palaste. „Alles drohte mir den Tod (erzählt Damiani), und Einige, wie mir meine Freunde oft gesagt, dürsteten nach meinem Blute." Die Noth der Reformatoren war so groß, daß Landulf in aller Eile gelobte, Mönch zu werden, wenn er mit heiler Haut entkäme, — ein Gelübde, das er freilich hinterdrein nicht hielt.

Indessen Guido benutzte den Moment nicht. Es gelang Damiani, sich Gehör zu verschaffen: er sprach über den alten Text, daß alle andern Kirchen von Menschen, die römische aber von Gott selbst gegründet sei; die römische Kirche bedürfte seines Lobes nicht, er wäre nur um der mailändischen Ehre willen herbeigekommen. So beschwichtigte er das Volk; es versprach, sich Damianis Befehlen zu fügen.

Guido unterschrieb, besiegelte und beschwur einen Revers, daß die böse und abscheuliche Gewohnheit, für die Weihen bestimmte Gebühren zu entrichten, aufhören, und daß er die Priester veranlassen würde, sich von ihren Frauen zu trennen. Nach ihm schwuren der Vicedominus, der Kanzler und andere Geistliche. Guido fiel vor Damiani nieder und bat, ihm eine Buße aufzuerlegen. Hundert

Jahre wollte er büßen und diese Buße durch eine jährliche Geldsumme abmachen.

Doch erzählt Arnulf, ungern hätten die Priester unterschrieben: das Gebrüll des Volkes hätte sie gezwungen. „Wahnsinnige Mailänder (ruft er aus), wer hat euch verblendet? Gestern wart ihr in Eifer für die Rechte der mailändischen Kirche: heute verwirrt ihr Alles. Wahrlich, wahrlich, diese Begebenheit ist nicht ohne Grund in die Annalen Roms eingetragen. Künftig wird man sagen, Mailand sei Rom unterworfen. Seht, schon wird euer Erzbischof wider alles Herkommen zur römischen Synode beschieden."

Ja, es mag ein vergnüglicher Anblick für Hildebrand sein: Guido muß wohl oder übel auf den päbstlichen Synoden erscheinen, gezwungen durch die Lumpen in Mailand, und mit ihm „die hartnäckigen Stiere," die lombardischen Bischöfe.

Aber zunächst glückt Guido Alles wider Erwarten. Nikolaus nimmt ihn mit gebührender Ehre auf und setzt ihn sich zur Rechten. Arialb, der ebenfalls zugegen, erhebt sich und spricht gegen ihn; aber Guido's Suffragane, besonders die Bischöfe von Asti, Novara und der edle Kunibert von Turin, antworten ihm so nachdrücklich, daß er beschämt, blaß und zitternd niedersitzt. Nur Gehorsam muß Guido dem Pabst geloben und erhält von ihm einen Ring zum Zeichen seiner Gnade.

Damit endigte die erste Epoche dieser mailändischen Wirren. Landulf verlor das Werkzeug, womit er so viel Unheil angestiftet: seine Stimme. Er ward schwindsüchtig und starb nach zwei Jahren. Arialb hielt sich ruhig, bis die Zeiten besser wurden, unter Pabst Alexander II.

Doch fraß das Unheil in der Stille weiter. In Brescia zwar ward Bischof Altmann, da er das Cölibatgesetz verkündete, von den Priestern halb todt geschlagen; aber in Kremona und Piacenza bildete sich eine Partei von Lumpen.

Die Kaiserin setzt den Pabst Nikolaus II. ab.

XXXI.

So herrscht Hildebrand über Italien: in Unteritalien durch die fremden Tyrannen; in Rom durch Geld und Waffengewalt; in Oberitalien durch den Pöbel. Bischöfe und Priester werden hier

nicht mehr die päbstlichen Dekrete ignoriren können, wie sie bisher gethan.

Und mit einer gewissen Hast geht es weiter. Schon fordert der Pabst aus Frankreich simonistische Bischöfe vor die Synode zu Rom. An der Seinemündung erscheinen päbstliche Gesandte mit einem Schreiben von Nikolaus: sie sollen da einen Abt gegen Herzog Wilhelm von der Normandie (den Eroberer) in Schutz nehmen. Aber mit dem war es nicht leicht zu verhandeln: Hildebrand erfuhr bald, daß durch freundliches Bitten mehr bei ihm zu erreichen war, als durch Ermahnungen, oder gar durch Befehle. Er erwiederte: beträfe es Glauben und Religion, dann würde er die Gesandten des Pabstes gern annehmen; aber wenn ihm ein Mönch in seinem Lande Unruhen stiftete, so würde er ihn unfehlbar an dem ersten besten Baume aufknüpfen lassen.

In Deutschland ward man doch endlich unruhig über die Vorgänge in Italien, und es trat um Ostern 1061 eine Katastrophe ein, von der wir freilich nur sehr dürftige Nachrichten haben. War es der Kanzler Wibert, der über das bedenkliche Treiben der Kardinäle Bericht erstattete? War es der Erzbischof von Kapua, der am Hofe erschien, um Hülfe gegen Fürst Richard flehte und sicher von dem bedrohlichen Bündniß des Pabstes mit den Normannen genaue Kunde gab? Klagten die lombardischen Bischöfe über den Beistand, den die Lumpen in Rom fanden? Oder zürnte die Kaiserin über die wenig ehrerbietige Weise, in welcher die Kardinäle das Pallium für Erzbischof Siegfried von Mainz verweigerten?

Um Weihnachten 1060 hatte sie den Abt Siegfried von Fulda auf den Stuhl von Mainz erhoben, hatte dann das Pallium für ihn vom Papst verlangt, und — es scheint, als hätte Nikolaus selbst der Muth dazu gefehlt — die Kardinäle erwiederten, das ginge nicht an: nach den Kirchengesetzen müßte Siegfried nach Rom kommen und persönlich um das Pallium bitten; übrigens wüßten sie wohl, daß die Kaiserin solch eine Forderung nicht in böser Absicht gestellt hätte, sondern wegen der Unwissenheit ihrer Rathgeber.

Oder endlich: Gab das Gesetz über die Pabstwahl den Anstoß? Doch es ist unwahrscheinlich, daß Wibert die Kaiserin nicht schon 1059 davon in Kenntniß gesetzt haben sollte.

Bischof Anselm von Lucca *, Hildebrands größter Verehrer, und Bischof Benzo von Alba, sein giftigster Widersacher, nennen in gleicher Weise Anno von Köln als die nächste Ursache zu dem Bruch zwischen dem Pabste und dem kaiserlichen Hof, und bei der Habsucht dieses Priesters ist das wohl möglich, obwohl eine päbstliche Urkunde für ihn vom Mai 1059 von gnädigen und zärtlichen Ausdrücken überfließt. Die Fürsten (wird erzählt) hätten mit Unwillen vernommen, wie Nikolaus den Erzbischof „wegen seiner Excesse" getadelt, hätten den Pabst — so weit sie es vermocht — abgesetzt und seinen Namen beim Gottesdienst zu nennen verboten.

„Anno von Köln (sagt Benzo) übersandte ihm, nach dem gemeinschaftlichen Beschluß aller Rechtgläubigen, das Exkommunikationsschreiben, und da er dasselbe sah, verschied er mit Trauer und Seufzen."

Genug: Agnes versammelte etwa um Ostern 1061 ein Konzil von Bischöfen, welche in einem förmlichen Synodalbeschlusse das Verdammungsurtheil über den Pabst aussprachen und alle seine Verordnungen kassirten. Nikolaus sandte den Kardinal Stephan mit einem, wohl erklärenden und versöhnlichen, Schreiben an die Kaiserin; allein er ward nicht vorgelassen. Nachdem er 5 Tage vergebens um Audienz nachgesucht, kehrte er unverrichteter Sache nach Rom zurück; und der Tod raffte den Pabst hinweg (19. Juli 1061), ehe noch irgend ein Beschluß in dieser Sache gefaßt worden **.

XXXII.

Wir kommen zu dem Moment, wo die ganze Bedeutung der That von Kaiserswerd hervortritt.

Man fasse den Stand der Dinge ins Auge.

Noch hat Hildebrand direkt gegen den deutschen Hof nichts un-

* Zwei Anselme waren zu Hildebrands Zeit Bischöfe in Lucca. Der erste ward Pabst (Alexander II.) und starb 1073. Der zweite, welcher oben gemeint ist, regierte von 1073 bis 1086.

** Damiani discept. synodalis, geschrieben etwa im September 1062. — Die Annahme, daß jene Verdammung über Nikolaus auf dem Konzil zu Basel am 28. Oktober 1061 ausgesprochen, ist natürlich ganz unstatthaft. In diesem Falle würde Damiani so argumentiren: „Weil ihr am 28. Oktober Nikolaus' Dekrete kassirt habt, so haben wir mit Recht am 1. Oktober unsern Pabst Alexander gewählt." Ein Unsinn, den man ihm nicht zutrauen darf.

ternommen. Unter einander zwar sprechen die Kardinäle davon, wie doch nur ein Pabst die ganze Welt regiere, während es Könige in Menge gebe, und daß jeder Kaiser vor dem Pabst knieen müsse, weil er, als König der Könige und als Fürst über die Kaiser, alle Menschen auf Erden an Ehren und Majestät überträfe. Allein wie hätte man praktisch aus diesen Sätzen Konsequenzen ziehen können? Zunächst wenigstens ist es auch Hildebrands aufrichtige Meinung, daß in der Einheit zwischen dem apostolischen Stuhle und dem deutschen Hofe das Heil liege: diese beiden Mächte, welche das Regiment haben über den geistigen und leiblichen Theil der Menschheit, müssen sich gegenseitig stützen *. Noch 1073, im ersten Jahre seines Pontifikates, vergleicht er den römischen Pabst und den deutschen König mit den beiden Augen, die das Licht des Körpers sind.

Freilich hat er die Normannen zu päbstlichen Vasallen gemacht, und dieser eigenmächtige Schritt scheint deutlich genug zu sagen, daß man in Rom nicht ausschließlich nach dem Regiment über die Geister strebt. Indessen die Normannen — wenigstens Robert und Richard — sind ja nicht Lehnsleute des deutschen Königs.

Im Uebrigen ist seine Thätigkeit darauf gerichtet gewesen, den päbstlichen Stuhl aus den Händen des römischen Adels zu befreien und ferner die Suprematie des Pabstes geltend zu machen über Bischöfe und Erzbischöfe in Italien, in Frankreich und Deutschland, damit dann Simonie und Priesterehe überall schwinde. —

Plötzlich spricht die Kaiserin, zum Theil auf Bitten der deutschen Bischöfe, das Absetzungsdekret aus gegen Pabst Nikolaus, und der Pabst, scheint es, sucht um Frieden nach, den man ihm verweigert. —

Fünfzehn Jahre später wird Heinrich IV., zum Theil auf Bitten der deutschen Bischöfe, das Absetzungsdekret aussprechen gegen Pabst Hildebrand, und Hildebrand wird mit dem Bannfluch antworten, wird Heinrich absetzen und zur Buße von Kanossa zwingen. (?)

Das wird die Folge der That von Kaiserswerd sein. Jene fünfzehn Jahre werden völlig hinreichen, das Reich zu zerrütten und dem päbstlichen Stuhl eine Macht zu erwerben, die er vordem nie besessen. —

* S. Damiani de brevitate vitae pontif. Rom. und disceptatio synod. gegen Ende.

Zunächst trat gleich 1061—62 ein Zeitpunkt ein, wo alle Pläne Hildebrands in Frage gestellt wurden. Die beiden Parteien traten einander zum ersten Male gegenüber, welche später seit 1076 einen Kampf auf Leben und Tod führten. Und die Haltung der deutschen Fürsten gab 1062, wie 1076, den Ausschlag: sie retteten Hildebrand 1062 durch ihre Verschwörung gegen Agnes, wie sie ihn 1076 retteten durch offene Empörung gegen Heinrich. —

Kaum war Nikolaus gestorben, so erhob sich jene Partei in Rom, die Hildebrand mit Hülfe der Normannen überwältigt hatte, zu einem letzten, verzweifelten Versuch, dem Treiben der Kardinäle ein Ende zu machen. Sie traten für das Interesse der Kaiserin auf. „Wir verfuhren (läßt Bischof Benzo von Alba * einen der Senatoren sprechen) nach dem Herkommen und schickten Gesandte aus Klerus, Senat und Volk an den König, damit er mit denselben einen Pabst wähle.“ Graf Gerhard von Galeria, der Abt vom Clivus Scauri (d. h. dem Kloster San Gregorio am Cölius) und andere Römer waren es, die sich nach Deutschland aufmachten, und sie führten mit sich nicht blos den Patrizierschmuck: Mantel und Mitra, den Fingerring und goldenen Reifen, — sondern selbst die päbstlichen Insignien **. Die Stadt war in Aufruhr. Gewiß war Hildebrand nicht anwesend: vielleicht verweilte er noch in Florenz, wo Nikolaus starb. Eine Zeit lang, scheint es, war Rom ganz für ihn verloren.

Zugleich hatten sich die lombardischen Bischöfe versammelt und waren unter Wibert ebenfalls zu dem Reichstage gezogen, den Agnes berufen. Sie wollten um einen Pabst bitten, der es nicht mit den Lumpen hielte. —

Auf dem Konzil zu Basel, am Tage „Simonis und Judä“, dem 28. Oktober 1061, erschien Heinrich mit den Insignien des Patriziates angethan und nach dem gemeinsamen Rath aller Anwesenden ***, unter Beistimmung der Gesandten der drei Stände in Rom †,

* Ich halte Benzo durchaus nicht für so unbrauchbar, wie es z. B. Giesebrecht thut in den annales Altahenses. Neben seinen Possen und chronologischen Irrthümern enthält er recht werthvolle Stellen.

** Damiani ep. I, 20. Berthold 1061. Bonizo VI. Benzo VII.

*** Berthold und Bernold 1061. Die Augsburger Annalen berichten fälschlich: „Erzbischöfe und Bischöfe stimmten nicht bei.“

† Benzo nennt sie „primates tripartiti ordinis Romanae urbis“.

ward Bischof Kadalus von Parma zum Pabst gewählt. Honorius sollte er heißen. Er war Kaiser Konrads Kanzler gewesen, ein sehr reicher Mann *. Näheres über seine Persönlichkeit wird nicht mitgetheilt. Daß Hildebrands Anhänger ihn als ein Ungeheuer, als einen höllischen Drachen schildern, versteht sich von selbst und ist unerheblich. Damiani besonders beweist eine große Fertigkeit im Schimpfen und thut sich viel darauf zu Gute, daß er so beißend gegen ihn geschrieben. Hätte Leo IX. auf den Synoden zu Pavia und Mantua, und Viktor II. auf der Synode zu Florenz nicht Nachsicht mit Kadalus gehabt — meint Damiani — so würde er längst sein Bisthum verloren haben.

Agnes hätte ihn mit etwa zehntausend Deutschen nach Rom geleiten sollen. Sie würde die Markgräfin Beatrix beruhigt, vielleicht ganz für Kadalus gewonnen haben; sie würde ohne Widerstand in Rom eingezogen, und die Normannen, wenn sie den Kampf gewagt hätten, würden niedergerannt worden sein.

Dann hätten die Ereignisse, in diesem Jahrhundert wenigstens, einen ganz andern Gang nehmen müssen. War Kadalus einmal im unbestrittenen Besitz des apostolischen Stuhles, dann würden Hildebrands Freunde unter den Kardinälen nach allen Richtungen hin auseinander gestoben sein, und Hildebrand selbst wohl diesem Rom, wo er ja nur mit Widerwillen sich aufhielt **, für immer den Rücken gekehrt haben. Die alten Zustände — Selbständigkeit der einzelnen Landeskirchen, Einsetzung der Bischöfe durch die weltliche Obrigkeit, und Priesterehe — würden fürs Erste geblieben sein. Der päbstliche Stuhl selbst wäre nach wie vor in Abhängigkeit von den Kaisern, ab und zu auch von den römischen Edelleuten gewesen. —

Allein vielleicht konnte die Kaiserin einen solchen Zug nicht unternehmen. Die lombardischen Bischöfe und die Grafen aus Italien, welche in Basel waren, erklärten, Waffen und Geld herbeischaffen und für Kadalus' Einsetzung sorgen zu wollen.

* Chron. Mont. Cas. II, 65. Bonizo VI. Kadalus schreibt er sich selbst. Die Zeitgenossen nennen ihn auch Kadolus, Kadalaus, Kadalous, Kadolaus. „Populi ruina" übersetzt Damiani (cadere und laos!).

** Brief vom 22. Januar 1075 an Hugo von Clügny: „Gott weiß es, gezwungen lebe ich in Rom seit 20 Jahren" (a viginti annis).

Inzwischen hatte Hildebrand schon einen Monat vor dem Konzil zu Basel den Römern und Lombarden, die dort tagten, und dem deutschen Hofe den Handschuh hingeworfen: er hatte den kühnen Schritt gewagt, einen Pabst zu wählen, ohne Rücksicht auf die Kaiserin.

Er wird, mit vollkommenem Bewußtsein, daß Alles — die Freiheit des päbstlichen Stuhls und die Reform der Kirche — auf dem Spiele stand, zugleich seine Hülfsmittel und die der Kaiserin gemustert haben. Er verabredete sich mit seinen Anhängern in Rom und erinnerte Fürst Richard von Kapua, daß er geschworen, Nikolaus' Dekret über die Pabstwahl aufrecht zu halten „nach dem Rath der bessern Kardinäle."

Zugleich gewann er Beatrix für sich und so mittelbar Herzog Gottfried. „Die tyrannischen römischen Edelleute — wird er der Markgräfin vorgestellt haben — deren Händen wir den Stuhl Petri entrissen, sammt den lombardischen Bischöfen, die das strenge Gericht der römischen Kirche fürchten, und allen denen, welche die alten Mißbräuche der Simonie und Priesterehe erhalten möchten — sie bestürmen und bethören das schwache Gemüth der frommen Kaiserin, als ob wir die Absicht hätten, die Rechte ihres Sohnes zu schmälern! Ihre Rathgeber werden bestochen sein. Wir müssen die Kirche zu retten suchen: es ist nicht die Kaiserin, gegen die wir kämpfen, sondern die Tyrannei des römischen Adels und die Gottlosigkeit der lombardischen Bischöfe."

Die Wahl, welche er traf, war sehr klug. Er wählte den Bischof Anselm von Lucca, der in Mailand erzogen, von Erzbischof Guido zum Priester geweiht, dann einer der Geistlichen am deutschen Hofe gewesen war und als solcher das Bisthum Lucca erlangt hatte. Sein Name begegnet uns noch in Urkunden vom Jahr 1057, aus denen seine Anwesenheit in der Pfalz zu Pöhlde und anderswo hervorgeht. Doch war er 1057 schon Bischof. Er war reich und ein guter Redner: einen klugen und heiligen Mann nannte ihn Damiani schon 1059. Als ein eifriger Gönner der Lumpen hatte er 1057 unter Stephan (mit Hildebrand), und 1059 unter Nikolaus (mit Damiani) in Mailand als päbstlicher Legat fungirt. Ohne Zweifel war diese Wahl der Markgräfin, welche sich sehr ent-

schieden der strengen Richtung der Kardinäle hinneigte, ganz willkommen.

Bei Nachtzeit (erzählt Benzo) setzten ihn Hildebrand und Richard auf den apostolischen Stuhl und nannten ihn Alexander. Sicher geschah es nicht ohne Gewalt der Waffen; denn die Bürgerschaft war gespalten: fast alle angesehenen Bürger, scheint es, waren gegen Hildebrand. Ob er aber damals (1. Oktober) gleich geweiht wurde, möchte zweifelhaft sein*.

XXXIII.

Heftiger Regen (berichtet Benzo**) verzögerte Kadalus' Zug nach Rom. Zugleich verbot Beatrix den Durchzug durch Toskana. Es war etwa Weihnachten 1061.

Benzo erhielt den Auftrag, einstweilen voranzugehen und in Rom für Kadalus zu wirken. Er bekreuzte sich, machte sich auf und zog mitten durch Toskana nach Rom, wobei er große Ausgaben hatte für seine Begleiter. Bei St. Pankraz vor der Porta del Popolo kamen ihm viele Römer in Waffen entgegen; an der Tiber ward er von einer andern Schaar empfangen, die ihn nach dem Palast Oktavians auf dem Palatin*** brachte, wo seine Herberge sein sollte. Da sprach er nun täglich für die Sache des Königs. Anselm aber und Hildebrand wagten nicht zu erscheinen; sie verkrochen sich, „wie Igel, die sich in ihre Stachelbecke wickeln."

In den einzelnen Stadtvierteln besprachen sich „die Weisen": im Circus Maximus zwischen dem Palatin und Aventin sollte die königliche Botschaft vernommen werden.

Wie man hier versammelt war, kam plötzlich von der andern

* Damiani schreibt seinen apologeticus (op. 20) an den *electus* ap. sedis. Daß dieß Alexander ist und nicht Nikolaus, ist mir aus mehreren Gründen wahrscheinlich: 1) er erwähnt seine Reise nach Frankreich 1063; 2) er spricht von dem Bischof von Florenz (Petrus), der erst nach Nikolaus' Tode dort gewählt wurde. Kadalus hatte überdieß 1063 die Leostadt in Besitz genommen, worauf Damiani anspielt. — Dagegen würde sprechen, daß er den Usurpator Mintio (Gimpel) nennt, womit Benedikt X. bezeichnet ward. Indessen Mintio ist ein allgemeines Epitheton.

** Ich habe den Text von Menken benutzt.

*** So gibt mir L. Bethmann an. Anselm scheint nur den Cölius mit dem Lateran inne gehabt zu haben.

Seite „der Ketzer aus Lucca" mit Bewaffneten. „Es erschien seine schreckliche Gestalt, wie ein Gespenst aus der Hölle." Bei dem Lärm, der jetzt entstanden (berichtet Benzo weiter), hätte er die Hand ausgestreckt, Ruhe geboten und dann Anselm kräftig ins Gewissen geredet: er solle bedenken, daß ihn Kaiser Heinrich über Lucca gesetzt, und daß er ihm und seinem Sohne Treue geschworen. Wie er es wagen könne, die ihm anvertraute Kirche zu verlassen und sich der Mutter aller Kirchen, der römischen, aufzudringen! Und in solcher Weise! Durch solche Mittel! Denn Hildebrand, Simons Sohn, wäre der Makler bei diesem Geschäft gewesen; Richard, mit blutigem Schwert umgürtet, und die Knechte des Satan hätten ihn bei Nacht auf Petri Stuhl gesetzt, nicht Senat, nicht Klerus und Volk. Er untersage ihm jede Wohnung in Rom: er solle nach Lucca zurückkehren und dann an den Hof nach Deutschland gehen, um sich zu rechtfertigen.

Anselm sprach: „Ich weiß, daß ich mein Bisthum vom Kaiser Heinrich habe, und werde meinen Eid der Treue halten. Ich werde einen Gesandten nach Hofe schicken und meine Absichten kund thun."

Damit wandte er sein Pferd um und zog mit seinen Leuten ab.

Auf den Vorschlag der Senatoren nun wurden Kuriere an Kadalus geschickt, damit er käme. „Bruder Benzo" aber blieb unter den Römern, wie mitten im Meer, in beständiger Furcht vor plötzlichem Sturm. „Denn außer dem genannten Adel, läßt es sich nicht sagen, wie viel Proteuse in jener Stadt sind." Er versprach Berge von Gold, berieth sich mit den Senatoren über die großen Angelegenheiten und stärkte das Volk mit den Blumen seiner Rhetorik. So war er allenthalben beliebt. Fast alle Stadtviertel, behauptet er, hätte er dahin gebracht, daß sie dem Könige Treue schwuren. —

Indessen Hildebrand hatte Geld, und das ärmere Volk — die Lumpen von Rom — hing ihm an wider die Edelleute, wie es später Rienzi anhing. Es wird in ihm seinen Schützer erblickt haben. —

Kadalus nun zog mit einem Heere — meist Bewaffnete aus Parma — durch das Gebiet von Bologna und Ravenna, über das Gebirge und kam am 25. März 1062 nach Sutri. Ein Graf Pepo befehligte seine kleine Armee; Kanzler Wibert begleitete ihn als des Königs Stellvertreter.

Benzo begrüßte sie in Sutri. Senatoren und die Grafen aus Galeria waren mit ihm. Er verkündete ihnen alles Gute.

Denn (erzählt er) „ich kannte Hildebrands List nicht.“ Auf den Straßen in Sutri (fährt er fort) sagten überdieß Alexanders Anhänger fälschlich aus, derselbe wolle seine Würde niederlegen. Leo, der getaufte Jude, Hildebrands Freund, lud sie nach Rom zu friedlicher Verhandlung ein. „Wir sehen, sprach er, „daß des Königs Kanzler mit eurem Erwählten ist. Da wäre es des Todes würdig, ihm zuwider zu sein.“

In Rom, scheint es, herrschte zur selben Zeit großer Zwist unter den Bürgern. Als aber Kadalus mit den Seinen gegen die Stadt heranzog und am 14. April auf Neros Wiesen (nördlich von der Engelsburg) erschien, ging ihm Hildebrand mit einer gewaltigen Menge Volks entgegen. „Doch sobald sie unsere Adler * sahen, ergriffen sie die Flucht.“ Die Römer wurden geschlagen, Viele gefangen; Andere in die Tiber gesprengt. In dem Gemetzel, welches Statt fand, wurden „so Viele von dem unkriegerischen Volk erschlagen, daß man die Zahl der Gefallenen nicht kennt.“ (Damiani.)

Kadalus rückte in die Leostadt. Die annales Romani ** erzählen: Sie hätten den Pabst da gleich in der Basilika weihen können, aber sie waren dumm und wollten ihn zu St. Peter in vinculis weihen. In der Nacht nun theilte Hildebrand so viel Geld aus, daß sie am Morgen nicht durch die Stadt ziehen konnten.

Benzo dagegen giebt an, große Trauer hätte in der Stadt geherrscht, weil in dem Treffen vielen Römern Söhne oder Verwandte erschlagen worden; deßhalb hätten sie es vorgezogen, draußen zu bleiben, bis der Schmerz nachgelassen.

Auf den Rath der Senatoren gingen sie unterhalb der Stadt über die Tiber. Ringsum schlossen sich ihnen die Edelleute an. Auf den Wiesen vor Tuskulum zwischen duftenden Kräutern und Blumen

* Auch Kosmas spricht viel von den kaiserlichen Adlern. Heinrich III. „rückt mit seinen Adlern gegen den böhmer Wald.“ Er pflanzt 1042 die Adler vor Prag auf.

** Auch diese Parthie ist keineswegs völlig gleichzeitig geschrieben. Anselm wird Erzbischof von Mailand genannt.

errichteten sie ihre Zelte. Da dachten die Herren nach, wie sie die List des dämonischen Mönches zu Schanden machen könnten.

Auch drei Gesandte des griechischen Kaisers Konstantin Dukas fanden sich vor Tuskulum ein, um über ein Bündniß mit den Deutschen gegen die Normannen zu verhandeln. Benzo bewunderte ihr weißes Leinen, ihre scharlachfarbenen Mützen, ihre hellgrünen, mit Gold durchwirkten, mit Perlen und Edelsteinen gestickten Röcke, ihre goldschimmernden Talare.

XXXIV.

Unerwarteter Weise gelangt jetzt — es war im Mai 1062 * — Herzog Gottfried mit einer Heerschaar in der Nähe der Stadt an. Er schlägt sein Lager an der Milviusbrücke nördlich von Rom auf und schickt Botschaft an Kadalus: „Unser Freund, der Herr Kadalus weiß, daß die Herrn von Kanossa den Pabst zu geleiten haben. Warum hat er unser Geleit abgelehnt?" Und versprach, den ganzen Streit zu beendigen.

Er stieß mit seinem Heere zu Kadalus und beredete ihn, nach Parma zurückzukehren: es sei besser, mit List gegen Anselm zu verfahren; er wolle ihn veranlassen, nach Lucca zu gehen; die Kaiserin solle noch einmal entscheiden, und wen sie zum Pabst bestimme, den wolle er dann nach Rom führen; es sei ja sicher, daß die Kaiserin und der Hof ihre erste Wahl nicht umstoßen würden.

Er schwur (sagt Benzo) auf das Evangelium, daß er so verfahren würde, und so brach man auf, obwohl nicht ganz ohne Bedenken. Kadalus ging nach Parma.

Gottfried aber rief Anselm aus Rom und geleitete ihn nach Lucca. —

Wenn man bedenkt, daß gerade zur selben Zeit die Verschworenen zu Kaiserswerd Heinrich raubten, so kann man sich des Argwohns nicht erwehren, daß Gottfried um die Verschwörung der deutschen Fürsten gewußt hat. Er wird Anselm über die Entscheidung am Hofe beruhigt haben: die Kaiserin würde nicht mehr am Ruder sein. —

Benzo behauptet sogar, Anno habe beständig durch heimliche

* „Kaum einen Monat nach dem Treffen auf Nero's Wiesen." Bonizo.

Boten mit Hildebrand unterhandelt. Allein darauf ist nichts zu geben. —

Kadalus' Sache war verloren, sobald Anno das Reichsregiment übernahm; nicht als ob dieser Hildebrands Freund gewesen, sondern weil ein Pabst, welcher der Kaiserin seine Würde verdankte, Anno unbequem werden konnte. Kadalus würde den Raub des Königs gemißbilligt, er würde vielleicht geistliche Waffen gebraucht haben, um Agnes wieder ans Ruder zu bringen.

Von einer auswärtigen Politik war in der alten Welt die Rede zu Athen und Sparta, wie zu Rom und Karthago; es giebt eine auswärtige Politik in allen Staaten des Abendlandes, seit das System des europäischen Gleichgewichts entstanden ist. Im Mittelalter gab es fast nur am päbstlichen Hofe eine auswärtige Politik: die Zeit der Lehnsstaaten schien derselben nicht zu bedürfen; — wiewohl man sich in Deutschland darauf hätte verstehen sollen wegen der Verwickelungen, in welche das Reich durch die Kaiserwürde gerieth, die an der deutschen Krone haftete.

Ob die deutschen Fürsten des 11. Jahrhunderts, und speziell Anno, eine Ahnung davon hatten, daß sie um der Würde des Reiches willen die allgemeinen Verhältnisse im Auge behalten müßten, darüber werden wir genugsam belehrt durch die Anordnung, welche Anno 1062 traf: daß nämlich jedesmal der Bischof, in dessen Sprengel der junge König sich aufhielte, in den Streitsachen, die an den Hof gelangten, Recht sprechen und zugleich Sorge tragen sollte, damit das Reich keinen Schaden nähme.

Also jeden Monat etwa ein anderer Regent! — Es ist wahr, dieß Dekret ist nie in Kraft getreten; aber daß es nur möglich war, es zu erlassen, dieser Umstand zeichnet deutlich genug den Charakter jener Fürsten: gegenseitige Eifersucht und schmutzige Sorglosigkeit in Allem, was das Reich im Ganzen betraf.

Im Oktober 1062 begaben sich Anno und Siegfried von Mainz * mit dem Könige nach Augsburg. Wie es scheint, waren

* Am 24. Oktober waren in Regensburg Anno, Siegfried, Adalbert von Bremen, Burkhard von Halberstadt, Günther von Bamberg, die Herzöge Otto und Berthold, Markgraf Otto von Meißen, Pfalzgraf Friedrich von Sachsen und Graf Egbert von Braunschweig.

mit ihnen sämmtliche Verschworene von 1062 zugegen. Sie ließen es Bischof Heinrich auf das Härteste empfinden, daß die Zeit seines Einflusses bei Hofe vorbei war. Er fing bald darauf an zu kränkeln und starb im September des folgenden Jahres.

Am 27. Oktober wurde auf dem Konzil — Gottfried * und mehrere italienische Bischöfe hatten sich eingefunden — Kadalus abgesetzt. Anno gab seinem Neffen, dem Bischof Burkhard von Halberstadt, den Auftrag, Alexander nach Rom zu führen, und Burkhard vollzog denselben zur großen Zufriedenheit des neuen Pabstes. „Du hast deinen Auftrag — schreibt ihm Alexander — den Frieden der Kirche herzustellen, nach dem Befehl unseres geliebten Sohnes, des König Heinrich, freudig übernommen, und bist auf der Gesandtschaft beständig mit lauterer Liebe für uns und die römische Kirche besorgt gewesen. Du sollst unser Sohn im Geist, und die halberstädter Kirche ganz besonders die Tochter der römischen Kirche heißen." Und er übersandte ihm Mitra, Pallium und andere erzbischöfliche Insignien, zum großen Neide der andern Bischöfe und zum allerhöchsten Verdruß seines Metropoliten, Siegfrieds von Mainz.

Benzo zufolge hat auch Gottfried damals Alexander nach Rom geleitet und sich dann des Herzogthums Spoleto, der Markgrafschaft Camerino und mehrerer Grafschaften am (adriatischen) Meere bemächtigt.

XXXV.

Ferner erzählt Bischof Benzo, die Kaiserin hätte Kadalus aufgefordert, nach Rom zurückzukehren; sie würde ihm helfen: noch ständen ihr treue Fürsten zur Seite. Doch klingt das unwahrscheinlich.

Jedenfalls gelang es Kadalus, obgleich Beatrix (denn Gottfried war in Deutschland) die Päſſe des Appennin bewachte, mit einer Reiterschaar nach Rom zu kommen und die Leostadt zu besetzen. Die sehr hohe und feste Engelsburg ward ihm von den Edelleuten überliefert, und nun wiederhallte die weitläufige Stadt von Kampfge-

* Benzo sagt, daß Gottfried damals nach Deutschland ging. Bonizo wirft das Konzil von Augsburg mit dem von Mantua zusammen und sagt: „Auf diesem großen Konzil (in Mantua) waren auch Herzog Gottfried und Otto der Sachse, Herzog von Baiern." Ich halte dafür, daß dieß zu Augsburg war.

schrei und Waffenlärm. Alexander selbst flüchtete sich in ein Kloster auf dem Kapitolinus *. Hildebrand aber feuerte die Seinen zum Streit an: nicht bloß seine eigene Miliz, die er unter Nikolaus errichtet, sondern auch Normannen kämpften für ihn in den Straßen.

Wenn man Benzo hierin Glauben schenken darf, so hatte Kadalus' Partei eine Zeit lang im Sommer 1063 — um die Zeit etwa, da der dreizehnjährige Heinrich mit Otto von Nordheim und Erzbischof Adalbert von Bremen auf dem Zuge nach Ungarn war — sehr entschieden die Oberhand. Selbst der Lateran muß in ihren Händen gewesen sein. Benzo erwähnt ausdrücklich, daß die Normannen am Cölius und am Abhange des Quirinal, wo die beiden berühmten Kolosse standen, „das Werk des Praxiteles", große Verluste erlitten und daß sie sogar die Stadt geräumt hätten.

Indessen andere Normannen bedrohten beständig von Süden her das appische Thor; im Norden, scheint es, rüstete Beatrix; und, was das Schlimmste war, Kadalus ging das Geld aus, so daß er wenigstens auf den Pöbel in Rom nicht mehr rechnen konnte.

Alexander setzte mit Frohlocken Erzbischof Gervais von Rheims davon in Kenntniß, daß Kadalus auf einem Thurme von seinen eigenen Anhängern jämmerlich gefangen gehalten würde: sie verlangten von ihm Rückzahlung des Geldes, das sie für ihn aufgewendet.

Einer Nachricht zufolge hätte sich Kadalus mit 300 Mark Silber losgekauft, so die Engelsburg — denn dort hielt man ihn gefangen — auf einem unansehnlichen Thierlein, von einem Diener begleitet, verlassen, sich an eine Pilgerschaar angeschlossen, und wäre nach Parma zurückgekehrt. Das müßte im Winter 1063—64 passirt sein.

Wie dem auch sein möge: Kadalus' Partei war weder in Oberitalien, noch auch in Rom selbst gänzlich besiegt. Die Sachen standen noch immer zweifelhaft genug.

* Die annales Romani erzählen, bei der erste Expedition 1062 wäre Kadalus auf der Engelsburg, Alexander auf dem Kapitol gewesen. Das wird sich auf die zweite Expedition beziehen. Alexander hatte 1062 keine Ursache, den Lateran zu verlassen.

XXXVI.

Trotzdem waren Hildebrand und Alexander höchst unangenehm überrascht, als eine Botschaft Annos an sie gelangte — durch Kunibert von Turin und Gregor von Vercelli — daß er noch einmal zu Pfingsten in Mantua eine Synode halten würde, um den Streit zu schlichten, und Alexander möchte dort sich einfinden: es geschähe dieß auf die dringenden Bitten Peter Damianis *.

Der unselige Damiani! Da hatte er sich nun wieder ganz stillschweigend in Sachen gemischt, um die er sich gar nicht zu kümmern hatte. Es war ja schon Alles in Augsburg abgemacht. Und bei Damianis Indiskretion und Unüberlegtheit mußte man wahrlich gewärtig sein, daß er über Alexander und Hildebrand nachtheilig geschrieben. Er hatte ja beständig Skrupel geäußert über Hildebrands gewappnete Schaaren, sich bitter beklagt über die Beraubung seiner beiden Bisthümer; ja, er hatte Alexander gewarnt, er sollte ihn besser behandeln, sonst würde er öffentlich Klage führen müssen über Dinge, von denen er bisher geschwiegen: es würde Alexander Schande machen. Uebrigens lebte er seit einiger Zeit wieder als Eremit im Gebirge.

Von Beiden, dem Pabst und dem Archidiakonus, erhielt Damiani Aufforderungen, sogleich ein Exemplar seines Briefes an Anno nach Rom einzusenden, dann selbst zu ihnen zu kommen und Alexander nach Mantua zu begleiten. Die Briefe, sagt Damiani, wären einander sehr unähnlich: der des Pabstes wie ein wärmender Sonnenstrahl, der Hildebrands wie ein wüthender Nordwind. —

Er hatte auf seiner Legation nach Frankreich, im Sommer

* Daß dieß so geschehen, geht aus Damiani ep. I, 16. hervor. Es ist dieß für mich außer dem Uebereinstimmen der Hauptquellen der stärkste Beweis, daß das Konzil zu Mantua 1064 war. Damiani hat 1063 an Anno geschrieben. Anno nun schreibt an Alexander, daß er auf Damiani's Bitten ein Konzil zu Mantua halten wolle. Daher kann dasselbe nicht gut 1067 Statt gefunden haben. Anno hätte 1067 nicht gut sagen können, er wolle ein Konzil halten, weil Damiani ihn 1063 darum gebeten! — Bonizo behauptet, zwei Jahre wäre Kadalus auf der Engelsburg gefangen gewesen, und Stenzel meint, das wäre die Zeit von 1065—67 gewesen. Indessen 1065 hielt Kadalus z. B. in Bardi Gottesdienst, wie die Inschrift bei Affò beweist: „hic Honorius II. anti papa functiones pontificales faciebat anno Chr. 1065." Uebrigens war Anno noch am 3. Mai in Kaiserswerd, wo die Fürsten sich wahrscheinlich beriethen. Es waren da Gottfried der Bärtige, Friedrich von Niederlothringen, Gerhard von Oberlothringen, die Bischöfe Adalbert von Bremen, Siegfried von Mainz, Eberhard von Trier, Burkhard von Halberstadt u. s. w.

1063, in redlichem Eifer für Alexander an Anno geschrieben, in einer Herberge, während sein Pferd gesattelt wurde, und die Genossen sich auf den Weg machten.

Anno (schrieb er) hätte zwar den schuppigen Hals des parmensischen Thieres mit dem evangelischen Schwerte durchhauen; allein wenn nicht noch die letzte Hand angelegt würde, so drohte das Gebäude den Einsturz. „Noch schnaubt der scheußliche Drachen und beleidigt mit dem Geruch seines vergifteten Geldes die Nasen der Menschen.“ Er möchte dafür sorgen, daß in kürzester Frist ein allgemeines Konzil zu Stande käme, und die Dornen dieses verderblichen Irrthums ausgerottet würden.

„Da seht ihr — schrieb er an Alexander — was ich gegen euch geschrieben. Soll ich für diesen Brief sterben, so halte ich den Nacken dar.“

Indessen es wurde ihm Beides erlassen, das Verhör in Rom und die Reise nach Mantua.

Alexander scheint nach Pisa zu Schiffe gekommen zu sein; von dort zog er unter dem Schutze der Markgräfin nach Mantua. Jedenfalls kam er zu Schiffe nach Rom zurück *. Der Weg zu Lande war wohl zu unsicher.

Eine Menge von Bischöfen aus Deutschland und der Lombardei hatte sich eingefunden. Kadalus soll (einer Nachricht zufolge) zu Aqua Nigra (an der Adda) verweilt, und von Anno den Vorsitz auf dem Konzil verlangt haben; als derselbe jedoch verweigert wurde, zog er vor, nicht zu erscheinen.

Was Alexander über seine Wahl und sein Verfahren in Rom sprach, genügte Anno und den Bischöfen. Das parmensische Heer, welches am zweiten Tage des Konzils in die Stadt drang, um dasselbe zu sprengen, ward von den Soldaten der Markgräfin hinaus getrieben, — und so schien Allen Kadalus' Sache verloren. Jedermann suchte Alexanders Freundschaft: „sie stürzten herbei zu ihm, wie Fische zur Fütterung“.

Es war wohl damals, daß Anno Kadalus' Hauptstütze hinwegräumte, Wibert, an dessen Stelle Bischof Gregor von Vercelli **

* Dam. de brevitate vitae pont.
** Damiani ep. I, 20.

Kanzler der Lombardei ward, ein sonst übel berüchtigter Mann, der aber damals Alexanders Gunst sich erworben hatte.

XXXVII.

Hildebrands Sieg konnte durch nichts kräftiger besiegelt werden, als dadurch, daß die Kaiserin selbst, von welcher Kadalus eingesetzt war, — sie, die Damiani noch neulich eine Athalja genannt — mit dem heiligen Schleier umhüllt, in tiefster Demuth nach Rom kam, „vom heiligen Geist erleuchtet dem Pabst Alexander beichtete und sich von ihm eine Buße auferlegen ließ“ *.

Heinrich hatte zu Ostern 1065 Ritterwaffen erhalten. Agnes schloß damals, wie es scheint, einen Vertrag mit den Fürsten hinsichtlich der Maßregeln, die zu treffen wären, falls Heinrich vor ihr sterben sollte **, und begab sich dann nach Italien. Sie blieb meist in Rom; doch war sie einige Zeit auch im Benignuskloster zu Fruttuaria (in Piemont), und zu Monte Casino.

„Sie, die Herrin von Königreichen, demüthigte sich und ward die Magd der Armen. Sie pilgerte fast durch ganz Italien, betete bei den Reliquien der Heiligen und brachte ihnen kostbare Geschenke dar.“

Ihr Seelenzustand ist für das Jahrhundert charakteristisch. In einem Briefe, worin sie dem guten Vater Albert und den Brüdern zu Fruttuaria die Dienste einer Magd bietet, klagt sie: „Mein Gewissen erschreckt mich mehr, als Geister und Gespenster. Ich fliehe durch die Stätten der Heiligen und suche ein Versteck vor meiner Angst; habe auch großes Verlangen zu euch zu kommen, da ich vernommen, daß euer Gebet sicher zum Heile führt.“

Und welches waren ihre Sünden?

Mit bitterlichem Weinen und Seufzen beichtete sie zu Rom Peter Damiani Alles, was seit ihrem fünften Jahre Eitles in ihren Gedanken und Ueberflüssiges in ihren Worten gewesen sein möchte. Und er konnte ihr nicht einen einzigen Fasttag zur Buße auferlegen,

* Vita Ans. Luc. bei Gretser VI. — Daß Agnes 1065 nach Rom kam, s. Buch II. Kap. 19.

** S. Gregors VII. Brief an die deutschen Fürsten vom 3. September 1076. Das Nähere ist unbekannt.

sondern sprach, wie der Engel in der Offenbarung: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.

Sie kam nach Rom in schwarzem, grobem Gewande; auf einem elenden Maulthier; auf dem Haupte statt der Krone den Schleier; um die Schultern statt des Purpurs den Sack; in der Hand statt des Scepters den Psalter. Ihr zarter Hals, den so lange weicher Hermelin, mit Gold und Perlen gestickt, eingehüllt hatte, ward jetzt wund durch die Berührungen mit dem rauhen Kragen ihres Kleides.

„Auf Erden — spricht Damiani — konntest du nach dem Tode des Kaisers keinen so würdigen Gemahl finden; da suchtest du einen Bräutigam im Himmel. Wenn ein Mädchen heirathen soll, so bringen Verwandte und Bekannte Geschenke herbei; Säcke und Schreine werden gefüllt, damit die Frau reich ausgestattet zum Manne komme und seine Liebe gewinne. Du aber hast deine Schätze, Gold und Perlen verschleudert, um den himmlischen Bräutigam zu gewinnen; deine golddurchwirkten Teppiche hängen in den Kirchen; der königliche Schmuck dient den Altären Gottes."

Die Einkünfte ihrer Güter vertheilte sie fast sämmtlich an Arme. Sie kasteite sich fortwährend, „lebte von ihren Thränen" und war äußerst demüthig. Bäder und weiche Lager mied sie gänzlich. Sie ruhte Nachts oft auf bloßer Erde; ausnahmsweise auf einem Teppich oder auf Stroh, und wenn sie ein wenig geruht, stand sie sogleich wieder auf zum Gebet. Täglich beichtete sie, was sie gethan und gedacht; beständig waren Geistliche um sie, welche ihr vorlasen, mit ihr speisten, und ihr kleine Bußen auferlegten.

Ihr Tisch war höchst einfach und nie ohne einen Vorleser. Feine Speisen wurden wohl aufgetragen, allein nur zur Uebung in der Enthaltsamkeit. In der Regel kostete sie nicht davon. Nur zuweilen konnte sie sich nicht beherrschen und aß reichlich, worüber sie sich nachher bei Damiani in großer Angst anklagte.

„Aber du fastest ja so vielfach — tröstete sie dieser — du hast dem Purpur, der Krone, dem Reiche und der Ehe entsagt, bist jetzt mit häuslicher Stille zufrieden, fliehst den Anblick der Menschen und bringst die Zeit mit Beten und Singen zu!"

Zuweilen waren ihre Skrupel freilich ebenso komisch, wie für die

Bildung der Zeit charakteristisch, — und Damiani veröffentlicht dieselben mit seiner gewohnten Indiskretion.

Uebrigens war sie sehr arbeitsam und nähte eifrig Kleider für Arme. Kranke, besonders solche, die an Aussatz oder eiternden Wunden litten, ließ sie sorgfältig baden und pflegen. —

Wiederholt übernahm sie Legationen nach Deutschland, zuerst, um zwischen Heinrich und Rudolf von Schwaben zu vermitteln, später, um den Frieden zwischen Heinrich und Hildebrand zu erhalten. Doch ihre Bemühungen scheiterten, und da war es wohl gut, daß ihr Sinn ganz auf das Jenseits gerichtet war.

Denn sie lebte noch lange genug, um den Verrath der deutschen Fürsten ausbrechen und Dinge zu sehen, die ihr das Herz durchschnitten.

XXXVIII.

Inzwischen gab Kadalus auch nach dem Konzil von Mantua seine Sache keineswegs verloren: er hat bis zu seinem Tode 1072 Titel und Insignien als Pabst beibehalten. Es war ja auch nicht der König, der ihn seiner Würde beraubt hatte, sondern eine Partei, die sich wider Recht das Reich angemaßt. Und Heinrich wuchs heran: seit er das Ritterschwert trug, war er gleichsam mündig; auch schien Annos Einfluß bei Hofe vernichtet und eine ganz andere Politik vor der Thür zu sein, seit Erzbischof Adalbert von Bremen das Vertrauen des Königs ganz ausschließlich besaß.

So wenig man aus den dürftigen und verworrenen Angaben der Zeitgenossen eine klare Anschauung im Einzelnen gewinnt, so steht doch fest, daß die Kardinäle noch 1065 die größten Besorgnisse hegten.

Adalbert von Bremen war indessen nicht der Mann, der Hildebrands Pläne hätte vereiteln oder Anno unschädlich machen können. Er gehört zu den Menschen, wie man sie zuweilen an der Spitze von Staaten erblickt, deren Talente bei mangelnder Geistesschärfe und Charakterfestigkeit eine öffentliche Kalamität sind und nur dazu dienen, die Existenz von Reichen und Dynastieen zu untergraben.

Er besaß Gaben, mit denen er viel Gutes und Großes hätte wirken können: edle Herkunft, Reichthum, Schönheit, einen vielge-

wandten, schwunghaften Geist, starkes Gedächtniß, Witz und Beredtsamkeit; zudem war er keusch und mäßig. Allein diesen trefflichen Eigenschaften ward die Spitze abgebrochen durch einen maßlosen Hochmuth und eine Eitelkeit, die weit entfernt war, ein energischer, berechnender Ehrgeiz zu sein. Sucht nach Ruhm und Glanz erfüllte ihn mit phantastischen Träumen und trieb ihn zu rastloser, krankhafter Thätigkeit, welche zu seinen Mitteln in keinem Verhältniß stand. Sein Wesen entbehrte völlig des Gleichgewichts: wie er im Glück nie zufrieden war und es namentlich verstand, durch Selbstüberhebung und Rodomontaden andere Fürsten zu beleidigen und sich zu Feinden zu machen; so kam über ihn in Zeiten des Unglücks eine solche Niedergeschlagenheit und Reizbarkeit, daß er seiner Sinne nicht mächtig war, und Jedermann seine Nähe mied.

Wie so ganz anders verstand Anno von Köln zu wirthschaften, der schon im zweiten Jahre seiner Regierung sich rühmen konnte, daß Keiner seiner Vorgänger mehr, als er, für den Glanz des kölnischen Namens gethan!

Adalbert dagegen, als er von seinen Schmarotzern umgeben, durch die Ruhr zum Skelett entkräftet, auf seinem elenden Sterbebett zu Goslar lag und bedachte, wie sein Bisthum ruinirt, und alle seine Träume in Nichts zerronnen waren, mußte mit Jammern bekennen, daß er vergebens gelebt.

Er stammte aus dem Hause der Grafen von Wettin, rühmte sich aber, die Ottonen und so auch die griechischen Kaiser unter seine Ahnen zählen zu können. Schon als Domherr zu Halberstadt und als Subdiakonus in Bremen hatte er durch sein hochfahrendes Wesen Anstoß erregt. Als er nun 1045 Erzbischof ward, that er sich nicht wenig darauf zu Gute, daß ihn zwölf Bischöfe zu Aachen vor dem Kaiser und den Fürsten einsegneten.

Seine Vorgänger, meinte er, wären obskur; er verdiente schon seiner edlen Herkunft wegen einen hohen, ja den höchsten Bischofssitz.

Er wollte der Patriarch des Nordens werden. Mit Hast ging er zunächst daran, Bremen zu verschönern. Die Stadt war elf Jahre vorher niedergebrannt; sein Vorgänger hatte sie mit einer Mauer umgeben lassen, den Bau der Peterskirche nach dem Muster der kölnischen begonnen und ebenso die Gebäude für die Geistlichen zum

Theil aus Steinen prächtig herstellen lassen. Allein das genügte Adalbert nicht; er ließ die letztgenannten Gebäude einreißen, um schönere zu bauen; die Kirche sollte dem Dom zu Benevent gleichen, und da es an Steinen fehlte, so wurde die Mauer und selbst der schöne feste Thurm über dem „großen Thor" (welches im Westen dem Markt gegenüber lag) niedergerissen!

So baute er an andern Orten Probsteien, Kirchen und Klöster, die fast sämmtlich schon bei seinen Lebzeiten wieder einstürzten oder eingingen.

Als den Mittelpunkt seines Sprengels betrachtete er indessen **Hamburg**, wiewohl seinen Vorgängern der Ort des schlechten Wassers wegen (wie es scheint) nicht lieb war. Hier wohnte er ganze Sommer lang, promovirte seine Geistlichen und empfing die Gesandten aus Dänemark und Wendenland. Hier sollte sein Bischofssitz sein, wenn er erst Patriarch wäre, was er durch die Gunst des Kaisers und Pabst Leo's zu erreichen hoffte. Der Wendenfürst Gottschalk förderte die Missionen unter seinen Landsleuten außerordentlich; Swen der Dänenkönig bewirthete Adalbert wohl in Schleswig mit jenen überreichlichen, wochenlangen Schmausereien, „wie es bei den Barbaren Sitte war." Aber seine Ermahnungen an Swen, mäßiger zu sein und von den Weibern zu lassen, fruchteten nichts. „Dieß Laster drückt alle jene Völker."

Mit großem Feuer betrieb er das Missionswesen, so daß er oft nicht beim Gottesdienst erscheinen konnte. „Das kleine Bremen ward fast wie Rom besucht, besonders von den nordischen Völkern. Gesandte aus Island, Grönland und von den Orkaden holten sich Prediger von dort."

Da erschien er denn sicher inmitten der Barbaren freundlich, mild, gastfrei, majestätisch. Auch war er eifrig für das Wohl seiner Priester besorgt, freigebig gegen Pilger und Arme. Er wusch wohl dreißig Armen knieend die Füße. Nichts konnte feierlicher und pomphafter sein, als wenn er in der Marienkirche in der Altstadt Hamburg Gottesdienst hielt, wie er an allen hohen Festen that. Bei der Bereitung der Hostie zerfloß er in Thränen. Zuweilen führte er da geistliche Schauspiele auf: es geschah wohl, daß er die Erscheinung des Herrn auf dem Sinai nachahmte mit Weihrauchwolken, Lichter-

glanz und der Donnerstimme seiner Sänger; — vielleicht, um den Heiden die Befolgung der zehn Gebote recht eindringlich ans Herz zu legen.

„So liebte er, was glänzend, neu und unerhört war, doch Alles nach der Autorität der Schrift.“ —

Er sollte es erleben, daß Hamburg von den Wenden dem Erdboden gleich gemacht, daß durch seine Schuld die Bevölkerung von Bremen abnahm und der Markt leer wurde.

Er lag beständig mit den Billungen im Streit, welche die Immunität des Erzstiftes beeinträchtigten. Er verfolgte sie mit dem bittersten Hasse, den sie nicht weniger heftig erwiederten. Er versicherte oft, er würde Alles daran setzen, sein Bisthum frei und den übrigen gleich zu machen, so daß kein Herzog, Graf oder Schultheiß irgend eine Macht in demselben haben sollte. Vom Herzog Bernhard dagegen erzählte man, daß er geäußert hätte, Adalbert sei wie ein Kundschafter nach Sachsen gesetzt, um den Fremden und dem Kaiser zu verrathen, wo das Land offen wäre: so lange er oder einer seiner Söhne lebte, solle der Bischof keinen guten Tag haben.

Diese Verhältnisse bestimmten Adalbert, durch eifrigen Dienst bei Hof und auf Kriegszügen sich Kaiser Heinrichs Gunst und Schutz zu erwerben. Doch ist sein Einfluß unter Heinrich III. wohl nicht so bedeutend gewesen, wie es sein Biograph und Zeitgenosse, der Priester Adam zu Bremen, angiebt. Desto größer unter Heinrich IV.

Es war ein verhängnißvoller Moment, als ihn Anno (1062) aufforderte, an der Regentschaft Theil zu nehmen; verhängnißvoll für Adalbert und für das Reich.

Zunächst glaubte er, jetzt die Mittel zu besitzen, um sein Erzstift über alle andern zu erhöhen. Bremen war eigentlich arm, kaum vermochte es das Geld für den kostspieligen Hofdienst aufzubringen. Adalbert aber verschwendete ungeheure Summen, theils an Schmeichler und Schmarotzer, die beständig um ihn waren, theils um die Neigung der Leute zu gewinnen, welche den Hofstaat bildeten. Er entwarf Pläne der verschiedensten Art zu gleicher Zeit, von denen wenige auszuführen waren und keiner seinem Bisthum zum Heile diente. Bald suchte er an ungeeigneten Stellen Gärten, selbst Weinberge anzulegen. Bald wollte er so groß sein, wie der würzburger

Bischof, der in seinem Sprengel fast alle gräflichen und herzoglichen Befugnisse allein ausübte; diejenigen Herzöge oder Grafen, die im bremer Sprengel Gerichtsbarkeit hatten, sollten seine Vasallen sein; und so bezahlte er denn an Herzog Gottfried von Lothringen, an Graf Egbert, an Udo von der Nordmark so viel Geld, „daß wir arm wurden, um nur die Ehre zu haben, reiche Leute unsere Vasallen nennen zu können." Bald erwarb er Klöster und Landgüter, die er dann wieder abtreten mußte.

Für den Grafenbann in einigen friesischen Distrikten verschleuderte er den ganzen Kirchenschatz von Bremen. Aber statt der silbernen, tröstete er seine betrübten Priester, würde er bald eine goldene Kirche herrichten und alles Weggenommene doppelt erstatten.

Bei so viel schwunghaften Plänen und so wenig Berechnung, bei so viel Wärme und so wenig Klarheit des Geistes, war es natürlich, daß auch die stärksten Dosen Schmeichelei ihm nicht zuwider waren. Solche Schmarotzer, die zu sprechen wußten, wie er es gern hörte, gelangten durch ihn zu großem Reichthum. Unter ihnen war ein getaufter Jude, Paul, aus Griechenland, der sich rühmte, er könne Gold aus Kupfer machen; in Hamburg würde er demnächst eine Münzstätte anlegen, da sollte Kupfer eingeschmolzen werden und in der Gestalt von goldenen Byzantinern aus dem Prägstock kommen. Andere rühmten sich, Engels-Offenbarungen zu haben: der hamburger Patriarch würde bald Pabst sein; er würde seine Nebenbuhler vom Hofe vertreiben; er würde allein und lange das Reich leiten, würde sehr alt werden, sein Erzstift über fünfzig Jahre behalten und endlich in der Welt das goldene Zeitalter erneuern.

Solche Sachen glaubte Adalbert und fand sie in Träumen, Prophezeiungen und Naturphänomenen bestätigt. Vor dem Schlafengehen ließ er sich Märchen erzählen, beim Aufstehen die Träume der Nacht. Auf Reisen wurden Auspizien beobachtet.

Dazu paßte eine gewisse unordentliche Lebensweise, wie sie einem gewissenhaften Staatsmann nicht wohl ansteht. Zuweilen schlief er den ganzen Tag und brachte die Nacht mit Würfelspiel hin oder Gelagen. Gesandte aber, ja selbst Fürsten, ließ er Wochen lang auf eine Audienz warten.

Indessen hatte er bei Tische, so reichlich er seinen Gästen,

ohne die er fast nie war, auftragen ließ, nicht sowohl an Essen und Trinken seine Freude, als an munterer Conversation, witzigen Reden, Anekdoten, Sprüchen der Philosophen. Gern hatte er Aerzte um sich; seltener ließ er Musiker zu, die er doch zuweilen gestattete als Gramverscheucher.

Bei solchen Gelagen war es gewöhnlich, daß er sich über die deutschen Fürsten in jener Weise vernehmen ließ, die ihm so viel erbitterte Feinde schuf. Den Einen warf er Dummheit, den Andern Geiz, Vielen niedrige Herkunft, Allen aber Treulosigkeit und Undankbarkeit gegen den König vor, der sie vom Mist emporgehoben. Er allein sei dem Könige treu und zwar nicht um seines Vortheils willen. Freigebigkeit sei das Wahrzeichen des Adels. So zeige er sich. Jene aber verwüsteten selbst Freundesgut, wodurch sie ihre niedere Abstammung verriethen. —

Wie ganz anders würde er in der Geschichte dastehen, wenn er vorsichtig und energisch gewesen wäre. Er hätte durch eine besonnene und umsichtige Politik und besonders durch eine sorgfältige Erziehung Heinrichs so ziemlich Alles wieder gut machen können, was durch die Verschwörung der Fürsten vom Jahre 1062 verdorben war.

XXXIX.

Unter Damiani's Briefen findet sich ein Schreiben an König Heinrich vom Jahr 1065, welches indessen zu insolent ist, als daß man glauben sollte, es sei wirklich an den Hof gelangt.

„In deinen Tagen (spricht er) ist eine Gefahr entstanden, welche die Bosheit aller Jahrhunderte übersteigt: der apostolische Stuhl ist von dem parmensischen Ketzerfürsten zerspalten. Auch sollen Einige deiner Rathgeber sich über die Verfolgung der römischen Kirche freuen und es mit beiden Parteien halten, indem sie sich bald Anhänger des ehrwürdigen Pabstes nennen, bald dem Erstgeborenen des Satan Versprechungen machen. Es steht zu befürchten, o König, wenn du der Spaltung der Kirche nicht wehrst, daß auch das Reich gespalten werde.“ —

Adalbert war 1065 gleichsam Majordomus in Deutschland. Die Zeit, wo abwechselnd Bischöfe regierten, schien vorüber, seit Heinrich durch die Schwertleite in seinem fünfzehnten Jahre gewissermaßen selb-

ständig geworden, und Adalbert durch die Gunst des Königs an die Spitze der Geschäfte gestellt war. Damiani konnte nicht mehr, wie zwei Jahre vorher, Anno zu Hülfe rufen, „den Jojada, welcher Ahasja's Sohn vor der Athalja gerettet;" sondern an Ahasja's Sohn selbst mußte er sich wenden.

Vor dem apostolischen Stuhle hatte Adalbert große Ehrfurcht. Die alten Vorrechte desselben, meinte er, müßten erhalten werden gleich denen des kaiserlichen Thrones. Aber von der Bedeutung des Kampfes zwischen Kadalus und Alexander hatte er keine Vorstellung. —

Was Bischof Benzo in seiner „Lobschrift" auf Heinrich IV. über Kadalus' Züge mittheilt, ist freilich verworren. Es sind Aufzeichnungen, die er in großer Unruhe am Abend seines Lebens schrieb, wo sich in seinem von Natur etwas hastigen Geiste die Eindrücke, welche er zwanzig Jahre früher empfangen, wenigstens in ihrer Aufeinanderfolge verwischt hatten; und aus Ereignissen, bei denen er nicht zugegen gewesen, wie aus dem Konzil von Mantua oder den Verhandlungen eines Abgesandten der Römer mit Adalbert von Bremen, macht er höchst komische Possen. Indessen seine Briefe an Adalbert, sowie der Bericht von seiner Gesandtschaft an den Hof zeichnen die Situation zu richtig, um für unbrauchbar gelten zu können.

Daß Kadalus eine dritte Expedition nach Rom unternommen, ist nicht glaublich. Wenn man aber bedenkt, daß Gottfried 1065 — zu Ostern war er Schildträger des Königs geworden — nicht in Italien war, sondern Niederlothringen in Besitz nahm, da Herzog Friedrich im August jenes Jahres starb; daß die Freundschaft Hildebrands mit den Normannen sich lockerte; und wie höchst dringend Damiani den König auffordert, mit den Waffen, die er empfangen, gegen Kadalus zu kämpfen: so ist es mehr als wahrscheinlich, daß Kadalus' Partei in Rom sich hielt, und Benzo wird ebenfalls dort agitirt haben.

„Was ich euch schrieb — spricht er 1064 in einem Briefe an Adalbert — scheint euch Wahnsinn und lächerliche Märchen. Ich wollte jetzt schweigen; doch der Kaiser (von Griechenland) schreibt mir durch den Erzbischof von Amalfi, wenn König Heinrich mit einem Heere nach Unteritalien käme und Festungen baute gegen die Nor-

mannen, so wolle er die Besatzungen zwanzig Jahre hindurch unterhalten: griechische Schiffe würden mit Proviant und Geld im Busen von Salerno sein."

Dieser Eifer gereicht Benzo zur größten Ehre. Er bittet Adalbert auf das Dringendste, doch den Moment zu benutzen, um den Glanz des römischen Reiches wieder herzustellen; die Anerbietungen Kaiser Konstantins nicht von sich zu stoßen; der selige Kaiser Heinrich würde gewiß gleich aufgebrochen sein. „Ihr werdet Decken und Fußböden der Kirchen aus purem Golde machen können."

Adalbert mag sich über Bruder Benzo's seltsame Rhetorik belustigt haben; keineswegs war es seine Absicht, ganz unthätig zu bleiben; allein die Zeit verfloß, ohne daß etwas geschah; Kadalus' Partei ward kleinmüthig.

„Ihr singt andre Litaneien, als wir," schreibt Benzo in seiner Weise. „Wir singen: von allem Uebel erlöse uns, lieber Herre Gott. Ihr aber singt: von allem Guten erlöse uns, lieber Herre Gott; vom römischen Reich, von Apulien und Kalabrien, von Benevent und Kapua, von Salerno und Amalfi, von Neapel und Accerenza *, von dem reichen Sizilien, von Korsika und Sardinien erlöse uns, lieber Herre Gott."

Ein Bote, den die Römer von Kadalus' Partei an Adalbert schickten, blieb sechs Monate aus und brachte dann nichtige Vertröstungen. „Hoffnung ist eine lange Göttin", meinten die Römer.

Endlich machte sich Benzo selbst auf nach Deutschland: Heinrich war gerade in Quedlinburg ** bei seiner Schwester, der Aebtissin Adelheid. Nachdem er gesprochen und den König zu einem Kriegszuge nach Italien aufgefordert, „lächelte der Herr Erzbischof, und es lachten die Uebrigen."

Doch versprach ihm Adalbert insgeheim, bald würde Heinrich nach Italien kommen, und Benzo brachte diesen Bescheid an Kadalus. Der König hatte ihn vor seiner Abreise mit Pelzen und Pferden und einem Schutzbrief für seine Kirche beschenkt. So waren sie getrost und „ruhten, wie unter einem Wachholder." —

* A Neapoli et Gerentia steht im Text.

** In aula Cotelinii monasterii.

Sicher hatte Adalbert die Absicht, bald mit Heinrich nach Italien zu ziehen; vielleicht wollte er nur dessen Vermählung abwarten; sicher war es das Ziel seines Ehrgeizes, als Majordomus des Reiches und der vertraute Rath seines Königs den Streit zwischen den beiden Päbsten zu schlichten, bei der Kaiserkrönung in Rom zu glänzen und dann vielleicht mit dem ersehnten Patriarchentitel heimzukehren.

XL.

Solchen Entwürfen machten Anno und Siegfried — letzterer eben von der Pilgerfahrt nach Jerusalem zurückgekehrt — ein Ende. Im Januar 1066, auf einem Fürstentage in der königlichen Pfalz Tribur *, erhoben sie sich im Bunde mit den übrigen Fürsten gegen Adalbert, „der als offenbarer Tyrann sich die Alleinherrschaft anmaßte“, und zwangen Heinrich, den „Verführer“ vom Hof zu entfernen. Jetzt erst konnte mit Fug im Lateran jene Inschrift angebracht werden, welche im folgenden Jahrhundert unter Kaiser Rothbart Bischof Otto von Freisingen dort las:

Alexander regiert, und Kadalus ist überwunden **.

Ob Hildebrand damals seine Hand im Spiele hatte, steht dahin. Alexander aber zeigte sich vor Allem dankbar gegen Anno, der als ein wirklicher Bischof nicht blos für das Wohl seiner Kirche besorgt sei, sondern auch der Mutter aller Kirchen in ihrer Noth hülfreiche Hand böte, sie auf seinen Achseln emportrüge und trotz aller Hindernisse vom Wege des Rechtes nicht abwiche.

Kadalus' Partei legte endlich in Rom die Waffen nieder. Alexander, der bisher kaum seinen Sprengel gehörig hatte verwalten können, durfte jetzt erst entfernter liegende Sachen in die Hand nehmen.

Es war im Sommer dieses Jahres 1066, daß er an Herzog Wilhelm von der Normandie jenes Banner schickte, unter welchem er bei Hastings die Sachsen besiegte und England eroberte. Viele mißbilligende Stimmen erhoben sich damals und noch mehr unter Hildebrands Pontifikat, daß jenes schreckliche Blutvergießen und Verwüsten

* Bekanntlich am rechten Rheinufer, südlich von der Mündung des Main.

** Regnat Alexander; Cadalus cadit et superatur. Wahrscheinlich damianische Poesie.

der Normannen unter päbstlicher Sanktion vor sich ging. Aber Hildebrand hoffte auf das Bestimmteste, daß Wilhelm als König von England päbstlicher Vasall werden würde, gleich Robert Guiskard.

Die ganze französische Ritterschaft war in Bewegung über die Thaten der Normannen in Unteritalien, und die Eroberung Englands war wohl geeignet, jeden Kriegsmann in Frankreich zu den kühnsten Träumen von gewinnreichen Abenteuern zu entflammen. Mit Neid betrachteten die französischen Edlen die Schätze, mit denen Wilhelm nach Rouen zurückkehrte: die golddurchwirkten Gewänder, welche Alles übertrafen, was man bisher in Frankreich Derartiges gesehen; goldenes und silbernes Geschirr von unglaublich feiner Arbeit; ungeheure sächsische Trinkhörner, mit Gold oder Silber verziert; so viel Geld, wie ganz Frankreich nicht aufbringen konnte („denn England ist sehr reich an edlen Metallen; es könnte die Scheuer der Ceres heißen und die Schatzkammer Arabiens"); und die jungen Söhne sächsischer Edelleute, welche als Geißeln mit herüber kamen, — man war voll Bewunderung über die Anmuth dieser langgelockten Söhne des Nordlandes; die schönsten Jünglinge der „behaarten Gallia" mußten ihnen weichen; selbst den französischen Damen standen sie nicht nach an Zierlichkeit *.

Und wer irgend auf Eroberungen sann, namentlich jene Ritter, die in Spanien gegen die Mauren kämpften, — allenthalben suchte man für die neuen Erwerbungen dadurch einen Rechtstitel zu erlangen, daß man sie vom Pabst zu Lehen nahm. Aber auch andere kleine Machthaber hielten es für gut, Vasallen des Pabstes zu werden. Sie machten sich dadurch von den weltlichen Lehnsherrn unabhängig, und die Herrschaft des Pabstes war, wie Robert Guiskards Beispiel lehrte, wenig drückend. Schon unter Alexander zogen die Grafen Raimund von St. Gilles, Wilhelm von Burgund, Amadeus von Savoyen u. A. nach Rom und schwuren bei der Leiche St. Peters, vor vielen Bischöfen, Aebten und Volk, mit zum Himmel gehobenen Händen Treue dem apostolischen Stuhle **.

Auf diese Weise ward Hildebrand die Politik, die er als Pabst

* Guil. Pictav. gesta Guil. ducis.

** Brief Gregors VII. an Graf Wilhelm von Burgund, 2. Februar 1074.

befolgte, gleichsam aufgedrungen: jene Politik, die kleinen Fürsten zu päbstlichen Vasallen zu machen, durch sie die großen zu unterwerfen und so die Christenheit zu beherrschen.

Stellung Hildebrands seit 1066

XLI.

Der kleine Archidiakonus war jetzt im ganzen Abendlande bekannt als der Mann, der in Rom Alles galt, als die Seele der päbstlichen Politik.

Die weltlichen Geschäfte, welche ihm als Archidiakonus oblagen, versah er mit ungewöhnlichem Eifer: er verwaltete die Einkünfte des apostolischen Stuhles, hatte den Vorsitz in Gerichten und tummelte sein Roß inmitten der päbstlichen Miliz, die er geschaffen. Es scheint diese Armee nicht allein aus Römern, sondern auch aus fremden Söldnern bestanden zu haben, wie etwa die Schweizer des Königs von Neapel. * Sie war 1074 so zahlreich, daß Hildebrand sie für hinreichend hielt, um die aufrührerischen Normannen abzuwehren. **

Als einst Abt Hugo von Clügny seinen früheren Klostergesellen so als Archidiakonus erblickte, wie die Leute zu ihm strömten, und mächtige Herrn auf seinen Wink harrten, dachte er: „Es ist ein Mensch von unansehlichem Aeußern und niedriger Herkunft. Welcher Rathschluß Gottes macht so viel reiche Leute zu seinen Dienern? Sicher wird er noch nach größeren Ehren trachten.“ Hildebrand las wohl diese Gedanken in Hugo's Mienen. Er wandte sein Pferd, gab ihm die Sporen und rief dem Abt zu: „Du hast böse Gedanken und keine gute Meinung von mir. Diese Ehre rechne ich nicht mir zu, sondern den heiligen Aposteln.“ ***

Siegfried von Mainz schrieb im Sommer 1066 an ihn: „Wer sollte einen so großen Mann nicht lieben? Wer dürfte ihm etwas versagen?“

Er wünschte nämlich Hildebrands Fürsprache bei Alexander,

* „de nationibus gentium plurium.“ Benzo.

** Brief an Graf Wilhelm von Burgund. 2. Febr. 1074.

*** So Wilhelm von Malmesbury nach dem Bericht eines Mannes, dem Abt Hugo selbst Obiges erzählt hatte.

damit derselbe ihm zum thüringischen Zehenten verhülfe, welcher ihm so sehr am Herzen lag.

Den Pabst selbst bat er zur selben Zeit, „den jugendlichen Anfang der Regierung Heinrichs (der sich kurz nach Pfingsten 1066 mit Bertha von Savoyen vermählt hatte) mit Rath und Hülfe zu stützen und ihm treulich zur Seite zu stehen bis zur Erlangung der Kaiserkrone.“

Denn Siegfried war allerdings kein Verräther an seinem Könige, so lange er hoffen durfte, Vortheil von ihm zu ziehen.

Heinrich — er war eben sechszehn Jahre alt — hatte wirklich beschlossen, eine Romfahrt zu unternehmen und sich zum Kaiser krönen zu lassen.

Es scheint, Hildebrand war damals in großer Noth. Von Süden her war Rom durch die Normannen bedroht: Fürst Richard, heißt es, drang in die Campagna und verlangte das Patriziat über Rom. Auf der andern Seite stand die Ankunft der Deutschen so sicher bevor, daß z. B. Damiani die Florentiner aufforderte, die Wahl eines Bischofs bis zur Anwesenheit des Königes zu verschieben, und Abt Desiderius von Monte Casino sogleich nach Amalfi eilte, um in den Gewölben der dortigen Kaufleute Seidenstoffe zu Geschenken für Heinrich auszusuchen.

Nun würden die Normannen freilich vor den Deutschen unterlegen sein. Allein war es Hildebrand darum zu thun, daß sie, wie zu erwarten, Heinrichs Vasallen würden? Er hatte es vermittelt, daß sie dem apostolischen Stuhle Treue geschworen. Er wollte, daß sie am Tage der Gefahr eine kräftige Stütze seiner Politik bildeten. Lag es nun in seinem Interesse, daß sie deutschem Einfluß unterworfen würden? Ja, lag es in seinem Interesse, daß Heinrich die Kaiserkrone erhielt, ehe man sich seiner Intentionen versichert?

Und es drohten noch andere Gefahren. Heinrich würde in der Lombardei die alte Ordnung hergestellt haben; die Lumpen, welche gerade recht eifrig gegen die Priester der ambrosianischen Kirche kämpften, hätten die Waffen niederlegen und in ihre Handwerksbuden zurückkehren müssen. Kurz, es stand zu erwarten, daß die ganze Partei, welche so lange auf Kadalus ihre Hoffnungen gesetzt hatte, wiederum das Haupt erhob.

Abermals war es Gottfried der Bärtige, der Hildebrand rettete. Er war vor dem Könige nach Italien gegangen und hatte Befehl, in den ersten Tagen des Februar 1067 in Augsburg zu dem gewaltigen Heere zu stoßen, welches dann über die Alpen ziehen sollte. Aber Heinrich wartete vergebens auf ihn. Und leider war des Königs Erziehung so mangelhaft gewesen, seine Umgebung so kurzsichtig oder sorglos hinsichtlich der großen Interessen des Reiches, daß er wohl völlig in Unkenntniß war, was Alles auf dem Spiele stand. Statt daher, ohne lange zu zögern, den Zug allein anzutreten, entließ er, unwillig über Gottfrieds Ausbleiben, das Heer und gab die Expedition für dießmal auf.

So lief Alles glücklicher ab, als Hildebrand hoffen durfte. Ob er es mit Gottfried so abgekartet, daß derselbe nicht nach Augsburg kam, steht dahin. Gottfried nun erschien mit Beatrix und Mathilde und einem stattlichen Heere in Rom. Die Normannen waren so sehr in Schrecken, daß Einige von ihnen Italien verlassen haben sollen. Nur Richards Sohn, Jordan, und sein Schwiegersohn Wilhelm rüsteten sich, Gottfried entgegen zu gehen. Die Uebrigen unter Richard warteten den Ausgang ab. Sie hatten beschlossen, nach Apulien zu fliehen, sobald Gottfried den Garigliano überschritte. Letzterer kam in der Mitte des Mai mit Pabst und Kardinälen nach Aquino und lieferte den Normannen, „die für ihr Leben kämpften," achtzehn Tage hindurch Scharmützel, mit abwechselndem Glücke.

Endlich kam er mit Richard zu einer Unterhandlung am Garigliano zusammen, ließ sich eine große Summe Geldes zahlen und kehrte nach Toskana zurück.* Schon im Oktober 1067 schwuren Richard und Jordan zu Kapua von Neuem dem Pabste Treue.

XLII.

Es ist, als hätten um diese Zeit diejenigen deutschen Fürsten, welche auf den Gang der Ereignisse in Italien bisher entscheidend eingewirkt, endlich selbst Bedenken gefaßt über die Politik, die sie so lange befolgt hatten.

Herzog Gottfried hatte eine Zusammenkunft mit Kadalus. „Es ist unerhört, schreibt ihm Damiani; mein Eingeweide zittert, mein Herz ist durchbohrt vom heftigsten Schmerz. Du hast mit Kadalus

* Chron. Monte Cas. III., 18. 23. Bonizo. VI. Annal. August. 1067.

Zwiesprache gehalten, den doch die ganze Kirche wie tödtliches Gift ausgespieen. Darüber schreien die Bauern auf dem Felde, die Kaufleute und Ritter. Du hast gegen diesen Antichrist mannhaft gekämpft und dich seinem kirchenfeindlichen und bösen Beginnen mit deiner erlauchten Gattin öfters widersetzt. Wer hat dich jetzt verführt? Brich die todbringende Freundschaft, kehre zurück zur Eintracht mit der katholischen Kirche."

Auch Anno, der um 1068 als Gesandter des Königes nach Rom ging, hatte eine Unterredung mit Kadalus.

Allein es war jetzt nichts mehr zu ändern. Als Anno nach Rom kam, wollte ihn der Pabst, der ihm doch seine Würde verdankte, nicht sehen, bevor er nicht für seine Gemeinschaft mit Kadalus öffentlich Buße gethan. Baarfuß mußte er, der Erzbischof von Köln und Gesandte des Königes, als reuiger Büßer vor Alexander erscheinen. Die Markgräfin Beatrix führte ihn.

Im folgenden Jahre (1069) kam Damiani als päbstlicher Legat nach Frankfurt mit dem höchst ehrenvollen Auftrage, die Würde der Königin Bertha zu schützen, von der Heinrich geschieden zu sein wünschte. Er erklärte die Sache für sündhaft; vor Allen müßte der König solch ein Beispiel nicht geben; der Pabst würde gezwungen sein, geistliche Waffen zu gebrauchen, würde auch Heinrich nie die Kaiserkrone auf das Haupt setzen können, wenn er seine Gemahlin verstieße.

Ueber die deutschen Bischöfe machte Alexander seine Herrschaft in durchgreifender Weise geltend. Schon 1068 mußte Erzbischof Udo von Trier sich zu Rom gegen die Anklage vertheidigen, daß er seine Würde gekauft. So wurden 1070 Siegfried, Anno und Bischof Herrmann von Bamberg vorgeladen. Der Letztere wurde mit vollem Recht beschuldigt, sein Bisthum gekauft zu haben. „Allein viele kostbare Geschenke besänftigten den Zorn des Pabstes, so daß er nicht nur nicht bestraft wurde, sondern sogar das Pallium und andere Zeichen der erzbischöflichen Würde erhielt." Alle drei wurden scharf getadelt, daß sie kirchliche Würden verkauften, mit Simonisten Gemeinschaft hätten und sie konsekrirten. Sie mußten schwören, solche Frevel zu unterlassen." *

* Lambert 1070. Daß Siegfried mit Anno damals in Rom war, geht

Diesen Berichten gegenüber ist es auffallend, wenn Hildebrand als Pabst 1074 behauptet, zur Zeit des Pabstes Alexander hätte sich von allen deutschen Bischöfen, unter denen Viele mit fleischlichen Sünden und dem Makel der Simonie befleckt gewesen, allein Bischof Werner von Straßburg in Rom eingefunden, sich auf sein Antlitz geworfen und um Absolution gebeten. *

Ungefähr zwei Monate vor seinem Tode, zur Fastenzeit 1073, that Alexander sogar den folgenschweren Schritt, daß er auf Bitten der Kaiserin Agnes mehrere Räthe des Königes, „die ihn von der Einheit der Kirche scheiden wollten," auf einer Synode öffentlich exkommunicirte. Es geschah dieß zum Schutz der Abtei Reichenau am Bodensee.

Freilich vermochte er außerhalb der Gränzen Italiens nicht viel durchzusetzen. ** Wie indessen seine oder Hildebrand's Stellung in Italien gesichert war, beweist das Fest, welches am 1. Oktober 1071 zu Monte Casino gefeiert wurde, da der Pabst die neue, ungemein schöne Kirche einweihte, welche Abt Desiderius gebaut hatte. Mit Alexander waren Hildebrand, die übrigen Kardinäle, und viele Geistliche und Edelleute aus Rom zugegen. Aus Unteritalien hatten sich 10 Erzbischöfe und 44 Bischöfe eingefunden, überdieß Fürst Richard mit seinem Sohne Jordan und seinem Bruder Rainulf; Fürst Gisulf von Salerno, den sein Schwager Robert Guiskard seines Landes beraubt hatte; Fürst Landulf von Benevent und die Herzöge von Neapel und Sorrent. Robert Guiskard konnte nicht erscheinen: er belagerte eben Palermo.

Herzog Gottfried war am 24. Dezbr. 1069 gestorben. Beatrix und Mathilde, die nun in Toskana, wie in dem Gebiet von Mantua herrschten, neigten sich ganz jener strengen Richtung hin, welche von Rom aus gepflegt ward, und die sie von der Kaiserin Agnes mit so viel Eifer befolgt sahen.

Selbst der ehemalige Kanzler Wibert machte jetzt Frieden mit Alexander. Er erhielt 1072 durch Vermittelung der Kaiserin das

auch aus Siegfried's Brief an Alexander hervor aus dem Jahr 1071, bei Mansi XX., S. 10.

* Brief vom 15. April 1074 an Beatrix und Mathilde.

** „Was sein Vorgänger in Italien unterdrückt hatte, das suchte Hildebrand in der ganzen katholischen Kirche zu unterdrücken." Bern. 1073.

Erzbisthum Ravenna, kam nach Rom und schwur Treue dem Pabst und seinen Nachfolgern, „welche durch die bessern Kardinäle gewählt wären." Besonders scheint Hildebrand die Freundschaft des klugen, sittenreinen Mannes gesucht und große Hoffnungen auf ihn gesetzt zu haben.

XLIII.

Inzwischen war das obere Italien wiederum seit längerer Zeit in große Unruhen gestürzt durch die Dekrete gegen Simonie und Priesterehe.

In Florenz ward 1067 der Bischof Petrus, ein Mann von Scharfsinn und sanftem Gemüth, durch die fanatischen Mönche von Vallombrosa * der Simonie angeklagt. Sie hetzten das Volk auf und verhinderten jeden Gottesdienst. Damiani erschien als Legat von Rom und entschied die Sache unpartheiisch zu Gunsten des Bischofs, worüber die Mönche höchst aufgebracht waren. Auch die Kleriker waren, wenigstens zum Theil, dem Bischof zuwider. Und so konnten ihn weder Gottfried's Drohungen, noch die Soldaten des Podestà, ** noch Damiani's Freundschaft retten, noch Pabst Alexander selbst, der den Beweis durch das Gottesurtheil verwarf und den Mönchen befahl, im Kloster zu bleiben und nicht draußen umherzulaufen. Zwei Scheiterhaufen wurden errichtet, und ein beschränkter, ehrlicher Eiferer unter den Mönchen, Namens Petrus, war bereit, hindurchzugehen, um zu beweisen, daß der Bischof ein Simonist, und daß die Sakramente simonistischer oder verheiratheter Priester unnütz zur Seligkeit wären. Als er unversehrt hindurchkam, wuchs die Aufregung des Volkes dermaßen, daß der Bischof Ring und Stab in die Hand des Pabstes legte. Jener Mönch hieß seitdem Feuer-

* Vallombrosa ist ein Thal im Appennin, mehrere Meilen von Florenz entfernt, welches vom Flusse Aquabella durchströmt wird. Es war dicht mit Tannen bewachsen; daher Vallombrosa.

** Brief der Florentiner an Alexander II. in der vita Gualberti bei Mabillon. acta S. S. s. VI. Darin wird der „Kastellan" oder „Burggraf" von Florenz praeses genannt und, wie es scheint, auch potestas. „Wenn aber Einer von uns die Stadt verließe, so sollte sein Vermögen dem dominium potestatis verfallen sein."

Uebrigens sagt Damiani von Bischof Petrus: mitis est animi et perspicacis ingenii.

petrus, ward später Kardinal und Bischof von Ostia. Hildebrand soll bei diesen Unruhen die Mönche eifrig unterstützt haben. —

In Mailand hausten die Lumpen schlimmer, denn je. Sie hatten die ambrosianische Kirche unter Rom gebeugt; aber der Kampf loderte von Neuem auf, da die Fanatiker, welche an ihrer Spitze standen, den Klerus nicht hinlänglich gedemüthigt sahen, und weil wahrscheinlich in der Zeit, da Kadalus mächtig war, die Gelöbnisse, welche Damiani 1059 mit Hülfe der Lumpen erzwungen, nicht gehalten wurden.

Arialb hatte etwa im Jahre 1063 — es waren ungefähr sieben Jahre seit dem ersten Ausbruch dieser Unruhen verflossen — des verstorbenen Landulf Bruder, den Ritter Herlembald, der zum Stande der Kapitane gehörte, an die Spitze der Lumpen gestellt. Er war der allertrefflichste Ritter, mit röthlichem Bart, schmächtigem Gesicht, Adleraugen, Löwenbrust, von schönem, ebenmäßigem Körperbau und wunderbarem Muth. Er sprach selten und dann bedächtig, war im Kriege streng „wie Cäsar,“ sonst aber gelassen und mild. Er war verlobt gewesen und hatte vernommen, seine Braut sei von einem Geistlichen verführt worden; war darauf heimlich nach Jerusalem gepilgert und trug sich nun nach seiner Rückkehr mit dem Plan, in ein Kloster zu gehen.

Anfangs wies er Arialb's Ermahnungen von sich, verweigerte es überhaupt, sich in die Streitigkeiten zu mischen; aber Liebe zu seinem Bruder Landulf, dessen Bestrebungen er als ihm überkommenes Vermächtniß ansah, und die Vorstellungen Hildebrand's änderten seinen Entschluß. Nachdem er sich mit Mönchen und Eremiten (diesen Feinden der reicheren, eleganteren Weltgeistlichkeit) beredet, ging er nach Rom, um den Pabst zu befragen. Alexander soll doch Bedenken getragen haben, den Bürgerkrieg von Neuem anzufachen; bis man * Hildebrand herbeirief, der im päbstlichen Palast mit wohnte und „die römische Miliz kommandirte, wie ein General.“ Herlembald kehrte zurück mit einer päbstlichen Fahne zum Kampf gegen die Ketzer und dem Auftrage, die Feinde Christi bis zum Tode zu bekämpfen.

* Nach Landulf hätte Arialb Hildebrand gerufen; indessen nach Andreas (vita Arialdi) war Arialb nicht in Rom.

XLIV.

So stand also dieser gewaltige Ritter an der Spitze der Lumpen, „der feilen Menge, deren Stimmen und Arme der schnöde Lohn bewegt.“ Jeden Uebelthäter, der sich ihm anschloß, hielt er für einen guten, wackern Mann und litt nicht, daß seine Verbrechen bestraft wurden. Er bildete sich eine tüchtige Kriegsschaar aus tapfern jungen Männern, die ihm Treue schwören mußten. So usurpirte er die bischöfliche Gewalt: „vor der Welt prächtig in Kleidern, Pferden und Waffen, aber heimlich vor Gott wie ein Eremit in groben Gewändern.“ Da er kein besonders großes Haus besaß, so zog er in die Pfalz vor der St. Viktorskirche, zu der ein schöner großer Hof und Garten gehörte, wo man Pferde und Maulthiere in Menge unterbringen konnte. Der bessere Theil der Bürger, zumal die Kapitane, sahen dieß Treiben mit Besorgniß an, dachten aber nicht an organisirten Widerstand, wie es gewöhnlich geschieht in solchen Fällen.

Stand ein Geistlicher, der den Lumpen nicht gefiel, am Altar, um Messe zu halten, so rissen sie ihn herunter. Einst (heißt es) erließ Herlembald — „weil er Geld für seine Lumpen brauchte“ — den Befehl: alle Priester, die nicht durch zwölf Zeugen beweisen könnten, daß sie seit der Weihe ihr Gelübde gehalten, sollten ihre Habe verlieren. Da legten die Lumpen Pfriemen und Nadel und sonstiges Handwerkszeug bei Seite, die Eseltreiber ließen ihre Esel im Stalle stehen, liefen umher, steckten den Priestern bei Nacht heimlich Frauenkleider in die Fenster, brachen dann in die Häuser und plünderten sie aus, weil sie Weiber beherbergt hätten.

Die andern lombardischen Bischöfe luden inzwischen den mailändischen Klerus ein, Mailand zu verlassen und bei ihnen zu bleiben. Aber „sie wollten lieber zu Hause leiden, als in der Fremde in Freuden leben.“ In der That würden ihre Gegner Alles gewonnen haben, wenn sie den Kampfplatz geräumt hätten.

Auch den Gottesdienst suchte Arialb zu ändern; waren es nun bestimmte Fasttage zur Pfingstzeit, die er verwarf, oder öffentliche Gebete, die in Mailand seit alter Zeit nach dem Himmelfahrtstage gehalten wurden. Aber da war das Volk uneins; es gab Schlägerei; auch die Lumpen waren zum Theil gegen Arialb; man kämpfte

mit Schwertern und Steinwürfen. Sechs Menschen blieben todt. Da Herlembald und die andern „Getreuen" das vernahmen, „stürzten sie sich auf das freche Volk und hieben es zusammen, wie schlechtes Vieh." —

Als der Abt vom Kloster St. Celsus starb, wollte Erzbischof Guido einen Nachfolger einsetzen; aber Herlembald verbot es; die Mönche und das Klostergesinde waren auf seiner Seite; dasselbe geschah, als der Abt von St. Vincenz starb. Guido's Aebte, sprach Herlembald, wären Simonisten; er könne sie nicht im Kloster dulden.

„Wunderbare Zustände (ruft Priester Arnulf aus, der damals in Mailand war), aber wunderbarer, daß Rom ihnen günstig ist. Oft erhält er Gesandtschaften und Briefe mit dem apostolischen Siegel und behauptet, er handle so nur auf des Pabstes Befehl. Das dumme Volk, welches nicht weiß, was rechts oder links ist, verläßt sich darauf und verwirft den Gottesdienst der Priester, als wären sie Alle Simonisten. Auch rühmt er sich von Rom eine Fahne erhalten zu haben wider seine Feinde. Aber es ist Sünde, so etwas zu glauben. Wir sind euch, ihr Herrn in Rom, nicht zuwider; aber es scheint billig, daß das Kirchenrecht von einem Gottesgelehrten gehandhabt werde, nicht von einem unwissenden Laien."

XLV.

Die Lumpen beschlossen 1066, da ihre Gönner in Rom über Kadalus gesiegt hatten, auch in Mailand den Kampf mit einem Schlage zu beendigen. Herlembald eilte nach Rom mit einem Schreiben Arialds an den Pabst, er möchte entscheiden, was mit Erzbischof Guido geschehen solle, dem Ehebrecher, Simonisten und Meineidigen.

Um Pfingsten kehrte er zurück mit einem Briefe Alexanders, wonach Guido exkommunicirt war. Das schien Vielen eine Schande für die Stadt. Wie konnte der Pabst den Bann aussprechen über den Erzbischof, ohne daß derselbe vorgeladen und verhört war, auf die bloße Anklage der Lumpen hin?

Guido klagte von der Kanzel dem Volke, was geschehen; ihm gegenüber standen Ariald und Herlembald, um zu antworten. Es entstand Streit; die Parteien sonderten sich; der Kampf begann.

Einige der Lumpen stürzten sich auf Guido, rissen ihm die Kleider vom Leibe und schlugen ihn mit Stöcken halb todt; dann rasten sie durch die Straßen „wie Säue grunzend" und plünderten den erzbischöflichen Palast.

Jetzt endlich beschlossen die Kapitane und die bessern Bürger, den Skandal nicht länger zu ertragen, sondern sich gegen die Lumpen zu waffnen und die Schmach des Erzbischofs, dem sie Treue geschworen, zu rächen. Guido selbst sprach das Interdikt über die Stadt aus, so lange Arialb in den Mauern wäre.

Da hielt Letzterer es für gerathen, zu entweichen. Er floh im Dunkel der Nacht von einem Schlupfwinkel zum andern, ward aber endlich von den Lumpen, die ihn begleiteten, verrathen und fiel zu Legnano in die Hand derer, die nach seinem Leben trachteten. Es waren Vasallen der Frau Oliva, einer Nichte Guido's, die auf der Burg Arona wohnte. Sie befahl ihn nach Isola madre zu bringen im Lago maggiore. Hier ward ihm die Frage vorgelegt, ob er Guido als Erzbischof anerkännte, den die römische Kirche durch das Pallium bestätigt hätte. Er erwiederte: „So lange ich sprechen und richtig denken kann, werde ich ihn nicht als Erzbischof anerkennen." Darauf schnitten ihm die Knechte der Oliva die Zunge aus dem Munde und ließen ihn halbtodt in seinem Blute liegen. Damit er aber nicht gefunden und von Herlembald gerächt würde, ließ ihn Oliva am folgenden Tage in aller Stille begraben in der Burg Valtravaglia; auch goß man die Grube voll Wasser, damit der Leichengeruch das Geschehene nicht verriethe.

Eine verweste Leiche, die man am Ufer des Tessin gefunden, soll damals Herlembald als Arialb's Körper übergeben worden sein. Der Irrthum, heißt es, hätte sich erst etwa fünfzehn Jahre später aufgeklärt.

Umsonst trieb Herlembald von Stadt und Land Schaaren zusammen, um Guido und sein ganzes Geschlecht auszurotten, weil er an Arialb's Ermordung schuld sei. Die Getreuen des Erzbischofs widerstanden ihm, wiewohl sie die Habe der Geistlichen nicht retten konnten.

Aus Rom erschien im Juli 1067 von Neuem eine Gesandtschaft, um Frieden zu stiften. Es waren der Kardinal und Bischof

Mainard von Silva Candida und der Kardinalpresbyter Johannes Minutus. Von Guido's Exkommunikation war weiter keine Rede: vielleicht hatten sie Auftrag, ihn zu absolviren.

Am 1. August erließen sie ein Edikt, worin Simonie und Priesterehe auf's Neue verpönt, zugleich aber auch die Thaten der Lumpen scharf gerügt wurden. Auf bloßen Verdacht hin sollte kein Geistlicher verurtheilt werden. Kein weltlicher Richter in Mailand sollte Gewalt haben über Geistliche, sondern Klagen wider dieselben dem Erzbischof vorlegen. Wenn freilich der Erzbischof keine Notiz davon nähme, dann sollte der Richter, in dessen Bezirk der Geistliche wohnte, befugt sein, ihm das Messesingen zu wehren. Kein Laie dürfe Kircheneinkünfte für sich in Beschlag nehmen, noch irgend einen Geistlichen an seinem Vermögen beschädigen. Den Geistlichen und Laien, die geschworen, simonistische und verheirathete Priester zu einem andern Leben zwingen zu wollen, und deßhalb Raub, Brandstiftungen und vielerlei Gewaltsamkeiten begangen hätten, untersagten sie dieß Treiben gänzlich. Sie sollten auf sich selber achten und mit Klagen über Geistliche sich an den Erzbischof, an andere kirchliche Würdenträger in Mailand oder an die Suffraganbischöfe wenden. —

Unwillig über dieß Edikt ging Herlembald nach Rom, um sich mit Hildebrand zu besprechen. Der Kampf sollte in kurzer Frist in sein drittes Stadium treten und hier nicht wenig dazu dienen, Hildebrand gegen König Heinrich zu erbittern.

Heinrich IV. in den Händen der Fürsten.

XLVI.

Wäre indessen Deutschland nicht zerrüttet, und wären Heinrichs Erzieher besser gewesen, so würden alle jene Erfolge Hildebrand's in Italien das Pabstthum nicht zu jener unerhörten Machtstellung erhoben haben, welche es in den siebziger Jahren des elften Jahrhunderts einnahm.

Auf die Zwietracht der deutschen Mächte gründete man in Rom die Hoffnung des Sieges. „Solche Ansichten — spricht wohl in einer kritischen Stunde ein Kardinal zu einem andern — dürfen wir die Deutschen nicht hören lassen; sonst möchten sie bald einig werden.“

Die Zerrüttung des Reiches hatte ihren Grund in Heinrich's Erziehung. Die herrlichsten Gaben waren ihm von der Natur verliehen: scharfer Verstand, feuriges Blut, weiches Gemüth, Schönheit des Antlitzes und der Gestalt. * Seine Mutter, die Kaiserin, würde sicher alle Tugenden des Vaters in ihm geweckt, sie würde ihn zur rechten Zeit über die Zustände des Reiches und des Abendlandes, sowie über seine Pflichten belehrt; die edle Frau würde durch ihr besänftigendes und ehrfurchtgebietendes Wesen, durch Wort und durch Beispiel den Feuergeist des Sohnes in heilsamer Zucht gepflegt haben, und so würde er eine Zierde des deutschen Thrones gewesen sein.

Es lag nicht in den Wünschen der deutschen Fürsten, daß dieß geschähe. Sie sahen mit Besorgniß, wie sich die energischen Gaben Heinrichs unter der Mutter Obhut entwickelten. Man könnte allerdings nicht sagen, daß jene Fürsten 1062 den Knaben geraubt hätten in der teuflischen Absicht (gleich einem Dionys), seine Fähigkeiten zu ersticken. Sie wollten zunächst das Regiment in Händen haben und sich bereichern; und nur entfernter lag im Hintergrunde die noch verhüllte Absicht, Heinrich's Jugend so zu benutzen, daß er nicht einst herrschen möchte, wie sein Vater, der fromme Kaiser, geherrscht hatte.

Von jeher hat man es jenem fanatischen merseburger Priester Bruno nacherzählt, Agnes' Erziehung sei für den unbändigen Sinn des Knaben zu gelinde gewesen; Anno habe ihn vergebens in strenger Zucht gehalten; seine guten Absichten seien vornehmlich durch Adalberts arglistige Nachsicht vereitelt worden.

In Wahrheit verräth Agnes nirgends eine übergroße Weichheit des Gemüthes, noch nimmt man auf der andern Seite wahr, daß Anno es als seine Pflicht erkannt hätte, Heinrich nach weisen, festen Grundsätzen zum Manne zu bilden.

Es ist der stärkste Beweis für Heinrichs edle Natur, daß er, trotz fast gänzlichen Mangels an richtiger Unterweisung und an guten Vorbildern, und trotz der verderblichen Einflüsse, die in den Jünglingsjahren nur zu sehr auf ihn wirkten, der Mann ward, als wel-

* „Der schöne Kaiser öffnete seine schönen Lippen und sprach u. s. w.“ Kosmas von Prag II.

cher er sich später zeigte. Denn er war „trotz alledem" jeder Zoll ein König. Ein Abt, der ihm keineswegs treu anhing — einer der Kreuzfahrer vom Jahre 1101 — gesteht, daß unter den Lebenden Keiner so wie Heinrich des kaiserlichen Diadems würdig gewesen an Adel, Geist, Tapferkeit, Kühnheit, und an Schönheit und Eleganz des Leibes.

Nicht seine Schuld war es, daß es ihm in den verhängnißvollen, entscheidenden Jahren seines Lebens noch an besonnener Uebersicht der Weltverhältnisse gebrach. Seiner Erzieher Unverstand und frevelhafte Fahrlässigkeit hatte ihn in die bittere Lage versetzt, daß er erst aus den Folgen seiner Fehler lernen mußte, wie er hätte handeln sollen; und die Fehler, die er 1070, 1075 und 76 beging, hat er durch die verzweifeltsten Anstrengungen nicht wieder gut machen können.

XLVII.

Keiner der Geistlichen, die am Hofe dienten oder sonst Gelegenheit hatten, das Treiben der Reichsverweser zu beobachten, hat uns genauere Kunde hinterlassen über Heinrichs Entwickelung in jenen kritischen Jahren, da „sein zartes Alter männlicher Kraft entgegenwuchs." * Wie er die gewaltsame Trennung von der Mutter verschmerzt, wie er gelernt und gespielt, mit welchen Empfindungen er zugebracht unter seinen Vasallen, die sich das Reichsregiment angemaßt, davon können wir uns so wenig eine Vorstellung machen, wie wir uns eine Vorstellung machen können vom Stoff und Schnitt seiner Kleider, oder etwa von Anno's Palast in Köln oder der Kaiserpfalz zu Goslar. Es ist nicht denkbar, daß Agnes nicht ab und zu bei Hofe erschienen wäre, um Heinrich zu sehen. Erzbischof Adalbert paradirt schon in einer Urkunde vom Juni 1062 neben „unserm geliebten Magister Anno" als „unser Vormund und Getreuer." **

Sie ließen ihn mit Seinesgleichen spielen (sagt Benzo) und herrschten an seiner Statt. Anno steckte die öffentlichen Einkünfte

* „nostra tenera aetas ad virile robur anhelans." Urk. vom 16. Okt. 1065 bei Lacomblet I.

** „patronus noster et fidelis." Urkunde vom 27. Juni 1062 bei Lappenberg.

ein. Durch die Hand des Königs belehnten sie ihre Verwandten und befestigten so ihre Macht.

Natürlich erschien Heinrich bei öffentlichen Verhandlungen als Repräsentant der königlichen Würde. In seinem Namen gingen die Schenkungen vor sich, mit denen Anno die Eifersucht einzelner Fürsten besänftigte, die nicht zur Verschwörung zugezogen worden, * oder womit Anno selbst belohnt wurde „für seine Treue und großen Verdienste.“ Er präsidirte im Oktober 1062 dem Konzil zu Augsburg, wo in seinem Namen Kadalus abgesetzt wurde.

„Er that, was man ihm vorschrieb; wie die Fürsten es bestimmten, gab er den Einen Würden und Güter und nahm sie Andern; dabei leitete sie ihr Gewinn, nicht der Vortheil des Reiches. In Wahrheit: sie haben ihn nicht bedient, sondern beherrscht.“ **

Rohheit und Ehrgeiz der Fürsten traten jetzt ohne Scheu in einer Weise hervor, die alle Guten erschreckte. „Denn da der König noch so jung war (erzählt Mönch Lambert), konnte Jeder ungestraft thun, was ihm in den Sinn kam.“ Es gab fast keinen Zügel, als die Eifersucht der Fürsten gegen einander. Je mehr Macht, desto größere Schlechtigkeit, sagt ein Zeitgenosse.

Und ein anderer: „Als die Fürsten regierten statt der Kaiserin, da galten die Rechte der Kirche und des Staates herzlich wenig; da doch ein Staat nur durch Gesetze erhalten werden kann. Ehrgeiz und Habsucht der Fürsten, unmäßige Begier der Bischöfe und Aebte, welche den jungen Geist des Königs lieber nach ihren Sitten, als zum Guten zu bilden suchten, zerstörten Kirche und Staat.“

XLVIII.

Weihnachten 1062 ward zu Goslar gefeiert. Als am heiligen Abend Heinrich mit Fürsten, Bischöfen und Aebten zum Gottesdienst in die Kirche trat, fand er die Diener des Bischof Hezel von Hildesheim in Streit mit den Dienern des Abtes Widerad von Fulda.

* z. B. die Schenkung von Schloß Ratzeburg an Herzog Ordulf von Sachsen 1062, datirt aus Köln, „auf Bitten unserer geliebtesten Getreuen, der Erzbischöfe Anno und Adalbert.“ Wedekind. Heft 9.

** Otbert: de vita et obitu H. IV.

Sie waren an einander gerathen, als die Stühle für die geistlichen Würdenträger hingestellt wurden. Nach altem Herkommen nämlich hatten die fuldischen Aebte nicht nur den Vorrang vor allen übrigen Aebten in Deutschland, sondern saßen auch bei Versammlungen der Geistlichkeit zur Seite des Erzbischofs von Mainz. *

Bis auf die neueste Zeit hat man es in Deutschland auf Reichstagen, in Kirchen, bei Gastmählern für eine sehr wichtige Frage gehalten, ob man seine Stelle weiter „oben" oder weiter „unten" einnähme.

Bischof Hezel, ein sehr reicher und heftiger Mann, gedachte diesem lahmen Abt, der ganz ohne Konnexionen und von niederer Herkunft war, nicht zu weichen: innerhalb seines Sprengels, sagte er, dürfe Niemand den Vorrang vor ihm beanspruchen, außer dem Erzbischof von Mainz. Schon schritten die Diener der beiden Kirchenfürsten vom Wortwechsel zum Handgemenge, als Herzog Otto dazwischen kam und den Streit zu des Abtes Gunsten entschied, der nun zufrieden auf den Platz neben Siegfried zu hinkte.

Zur Feier des Pfingstfestes 1063 indessen, da der Hof wiederum in Goslar war, traf der Bischof Vorbereitungen, um nöthigenfalls mit Gewalt den Vorrang vor dem Abt zu erstreiten. Otto von Nordheim war, wie es scheint, auch dießmal zugegen, aber von Hezel bewogen, nicht für Widerad Partei zu nehmen. Dem Grafen Egbert von Braunschweig wird Hezel ein hildesheimisches Lehen versprochen haben; für diesen Preis versteckte er sich mit mehreren seiner Ritter hinter dem Altar, und als nun am Samstag Abend vor dem Beginn des Gottesdienstes der Streit zwischen den Dienern von Neuem ausbrach, sprang er mit seinen Leuten hervor und trieb die Fuldischen mit Stöcken und Faustschlägen aus der Kirche. Jetzt erscheint der Hof; Heinrich, die Fürsten und Bischöfe nehmen Platz; vielleicht nach einigem Zögern auch Widerad, tiefgekränkt, sich von Siegfrieds Seite vertrieben zu sehen. Schon stimmen die Priester einen Hymnus an,

* Vielleicht nur innerhalb der mainzer Provinz. In einem Diplom vom Jahr 1049, worin Heinrich III. dem Bischof Adalbero von Würzburg jede bischöfliche Gewalt über Fulda abspricht, ist von jenem Vorrange der fuldischen Aebte vor Bischöfen keine Rede; sondern nur davon, daß er allein unter dem Pabst stände und unter den deutschen Aebten den Vorsitz hätte. S. Cod. dipl. Fuld. 752.

als plötzlich die fuldischen Ritter, von den Dienern des Abtes aus ihren Herbergen gerufen, mit dem Schwert in der Faust hereinstürzen. Ohne Scheu vor dem Könige und den Fürsten fallen sie erbittert die Hildesheimer und Egberts Leute an; ein heftiger Kampf beginnt, die Kirche wiederhallt vom Geschrei der Streitenden, vom Aechzen der Verwundeten, das Blut strömt auf dem Fußboden. Bischof Hezel selbst gewinnt einen erhabenen Ort, von wo er „wie ein Kriegstrompeter" die Seinen anfeuert, tapfer zu kämpfen und sich nicht durch die Heiligkeit des Ortes beirren zu lassen: er nähme Alles auf sich.

Vergebens ruft Heinrich dazwischen und beschwört die Wüthenden bei seiner königlichen Majestät. Wer hätte auf des Knaben Stimme hören sollen — er war noch nicht 13 Jahre alt — da die angesehensten Fürsten, Siegfried, Anno und Otto, nichts thaten. Endlich, von seinen Rittern ermahnt, sich selbst in Sicherheit zu bringen, schritt er, von einem dichten Knäuel Bewaffneter umgeben, aus der Kirche und kehrte in die Pfalz zurück.

Die Hildesheimer, welche sich vorher zum Kampf gerüstet, behaupteten endlich den Platz, trieben ihre Gegner aus der Kirche und schlossen die Thüren. Draußen indessen sammelten sich die Fuldischen — Manche kamen erst jetzt mit den Waffen aus ihren entlegenen Quartieren herbei — und warteten, daß die Hildesheimer herauskämen. Aber die Nacht und vielleicht auch die endliche Dazwischenkunft der Fürsten machten dem Streit ein Ende. —

In dieser Weise hatten einige Jahrzehnte vorher die Gefolge der Erzbischöfe von Mailand und Ravenna in den Straßen Roms einander blutige Kämpfe geliefert über den Vorrang ihrer Herren. —

„Am folgenden Tage (schreibt der hersfelder Mönch) war strenge Untersuchung." Indessen der Bischof hatte die Gnade des Hofes zu erwerben gewußt; und auch Graf Egbert fand Verzeihung vor dem Richterstuhl seiner Genossen von Kaiserswerd. Denn ausdrücklich sagt Lambert, daß Anno und Otto damals an der Spitze der Geschäfte standen *.

Alle Schuld ward auf den Abt gewälzt: er habe das Blutbad

* Lamb. 1063. quorum tunc arbitrio resp. administrabatur.

angestiftet; daß er mit Vorbedacht zu solchem Zwecke herbeigekommen, dieß könne man aus der Menge der Bewaffneten ersehen, mit denen er sich eingefunden, obwohl doch gar keine Gefahr gedroht hätte. Bischof Hezel aber, um die Entweihung der Kirche zu rächen, sprach den Bann aus über die fuldischen Ritter, welche am Kampfe Theil genommen; gleichviel, ob sie erschlagen oder am Leben geblieben waren.

Offenbar ging die Absicht der Fürsten lediglich dahin, die reiche Abtei Fulda zu plündern.

„Da man von allen Seiten auf ihn losfuhr (erzählt Lambert), so würde er seine Würde verloren haben *, wenn nicht Geld ihn gerettet hätte. Er verschleuderte die fuldischen Besitzungen und kaufte sich und die Seinen theuer los.“

Diese Geschenke erhielten Bischof Hezel, die verwundeten Hildesheimer und sicher auch Siegfried, Anno und Herzog Otto. Wenn indessen der Hersfelder den König Heinrich unter den Empfängern nennt, so wird man annehmen müssen, daß der Abt zur Strafe eine Summe an den Fiskus zahlte; denn Heinrich hatte gewiß bei der ganzen Sache so gut wie nichts zu entscheiden.

Tiefgebeugt kehrte Widerad nach Fulda zurück. Da erwartete ihn noch größeres Ungemach. Die Mönche hatten immer sein herbes und unfreundliches Wesen gehaßt; auch oft Klage geführt, daß er zu viele Klostergüter an Ritter vergäbe und ihren Unterhalt verminderte. Noch neuerdings hatte Reginboto, der fuldische Bannerträger, welcher an den Wunden starb, die er im goslar'schen Streit empfangen, vor seinem Verscheiden den Mönchen ein sehr werthvolles Pferd vererbt, damit sie für seine Seele beteten. Ohne sie zu befragen, hatte es Widerad an einen Laien verschenkt. Dieß Pferd nun verlangen die Mönche. Vergebens sucht der Abt sie durch Thränen und Bitten zu beschwichtigen. Sie denken bei dieser Gelegenheit vielleicht sein Regiment ganz abschütteln zu können, und so beschließen die Jüngern, da er an den Hof zurückgekehrt ist, ebenfalls dorthin zu gehen und wider ihn zu klagen. Ein Kreuz wird vorangetragen, ein Gesang angestimmt: so geht die Prozession dahin. Die ältern Mönche, be-

* Privatus abscessisset.

richtet der Hersfelder, wären mit Wehklagen hinterdrein gezogen, da sie ihre jüngeren Gesellen nicht hätten zurückhalten können.

Indessen es kam anders, als sie dachten. Noch ehe sie an den Hof gelangten, gaben Anno und Herzog Otto sie in Widerads Hand. Denn die älteren Mönche hatten einen Brief durch Einen aus ihrer Mitte vorausgeschickt, um bei Hofe zu melden, welche „äußerste Noth" sie zu diesem Schritte getrieben. So wußte man von ihrem Vorhaben. Widerad ließ sie durch seine Reisigen nach dem Kloster zurückbringen und dann auf den Rath seiner Ritter nach Laienrecht bestrafen. Einige wurden öffentlich mit Ruthen gepeitscht, kahl geschoren und aus dem Kloster geworfen, Andere ebenfalls derb gezüchtigt und in benachbarte Klöster geschickt. Doch wurden die Strafen nicht nach der größeren oder geringeren Schuld, sondern nach der vornehmeren oder niedrigeren Abkunft zugemessen.

Solche Vorfälle konnten die Achtung vor dem Mönchstande, der schon ohnehin vielfach angefeindet wurde, nicht gerade erhöhen.

Lambert, der damals wenige Meilen abwärts im Fuldathale zu Hersfeld lebte, erzählt diese Begebenheit, wie sie oben mitgetheilt worden, und fügt hinzu, von dem ehemaligen Reichthume des so berühmten und einst so blühenden Klosters fände man kaum eine Spur mehr. Doch gesteht er Widerad zu, daß er ein Mann von großer Frömmigkeit, von „ungemeiner Heiligkeit" gewesen.

Seinem Bericht gegenüber klingt es sonderbar, wenn ein Mönch, der 1062 von St. Emmeran in Regensburg nach Fulda ging und hier bis 1066 zubrachte, versichert, er habe jene vier Jahre ganz nach Wunsch in Ruhe und Frieden verlebt. *

XLIX.

Auch Kaiser Otto III. war als Kind von seinem Oheim, Herzog Heinrich von Baiern (späterem Kaiser Heinrich II.), seiner Mutter geraubt worden; allein die übrigen Fürsten zwangen denselben zur Herausgabe des Knaben. Anno, an der Spitze einer mächtigen Verschwörung, hatte dergleichen nicht zu fürchten. Indessen ebenso wenig

* Othlon. de ipsius tentationibus. Mab. vet. anal. 116 ff. — Ibique per annos quattuor cum transquillitate magna commoratus. Und: optatae tranquillitatis dono ibidem potitus.

durfte er wagen, allein den Regenten zu spielen. Er war ein Emporkömmling, und man argwöhnte ganz recht, daß er seine Stellung als Erzieher des Königs zur Bereicherung seiner Verwandten und Freunde mißbrauchen würde.

Ich vermuthe, ursprünglich übernahm er bei Hofe das Amt des Lehrers und Erziehers (magister), während Adalbert als Vormund (patronus) im Ganzen und Großen die Interessen des Königs wahrnehmen sollte. Und dann sollte, nach Anno's Bestimmung, jedesmal der Bischof, in dessen Sprengel gerade der Hof sich befand, die Einkünfte der Krone verwalten, als Pfalzrichter die weltlichen und geistlichen * Streitsachen erledigen, welche an die Kurie kamen, und die innere, sowie auch die auswärtige Politik leiten, so weit es damals nöthig war.

Letztere Bestimmung hat nie Geltung gehabt, wie es in der Natur der Sache lag. In diesem Falle würde z. B. der verhaßte Bischof Heinrich von Augsburg im Oktober 1062, als die Fürsten Kadalus absetzten, Reichsregent gewesen sein. Dagegen ist es sehr bemerkenswerth, daß noch in der Zeit, wo Heinrich selbständig regierte — z. B. in seinem neunzehnten Lebensjahre — Bischöfe gleichsam als Minister an der Spitze der Geschäfte standen, die er nach dem Rathe der Fürsten zu dieser Stellung berufen hatte. So Hermann von Bamberg 1069 und später. **

Im Sommer 1063 scheint Anno sein Erzieheramt beschlossen zu haben; jedenfalls wurde es seitdem oft unterbrochen; und anständig genug war sein Honorar, wenn man es so nennen darf. Vom 14. Juli dieses Jahres, aus Goslar, ist die Urkunde datirt, laut welcher Heinrich ihm und seinen Nachfolgern „auf Bitten der Erzbischöfe Adalbert von Bremen und Engelhard von Magdeburg und des Bi-

* Das Pfalzgericht entschied auch in geistlichen Sachen. Abt Norbert erzählt vom Bischof Benno II. von Osnabrück, der eine Zeit lang Pfalzrichter war: examinabat synodalia ecclesiastica potestate; praesidebat publicis negotiis regia majestate. So klagten bei Hof der Abt von Fulda gegen den Bischof von Würzburg, der Abt von Stablo gegen Erzbischof Anno, die Mönche von Fulda gegen ihren Abt.

** Urkunde Heinrichs von 1069 bei Heineccius ant. Goslar.: Hermanno Bambergensium episcopo eo tempore in curia communi principum nostrorum consilio negotia omnia administrante. Und triumph. S. Remacli: qui provisor regiae domus erat tunc temporis (1071).

schofs Burkhard von Halberstadt, und wegen seiner großen Verdienste" den neunten Theil der jährlichen Geldeinkünfte des Fiskus schenkt. Wie lange dieß Geld erhoben worden, ist unbekannt.

Im August zog Heinrich mit Erzbischof Adalbert und Herzog Otto nach Ungarn, um den jungen König Salomo, den Verlobten seiner Schwester Judith, in sein Reich einzusetzen. Nämlich König Bela, Salomo's Oheim, der ihn vertrieben, war gestorben, und Bela's Sohn, Geusa, verzichtete auf den Thron zu Gunsten seines Vetters. An dieser Expedition nahm Anno nicht Theil; er blieb als Regent zurück. Herzog Otto führte den Oberbefehl; ihm schenkte Salomo's Mutter zum Dank ein Schwert, von dem man sagte, Attila hätte es geführt.

L.

Mancherlei Anstoß erregte Anno's Streben, seine Verwandten und Günstlinge zu hohen Kirchenwürden zu befördern. Sein Neffe Burkhard, der nach ihm Probst zu Goslar gewesen, erhielt schon 1058 das Bisthum Halberstadt. Seinem Bruder Werner oder Wezel, bisher Probst an der Kirche Maria at gradus * zu Köln, verschaffte er 1063 das Erzbisthum Magdeburg, ausdrücklich gegen den Willen der dortigen Geistlichkeit. Einen andern Verwandten, Kuno von Pfullingen aus Schwaben, ließ er durch den König 1066 zum Erzbischof von Trier ernennen, ohne die Zustimmung von Klerus und Volk in der Stadt einzuholen; er ward erschlagen, bevor er Trier erreichte. Auch Sieghard, Patriarch von Aquileja seit 1068, und Bischof Eberhard von Parma, der bis 1072 Kleriker zu Köln war, ** werden unter denen genannt, die Anno ihre Würde verdankten.

Von größerem Interesse ist es, in den Berichten der Zeitgenossen nachzuforschen, welch ein Verhältniß eigentlich bestand zwischen König Heinrich und seinem „geliebten Magister" Anno. Da treten in den Vordergrund der Mönch Lambert aus Hersfeld und jener ungenannte Mönch aus Kloster Stablo im lüttticher Sprengel, welcher

* S. Lacomblet I, 196.

** S. Bonizo l. VI. g. E. Dieß hat Lappenberg (zu Adam von Bremen in den monum. Germ.) übersehen. Kadalus ist natürlich nicht gemeint.

den „Triumph des heiligen Remaklus" geschrieben. Beide schildern freilich sehr verschieden.

Anno hatte neben andern Schöpfungen, durch die er sein Erzbisthum zierte, drei Klöster gestiftet: Siegburg, wo vordem die räuberischen Soldaten des Pfalzgrafen Heinrich von Lothringen hausten, Graffschaft am Astenberg in Westfalen und Saalfeld, welches ihm auf sein unermüdliches Bitten die Königin Richeza von Polen geschenkt hatte. Denn es gehörte zu ihren Allodien. Als er 1068 in Italien war, kehrte er im turiner Sprengel im Kloster zu Fruttuaria ein und ward von der strengen Zucht, die dort herrschte, dermaßen erbaut, daß er den Abt ersuchte, Einige der Fratres nach Deutschland mitnehmen zu dürfen, um in seinen Klöstern dieselbe Disziplin einzuführen. Das Volk staunte die Fremdlinge mit tiefer Ehrfurcht an; hie und da ahmten die Bischöfe Anno's Beispiel nach, und so ward auch Lambert 1071 von seinem Abt Ruthard auf mehrere Monate nach Siegburg und Saalfeld geschickt, um die neue Klosterordnung kennen zu lernen.

Lambert fand, daß die alte Disziplin doch besser zur Regel St. Benedikts stimmte. Desto mehr bewunderte er die schönen Gebäude, den Schmuck der Kirchen, die reichen Einkünfte, und vor Allem das Auftreten des berühmten Erzbischofs selbst, der namentlich in Siegburg sehr gern verweilte. Mit nicht geringer Befriedigung nahm er die Devotion wahr, mit der Anno die Mönche verehrte, als wären sie seine Herrn; wie er Schweigen und jede andere Klosterregel so genau beobachtete, als müßte er, gleich den Mönchen, täglich im Kapitel für seine Uebertretungen Rede stehen und den Urtheilspruch erwarten; wie er auf den Befehl des Abtes, ja des Dekans, trotz der wichtigsten Geschäfte, sogleich sich erhob und ihre Aufträge vollzog, „wie ein schnöder Sklav"; wie er die Speisen, welche täglich mit höchster Sorgfalt zubereitet wurden, selbst auftrug, den Trank mischte und den Mönchen mit mehr Eifer aufwartete, als ein Bedienter. War es ein Wunder, daß Lambert „einen so großen Mann" * aufs Höchste verehrte und liebte, der ihm vielleicht selbst im Refektorium Serviette, Löffel und Messer zurecht gelegt, den Becher mit Wein gefüllt, und

* Tantus vir heißt Anno im Chron. Andag. 11.

seine Portion Rheinlachs oder Pasteten * vorgesetzt hatte? — In der That sucht er die großen Fehler in Anno's Charakter nach Kräften zu verhüllen und Unrecht, welches derselbe gethan (z. B. die Usurpation des Klosters Malmedy), auf den König zu wälzen.

„Mit dem Könige (erzählt er) war Anno oft gespannt; er tadelte ihn oft scharf wegen des vielen Unrechtes, welches auf seinen Befehl oder mit seiner Erlaubniß im Reiche geschah. Dann drohte der König voll Zorn, er würde Alles verbrennen, was Anno besäße; meist aber bat er selbst ab und versprach ihm, er sollte Macht haben über ihn und das ganze Reich; nur möchte er ihm treu und nicht immer so zuwider sein. Bald war er der vertrauteste Freund des Königs und gleichsam Mitregent; bald, wenn er über die Uebelstände im Reiche heftig schalt, wurde er mit Schmach vom Hof verwiesen, und — (denn Lambert liebt volle Posaunenstöße) — die ganze Macht des Reiches aufgeboten, um seinen Namen zu vernichten."

Diese Schilderung, welche das Verhältniß Anno's zum Könige etwa von 1065 bis 1072 zeichnen soll, ** hat nicht mehr Werth, als die Behauptung, Heinrich habe zu Ostern 1065, da er Ritterwaffen empfing, sogleich mit Feuer und Schwert gegen Anno ziehen wollen, um sich für die Lebensgefahr zu rächen, in die er durch die Schuld des Erzbischofs 1062 gerathen. *** Lambert schildert nur zu oft ohne Anschauung und selbst ohne Nachdenken. Gleich im Juni 1065 schenkte Heinrich dem Erzbischof das Kloster Malmedy.

LI.

Ohne Vergleich werthvoller sind die Schilderungen des Mönches, welcher den Triumph des heiligen Remaklus verfaßt hat. Er ist nicht nur selbst öfters bei Hof gewesen, um mit seinen Brüdern wider

* Artocreae (so) werden oft unter den Mönchsgerichten genannt, verschieden zubereitet; z. B. zum Abendessen für jeden Mönch eine Pastete, 5 Eier und 1 Käse enthaltend.

** Lamb. 1075. Daß der Zeitraum von 1065 bis 1072 gemeint ist, nicht etwa die Periode nach Ausbruch des Sachsenkrieges, geht aus dem Zusammenhange hervor.

*** Lambert nimmt vielmehr an, zu Weihnachten 1064 habe die Schwertleite Statt gefunden.

Anno zu klagen, hat nicht nur die Weise, wie Anno mit Heinrich umging und zu ihm sprach, gesehen und gehört, sondern auch die Schrift vor der Veröffentlichung seinem Abt Dietrich, einem Manne von gemäßigter Sinnesart, zur Durchsicht übergeben. * So enthält dieselbe verhältnißmäßig wenig Unglaubwürdiges. Die Erbitterung, welche der Mönch sicher gegen Anno empfunden hatte, war sehr gemildert worden durch das Andenken an die Tage zu Lüttich, wo der heilige Remaklus selbst durch zahllose Wunder sein Kloster aus Anno's Händen befreite.

Der heilige Remaklus hatte zwei Klöster gestiftet, Stablo und Malmedy, die etwa acht Meilen südöstlich von Lüttich ziemlich nahe bei einander lagen; doch gehörte Stablo zum lüttichen, Malmedy zum kölnischen Sprengel. Beide Klöster, hatte er bestimmt, sollten ewig unter einem Abt stehen und eng verbunden bleiben; und diese Bestimmung hatten die Kaiser, und besonders noch neuerdings Pabst Leo IX. mit feierlichem Bann bekräftigt.

Indessen die Mönche zu Malmedy wünschten einen eigenen Abt zu haben und unter Köln zu stehen; und „da nun diese für alle Guten so traurige Zeit kam, die Sitten so verderbt, und die Habgier der Fürsten so groß wurde, versuchten sie, ihren Plan durchzusetzen.“ Sie wandten sich schon damals an Anno, als noch Agnes regierte, und er versprach ihnen seine Hülfe.

Im Sommer 1065 schenkte der König — oder vielmehr Adalbert, nach Lamberts Bericht — den einflußreichsten Fürsten Reichsabteien: Herzog Otto erhielt Kloster Altaich an der Donau; Herzog Rudolf Kempten an der Iller; Erzbischof Siegfried, der im August von seiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe zurückkehrte, die Abtei Seligenstadt am Main; Adalbert nahm für sich Neu-Corvey an der Weser und das überaus reiche Kloster Lorsch bei Worms **; Anno Malmedy, Kornelismünster bei Aachen und Vilich bei Bonn. *** Selbst Rumold von Konstanz erhielt

* Dieß geht hervor aus dem Prolog zum zweiten Buche.

** Die Schenkungsurkunden bei Lappenberg; datirt aus Oschersleben vom 6. September 1065.

*** Am linken Ufer der Sieg, nahe der Mündung.

Rheinau, aber er bat Heinrich 1067 selbst, dem Kloster seine alte verbriefte Freiheit wiederzugeben.

Schmerzlich genug war es allen diesen Kongregationen, ihre alte Reichsunmittelbarkeit eingebüßt, die Freiheit und den Schutz verloren zu haben, welchen ihre frühere Stellung unter dem Könige gewährte, und der Willkür eines Herzogs oder Bischofs preisgegeben zu sein. * Der Abt von Lorsch konnte gleich dem von Stablo Schutzbriefe der früheren Kaiser und Leo's IX. aufweisen. Die Mönche in Stablo aber büßten zugleich einen Theil ihres Unterhaltes ein.

Am Peter-Paulstage (29. Juni) 1065 war Hofhaltung zu Trier. Abt Dietrich von Stablo beherbergte Anno im St. Maximinskloster, dessen Abt er ebenfalls war. Da ließ nun Heinrich auf Bitten Dietrichs die Schutzbriefe für Stablo öffentlich verlesen, erneute die Bestimmungen der früheren Kaiser, — und unmittelbar darauf beredete man ihn, dieselben umzustoßen.

„Es fiel ihnen nicht schwer, von dem arglosen Könige zu erlangen, was sie wollten.“ **

Auf dem Heimwege nach Stablo erfuhr Abt Dietrich, der nicht ahnte, was inzwischen vorgefallen, daß kölnische Beamte im Namen Anno's Malmedy in Besitz genommen.

Zunächst indessen stieß Anno auf einen Widerstand, den er nicht erwartet hatte. Der greise Herzog Friedrich von Niederlothringen war Vogt der beiden Klöster, ein Mann von erprobter Treue und Redlichkeit. Er ließ Anno entbieten, wenn ihm an seinem Leben und seinem Erzbisthum etwas läge, so möchte er seine Pläne auf Malmedy aufgeben. Er rüstete, ließ Proviant nach Malmedy schaffen, befestigte einen Hügel in der Nachbarschaft flüchtig mit Wall und Graben, und ging daran, das Kloster zu befestigen.

Die Regenten *** geriethen in höchsten Zorn: der Herzog und Abt wären Reichsfeinde; beide wurden gleichsam im Namen des

* Klöster, die unter Bischöfen standen, litten oft sehr durch Erpressungen. So forderte z. B. Bischof Herrmann von Metz unaufhörlich Geld vom Kloster St. Tron.

** Tr. S. Rem. I, 3. bei Chapeaville gesta pontif. Leod. II, 523 (besser in den manum. Germ. hist. XIII) „Non erat eis difficile, obtinere quae vellent a regis simplicitate.“

*** Consules nennt sie Adam von Bremen.

Königes an den Hof geladen zur Rechenschaft. Dem Abt ward gedroht, wenn er nicht erschiene, solle er Alles verlieren, was er vom Könige zu Lehen trüge. Herzog Friedrich war sehr aufgebracht, nahm die Botschaft nicht an, klagte über die Pfaffen, welche den König verdürben *, schickte aber endlich doch einen Stellvertreter mit dem Abt nach Tribur, wo der Hof zu Anfang des August sich aufhielt. Man setzte dem Abt heftig zu, doch weigerte er sich standhaft, seinen Krummstab, das Zeichen seiner Würde, herauszugeben. ** Sonst sah er hinlänglich, daß die Kurie nicht im öffentlichen, sondern im Privatinteresse regiert wurde. ***

Jetzt traf ihn das Unglück mit verdoppelten Schlägen. Wenige Wochen, und er hatte die Leiche seines Schützers, des guten Herzog Friedrich, in die Gruft zu senken. Derselbe starb am 28. August und ward in Stablo begraben. Anno nahm nun Malmedy in Besitz; die Klosterleute leisteten ihm den Eid der Treue; es wurden Befestigungen errichtet, und das Kloster dem Abt von St. Nikolaus zu Brauweiler untergeben.

Die Mönche in Brauweiler freilich führten (etwas später) selbst bittere Klage über den Erzbischof. Religiös genug wäre er gewesen (sagt Einer von ihnen), allein zuweilen hätte er doch nach Willkür, nicht nach Recht gehandelt.

LII.

Abt Dietrich verzweifelte daran, allein dem so mächtigen und gewandten Anno Widerstand zu leisten. Er machte sich auf, Herzog Gottfried dem Bärtigen entgegen, der jetzt herbeikam, um die Herrschaft von Niederlothringen anzutreten, und ging mit ihm an den Hof nach Goslar. Es war, wie es scheint, im Herbst 1065. †

* „Rex depravatus consilio sacerdotum." I, 5.

** Triumph. I, 6. Der Abt wird drei Krummstäbe gehabt haben, einen für Stablo, einen für St. Maximin, einen für Malmedy. Letzterer wird gemeint sein. Uebrigens muß er denselben später doch herausgegeben haben; denn 1071 war er in Anno's Händen.

*** A quibus privato magis, quam publico negotio curia regi videbatur. I, 6.

† Diese Annahme würde allerdings nicht zu Lambert stimmen. Auch folgt im Triumph. S. R. I, 14 der Ausdruck: eodem anno, wo 1056 gemeint ist.

Gottfried erhielt die Herzogsfahne und ward zum Befehlshaber der lothringischen Ritterschaft ernannt. Als nun der Abt seine Klage vorbrachte, Viele ihm Recht gaben und meinten, man solle dem Könige die Wahrheit nicht verbergen; endlich sogar in förmlicher Gerichtsverhandlung (bei welcher Gottfried — er war jetzt Vogt von Stablo — den Vorsitz hatte) einstimmig das Unrecht verdammt wurde, welches dem Kloster geschehen war: so schien der Sieg der gerechten Sache entschieden zu sein. Wäre Gottfried energisch in Anno gedrungen, wie seine Pflicht es erheischte, so war damit Alles beendet. Aber der Erzbischof bot dem habsüchtigen Herzog ein Lehen* und erlangte Frist bis zur nächsten Kurie. Es war eben eines der Gerichte, von denen Gozechin sagt: „Frau Habsucht steht in der Mitte und streckt nach beiden Seiten die gierigen Hände aus.“ Wie konnte die arme blinde Frau Themis dabei bestehen?

Der Abt inzwischen war unermüdlich, vertheilte die Kostbarkeiten seiner Kirche unter die Leute bei Hof, und Heinrich erlaubte ihm, zur Fastenzeit in Aachen zu erscheinen. Er selbst, der König, — so erzählt der Mönch — nahm Geld und versprach die Herausgabe von Malmedy, wenn er eine gewisse Summe erhielte. Doch berichtet er in demselben Athem, Heinrich hätte versprochen, nach dem Recht zu entscheiden, wenn sich durch die Urkunden seiner Vorgänger die Schenkung an Anno umstoßen ließe. Aber auch dieß geschah nicht. Der Erzbischof blieb hartnäckig und den König, „den er wie einen Sklaven beherrschte,“ leitete er durch seine böse List vom Pfade des Rechtes ab.

Als die guten Mönche zu Stablo vernahmen, wie auch dießmal ihr Hoffen zunicht ward, ergriffen sie in ihrer Verzweiflung die Bahre mit dem Schrein, der das Skelett des heiligen Remaklus barg, hoben ihn auf die Schultern, verließen das Kloster in Prozession und schlugen den Weg nach Aachen ein. Mancher Bauersmann folgte dem Zuge.

Vor der Stadt schon kam ihnen der Abt entgegen und ermahnte

* Es scheint nicht recht klar, ob Gottfried das Lehen nicht schon empfangen hatte. „Nisi quod suspectum habens eum pro beneficio, *quod ex eo tenebat*, facere dubitavit, id ipsum avaritia impediente.“ Doch ist nimmermehr anzunehmen, daß Anno etwa ein solches Lehen dem Herzog würde genommen haben, falls er ihn damals zur Herausgabe von Malmedy gezwungen hätte.

sie dringend zur Umkehr. Denn die Mönche in Malmedy hatten den Erzbischof von dem Vorhaben der Brüder von Stablo in Kenntniß gesetzt, und er hatte nicht nur den Geistlichen zu Aachen verboten, dem Heiligen die üblichen Ehren zu erweisen, sondern auch dem Abt gedroht, er solle seine Würde verlieren, wenn er nicht seine Mönche im Zaume hielte. Aber sie weigerten sich, ihm zu gehorchen, und setzten den Weg fort. Er rang die Hände und schrie, er wäre ein unglücklicher Mensch.

Mit Jammern und Wehgeschrei trugen sie den Heiligen erst in die Marienkirche, dann vor die königliche Pfalz. Wunderbar, daß Einige von ihnen — darunter auch der Mönch, welcher dieß Alles aufgezeichnet — vor den König gelassen wurden. Heinrich sprach kein Wort und war sehr verdrießlich. Anno dagegen rief: „Unser Herr hat nichts Unrechtes begangen, wenn er etwas verschenkt hat, was ihm gehört; noch habe ich eurem Heiligen Leides gethan, wenn ich das Geschenk angenommen.“ Die Mönche wollten ihre Pergamente vorweisen, die Privilegien und Schutzbriefe der Kaiser und Päbste; wurden aber für jetzt verabschiedet.

Da sie nun vor der Pfalz noch standen und schrieen, rief Bischof Einhard von Speier ihnen zu: „Packt euch fort mit eurem Gerippe und eurem unvernünftigen Geschrei. Wie könnt ihr wagen, vor dem Könige und seinen Getreuen solchen Lärm zu verführen.“ Sie wurden sehr aufgebracht, aber Herzog Gottfried beschwichtigte sie und rieth ihnen, den Heiligen die Nacht über bei St. Adelgunde beizusetzen. So gingen sie von dannen, und es ward ihnen sogar Hoffnung, am nächsten Tage Recht zu erlangen; denn als Heinrich gegen Abend nach den Bädern ging, äußerte er sich dahin, er wolle die Mönche befriedigen.

Dennoch erreichten sie nichts. Anno hatte sich schon am Tage vorher aus dem Staube gemacht und Gottfried aufgetragen, seine Sache zu führen. Er hatte denselben an das Lehen erinnert, welches er von ihm empfangen, und an den Eid der Treue, den er ihm geleistet.

Als nun die Urkunden verlesen waren, und Heinrich, durch seines Vaters und seine eigene Autorität überwältigt, im Begriff stand, den Mönchen gerecht zu werden, sprach Gottfried, sein Lehnsherr

Anno sei abwesend; sein Lehnseid verpflichte ihn, dagegen zu protestiren, daß ein Urtheilspruch wider denselben gethan würde, ohne daß er sich vertheidigen könne.

So handelte ihr Vogt, der ihnen Hülfe versprochen hatte. Aber „es war damals wie eine Epidemie unter den Fürsten, Versprechungen zu geben, schöne Worte zu machen, und Nichts zu halten.“

Die Sache ward verschoben, bis Anno zugegen wäre; die Mönche nahmen ihren Heiligen und kehrten weinend nach Stablo zurück.

LIII.

Die Aachener Quellen waren vielleicht dem sechszehnjährigen Könige nicht sehr zuträglich. Nach Ostern 1066 erkrankte er zu Fritzlar so schwer, daß die Aerzte ihn aufgaben. Vor Schmerz schrie er oft laut auf. Man erinnerte ihn an Malmedy, und er trug Erzbischof Siegfried von Mainz, dem „Bischof von Fritzlar“ * und dem Grafen Egbert, seinem Vetter, auf, die Sache zu ordnen. Da er aber genas, so entschlüpfte Anno auch dießmal, „die glatte Schlange“.

„Denn, ich weiß nicht, wie es kam (spricht der Mönch), auch das Schwerste wagte der König ihm nicht abzuschlagen, sogar gegen seinen Eid.“

Heinrich kam selbst im Sommer oder Herbst dieses Jahres mit seiner jungen Gemahlin Bertha, die ihm nach Pfingsten erst angetraut worden, nach Stablo; da gab er dem heiligen Remaklus in aller Form Malmedy zurück.

„Deß sind wir Zeugen, die wir es gesehen und gehört haben, obwohl er es später aus Furcht vor dem Erzbischof sündhafter Weise in Abrede stellte.“

Noch einmal zu Weihnachten in Bamberg trug der Abt seine Klage vor. Alle Anwesenden sprachen für ihn, und der König selbst — erzählt der Mönch — hatte den besten Willen, nur wollte er nicht

* Fritzlar war kein Bischofssitz. In Buraburg bei Fritzlar gab es allerdings eine Zeit lang Suffraganen von Mainz; aber im elften Jahrhundert wird kein solcher genannt. Sollte vielleicht ein Chorbischof gemeint sein? Daß es deren damals gab, geht z. B. aus der Stiftungsurkunde vom Kloster Siegburg hervor. Lacomblet. I, 202. Es waren dieß Priester, die zur Aushülfe als Bischöfe gebraucht wurden, ohne den Bischöfen gleich zu stehen.

ohne Anno's Zustimmung verfahren. Dieser aber wußte von Heinrich sogar das Versprechen zu erlangen, ihn nie mehr mit dieser Sache behelligen zu wollen. —

Ein Brief des Pabstes Alexander für den Abt wirkte auf Anno „wie Eisen auf Diamant." Ja als der Abt zu Rom selbst klagte, im Jahr 1068, da der Erzbischof als Gesandter des Königes dorthin kam, wußte Letzterer sich zu verantworten und einer Entscheidung auszuweichen: nur der deutsche Hof, sprach er, könnte in der Sache das Recht ermitteln.

LIV.

Kaum hatte Heinrich je eine glänzendere und edlere Schaar von Fürsten und Bischöfen um sich versammelt, als zu Anfang des Mai 1071 zu Lüttich im Palast des greisen Bischof Dietwin. Es waren da Rudolf von Schwaben und der ungetreue Welf von Baiern, vielleicht weniger, um ihrem Herrn zu dienen, als um zu sehen, „wo das Land offen wäre"; es war da der jüngere Herzog Gottfried von Lothringen, Sohn des Bärtigen, klein und bucklig, aber vor Allen ausgezeichnet durch Macht, Klugheit und Beredsamkeit; es waren da die Bischöfe Anno von Köln, Wilhelm von Utrecht, Dietrich „der Große" von Verdün, * der treffliche fromme Mann, welcher Heinrich stets so treu blieb; der finanzenkundige Hermann von Bamberg, mit dessen Latein es bedenklich stand; von fernher aus dem Rhonethal Ermenfried von Sitten; Gregor von Vercelli, der Kanzler der Lombardei; und mit ihrem Beichtvater, Bischof Lietbert von Cambrai war, sicher im Trauerkleide, die reizende und unglückliche Gräfin Richilde von Mons erschienen, um am deutschen Hofe Hülfe zu suchen gegen ihren bösen Schwager, den Mordstifter Robert den Friesen. **

„Es war bekannt gemacht worden im römischen Reich, wer eine Klage bei Hofe zu führen hätte, sollte nach Lüttich kommen."

Auch den Abt Dietrich hatte Heinrich dorthin beschieden und ihm versprochen, wenn Anno's Sinn irgendwie zu beugen wäre, wolle

* „Theodoricus Virdunensis ep., qui Magnus vocabatur." Gesta Trev.

** S. die Urkunde für Dietwin bei Chapeav. II. vom 11. Mai 1071. Falsch ist das Datum für diese Urkunde bei Miräus III.

er sich selbst bemühen, daß Malmedy wieder an Stablo käme. Der Abt hatte indessen die sechs Jahre her so viele Ausgaben fruchtlos verwendet, daß er an irdischer Hülfe verzweifelte und den Mönchen gestattete, von Neuem mit dem Skelett des Heiligen bei Hofe zu erscheinen. Und wie sie die Bahre auf die Schultern hoben — der Abt war schon in Lüttich — wurden sie ein wunderbares Leben in dem Schrein gewahr: er war so leicht, und es kam ihnen vor, als ob er flöge. Kaum konnten sie unten so schnell gehen, wie er oben sie vorwärts zog: es war kein Zweifel, daß der Heilige im Schrein selbst Sehnsucht empfand, St. Lambert in Lüttich zu besuchen.

Nach einigen Bedenken zog Bischof Dietwin mit seinen Klerikern den Mönchen entgegen. Unzähliges Volk wogte in den Straßen, als sie einzogen.

Heinrich war es bitter leid, daß er jene Schenkung je gethan. Er beauftragte den Bischof von Vercelli, vertraulich mit Anno zu sprechen; aber der soll erwiedert haben, er hätte geschworen, lieber zu sterben, als von Malmedy zu lassen.

Ganz unverständlich würde Heinrichs Auftreten bleiben, wenn man nicht annähme, daß der Erzbischof es sicher meisterlich verstand, in seines Herrn Seele die empfindlichsten Punkte zu treffen und ihn so zu beherrschen. „Du hast mir das Kloster feierlich gegeben — wird er ihm vorgestellt haben — willst du nun dein königliches Wort brechen?“ —

In den Höfen,* welche man damals durchschreiten mußte, bevor man in die eigentlichen Pfalzen der Bischöfe gelangte, wurden — sicher unter einer Ueberdachung — die Tische aufgeschlagen, an denen man bei günstigem Wetter und feierlichen Gelegenheiten offene Tafel hielt. So trafen die Kölner am Mittwoch in der Osterwoche 1074 gegen Abend ihren Erzbischof Anno im Hofe noch speisend, als sie seinen Palast stürmten. Anderwärts finden wir wohl, wie bei einem ähnlichen Vorfalle ein Ritter des Bischofs auf den „Eßtisch im Hof“ springt, um von dort herunter gegen die herantobenden Bürger zu fechten.

* Daß es nicht etwa im Vorsaal der Pfalz war, geht aus Tr. S. R. II, 16 und 19 hervor. Auch II, 8 wird gesagt, im pomoerium wäre es gewesen. Die mensa pransoria aulae in der Pfalz zu Laon erwähnt Guibert von Nogent de vita sua.

Es war am 9. Mai. Bischof Dietwin hatte seine Gäste placirt und bewirthete sie mit einem königlichen Mahle. Da sah man plötzlich die Mönche von Stablo mit ihrem Schrein in den Hof treten, hinter ihnen eine unabsehbare Volksmenge, Alle in tiefster Devotion. * Wunderbare Scene, die nun eintrat. —

Leser, in jenen Hof möchte ich dich versetzen und mit dir die Räume des guten alten Dietwin durchwandern; die Wände, die Dächer, Thürme und Fenster, die Zimmer und das Hausgeräth betrachten; ich möchte mit dir an jene Tafel treten und dir die Stühle, die Servietten, das Geschirr und die Speisen darin zeigen; die Reihen entlang gehen und die einzelnen Fürsten und Priester beschauen: den jungen König Heinrich mit seinen blitzenden Augen; die sanfte Königin, fröhlich in der Hoffnung nahen Mutterglückes; die bekümmerte Richilde mit ihrem Sohne Balduin, und die Hofdamen; ich möchte dich ihre Kleider, ihren Goldschmuck, ihre ungeschliffenen Steine sehen, ich möchte dich auf ihre Manieren achten und ihrer Conversation lauschen lassen. — Und jetzt die Prozession! die dunkeln Mönchsgestalten, die da herein schreiten, und das Volk hinter ihnen: welche Trachten! welche Röcke, Hosen, Schuhe und Hüte! — Und in allen Gesichtern ein fremdartiger Zug, in den Augen ein ungewohnter Ausdruck, der uns erinnert, daß acht Jahrhunderte voll der gewaltigsten Entwickelung zwischen uns und ihnen liegen.

Aber die Fackel der Göttin, die mich durch die Hallen unserer Altvordern führt, wirft nur ein düsteres Licht. Alle Umrisse schwanken und verschwimmen; nur nebelhaften Schemen gleich ziehn sie an mir vorüber, die Starken und die Schönen, die Guten und die Verräther, von denen ich rede. —

Der Sprecher der Mönche trat vor und bat den König um Mitleid für sein Kloster. Die Tafel war sicher unterbrochen: alle Gäste horchten auf, was geschehen würde. Als Heinrich, verstimmt und gereizt, auf den Erzbischof blickte, ob der nichts zu sagen hätte; dieser aber ebenfalls schwieg: setzte jener Sprecher hinzu: „Warum verstummst du, Herr König, um dieses einen Mannes willen und ge-

* Dietwin an Imrad von Paderborn (bei Martene collectio I.): cum admirabili plebis multitudine simul ac devotione.

horchst ihm, wie ein Schüler, in ungeziemender Unterwürfigkeit? * Und ihr Bischöfe und Fürsten, scheut ihr euch für das Recht zu sprechen?"

Anno fand endlich Worte und rief mit entstelltem Gesicht: „Was habe ich euch gethan? welchen Heiligen gekränkt? Ich habe nichts angerührt, was euch gehört."

Bischof Herrmann von Bamberg, damals des Königes Haushofmeister, begann: „Ist euer Gesuch gerecht, so hat mein Herr beschlossen, demgemäß morgen im allgemeinen Gericht zu entscheiden; wir werden nicht dulden, daß in seinem Reich etwas Unrechtes aufkomme, so lange die Stimme der Geistlichkeit noch etwas gilt."

Die Mönche indessen, so oft getäuscht und hingehalten, waren zum Aeußersten entschlossen. Unvermuthet setzten sie ihren Schrein mit der Bahre ** auf die Tafel: „da ist der, dem der König Unrecht thut."

„Deinetwegen muß ich mir dieß bieten lassen", sprach Heinrich zu Anno. „Wie lange soll ich dergleichen ertragen." — Der Erzbischof schimpfte nur über die Verwegenheit der Mönche. Mit sanfteren Worten gab ihnen Heinrich die Versicherung, es sollte ihnen am nächsten Tage ganz gewiß ihr Recht werden; aber es wäre jetzt nicht der Moment zu gerichtlichen Verhandlungen. Auch die Bischöfe ermahnten sie, die Bahre fortzutragen. Die zarte Königin, weichen Gemüthes, saß da und weinte, da sie nichts helfen konnte.

Wie die Mönche nun so unbeweglich standen, sprang Anno auf, ergriff Heinrichs Rechte und schrie: „Was sitzest du so zum Schimpf da? Diese frechen Mönche haben ihre bäuerische Hand an dich gelegt und der königlichen Majestät Gewalt angethan, als ob sie uns zwingen wollten, ihnen den Willen zu thun."

Er traf den richtigen Ton. Heinrich erhob sich und ging in

* Der Verf. des triumph. S. R. hat im zweiten Buche Manches hinzugesetzt, was nicht ganz so passirt sein mag. So die Gespräche zwischen Anno und Heinrich, die er nicht angehört hat. Wenn ich bedenke, wie ängstlich um dieselbe Zeit Siegfried von Mainz war, „bei seinem Herrn anzustoßen", so möchte ich nicht glauben, daß der Sprecher so unziemlich zum König geredet haben sollte. Ob er „Du" oder „Ihr" zum Könige sagte, ist mir zweifelhaft. Eine Eidesformel für Priester fängt an: „Daz ih dir hold pin N. demo piscophe." Dagegen nennt in der „Schwabenehe" der Freier seine Dame „Ihr". —

** Feretrum sagt Dietwin in dem Briefe an Immad.

die Pfalz. Alle Gäste verließen die Tafel. Die Mönche wollten mit der Bahre ebenfalls dem Könige folgen; allein die Diener hinderten sie.

Heinrich war in der That höchst aufgebracht. Man sprach davon, die Mönche sollten ungefähr, wie einst die von Fulda, gestraft, und der Heilige selbst an den Bischof von Bamberg geschenkt werden.

Draußen im Hof herrschte inzwischen großer Lärm. Die Mönche schrieen über die Ungerechtigkeit des Königs, ja im Zorn vergaßen sie ihre frommen Gebete, traten an den Schrein und schalten das Skelett: „Jetzt sieht man, nichtsnutziger Alter, was du vermagst, da der König bei deiner Ankunft von dannen geht, statt unsere Bitten zu erfüllen.“ Plötzlich brachen die starken eichenen Dreifüße, auf denen die Tafel lag, zusammen, wie Wachs: man sah, daß die Wunderkraft des Heiligen zu wirken begann. Einen Diener, dem das Bein beim Sturz der Tafel verletzt war, heilte er sogleich; eine blinde Frau erhielt plötzlich das Augenlicht wieder. Schon konnte der Hof das Volk nicht fassen, welches hereindrängte.

Der Mönch berichtet, Heinrich habe, in Furcht vor der Strafe des Himmels, Anno umzustimmen gesucht: „Wir handeln nicht recht. Kann der Himmel uns gnädig sein bei diesen Klagen wider uns? Wir laden den Unwillen des Volkes, selbst der Fürsten auf unser Haupt. Ich habe nie thörichter gehandelt, als da ich dir das Eigenthum des Heiligen übergab.“ Der Erzbischof aber hätte erwiedert: „Auf mich falle die Schuld. Wälze Alles auf mich, was man dir zur Last legt. Glaube doch den Menschen nicht so leicht: diese Wunder werden erlogen, um uns einzuschüchtern. Besser würde es sein, sie zu strafen für ihre Verwegenheit, die dich, den Herrn des römischen Reiches, und die Deinen von der Tafel vertrieben haben.“

Vergebens bemühte man sich, die Mönche mit dem Heiligen aus dem Hof zu bringen. Das Zureden des Abtes blieb fruchtlos. Die Diener, welche auf Anno's Befehl hinaus gingen, um die Bahre fortzuschaffen, fürchteten sich vor der tobenden Menge und erklärten, sie könnten nichts thun; sie würden ihr Leben aufs Spiel setzen. Vergeblich war es sogar, daß Bischof Dietwin und die Fürsten unter die Menge traten und den Mönchen vorstellten, es hieße die königliche

Majestät beschimpfen, wenn sie thäten, als wollten sie derselben Zwang anthun.

Allmälig dunkelte es: die Mönche beschlossen, die Mainacht hindurch neben ihrem Schrein auf dem Hofe zu wachen. Ein Volkssänger, der mit seiner Truppe sich in Lüttich eingefunden, hatte schon in seiner Herberge den ganzen Vorfall in Verse gebracht, kam nun herbei und sang sein Lied. Und nicht wenig Trost empfanden die müden Mönche, als er ihre Leiden so im Liede berichtete, und der Chor miteinstimmte. —

In der Frühe endlich verließen sie den Hof und trugen den Heiligen in die Marienkirche, wo St. Lambert lag. Es war ihnen auf das Bestimmteste erklärt worden, sie würden durch jene Belagerung der Pfalz nichts erreichen.

Nicht lange, so gerieth die ganze Stadt in eine unbeschreibliche Bewegung. Tausende von Menschen umlagerten die Marienkirche. Denn die beiden Heiligen wirkten im Verein die herrlichsten Wunder: blinde Frauen wurden sehend, Verwachsene erhielten gerade Glieder.

Als die Kunde zur Pfalz drang, blieb doch Anno ungläubig. Er sandte zwei Diener nach der Kirche, um sich zu überzeugen. Sie fanden in einem Säulengange der Kirche einen Menschen, der so kontrakt war, daß er sich kaum bewegen konnte; hoben ihn auf, trugen ihn vor den Altar und warfen ihn auf den Fußboden, wie ein Bund Heu. Alsbald streckte er seine Glieder, richtete sich am Altar in die Höhe, und stand da, so wohlgestaltet und schön, daß man ihn kaum wieder erkannte.

„Ich erzähle hier nur, was ich gesehen habe — schreibt der Mönch — und was mit mir viele Tausende von Menschen aus verschiedenen Ländern gesehen haben."

Gleichwohl zweifelten Heinrich und der Erzbischof, ob nicht Alles Betrug sein möchte, und Letzterer weigerte sich hartnäckig, Malmedy freiwillig herauszugeben; bis endlich Bischof Lietbert, der ebenfalls nach der Kirche gegangen war, zurückkam, die Wunder bestätigte und mit den andern Bischöfen und Fürsten den König bat, den Heiligen, der jetzt sichtlich selbst sein Eigenthum forderte, nicht länger unbefriedigt zu lassen.

Wie in Furcht, erhob sich Heinrich von seinem Sitz und sprach

zu Anno: „Ich sehe, es läßt sich nicht länger verschieben. Gieb mir also zurück, was ich dir übel berathen verliehen habe; denn selbst wider deinen Willen würde es meine Pflicht sein, dem Heiligen das Seinige zurückzuerstatten."

„Wenn es einmal Gottes Willen ist und nicht anders geschehen kann" — erwiederte der Erzbischof — so nimm das Gut zurück, oh Herr, welches du mir gegeben hast." Damit reichte er ihm den Stab des heiligen Remaklus, den er in der Hand hielt.

Heinrich schritt also mit einigen Dienern aus der Pfalz und wie er zur Kirche kam und die Menge der Menschen erblickte, welche sich freuten und Gott priesen, verwunderte er sich und sprach zu seinen Begleitern: „Es wird uns Mühe kosten, da hindurch zu kommen." Kaum gelang es denselben, ihm Bahn zu brechen. Als er endlich vor den Altar kam, ergriff er den Stab, welchen ein Diener ihm nachtrug, legte ihn über den Schrein und sprach: „Nimm hier dein Gut zurück und zürne mir nicht." Dann beugte er sein Haupt, betete und verließ die Kirche eilenden Schrittes.

Ein Tedeum, welches die Geistlichen sangen, beschloß den Triumph des heiligen Remaklus.

Lange Jahre nachher noch feierten die Mönche in Stablo jenen Tag, da ihr Heiliger sich so mächtig und siegreich bewährt hatte. Heinrich selbst spricht in einer Urkunde, die er neunzehn Jahre später ausstellte, davon, wie er in seiner Kindheit, durch die schlechten Rathschläge gewisser Leute irre geleitet, Stablo und Malmedy hätte trennen wollen. „Aber da wir zu Ostern 1071 in Lüttich Hof hielten, würdigte uns der allmächtige Gott des Anblickes der Wunder, die er durch den heiligen Remaklus vor unsern Augen vollbrachte, und so ward es offenbar, daß jene Trennung wider Recht vor sich gegangen." —

Anno selbst beweist bei diesen Händeln nicht gerade Eigenschaften, die ihn zum Erzieher und Vorbilde für Heinrich befähigt hätten. Von dem Knaben, den er beherrscht und einzuschüchtern weiß, jene Schenkung zu erlangen, den feierlichen Schutzbriefen der Kaiser und Päbste zuwider; dem Könige dann, da er sein Unrecht einsieht und es gut zu machen wünscht, zu imponiren; dem Unwillen Heinrichs, den Ermahnungen des Pabstes, der lauten Stimme des

Volkes, der Meinung der Fürsten und den Thränen der Königin mit eiserner Stirn Trotz zu bieten, um jenes elenden Raubes willen — soll man glauben, daß ein solcher Mann im Stande gewesen wäre, edle Grundsätze in Heinrichs Seele zu pflanzen? Ja wenn er dem Könige mit jener Stimme, die (nach dem Bericht des hersfelder Mönches) zu Köln in den Kirchen so große Rührung schuf, erhabene und hochherzige Gesinnungen gepredigt hätte, würde derselbe ihn mit Geduld haben anhören können? —

Es erzählt der hersfelder Mönch, daß Anno im Jahre 1072 nach Ostern (da Erzbischof Adalbert eben gestorben war) auf Bitten Heinrichs und mit Zustimmung aller Reichsfürsten noch einmal Regent ward. „Da kehrte das Reich zu seiner früheren Würde zurück; der Zügellosigkeit ward Einhalt gethan. Der König wies alle Klagen an den Erzbischof, und dieser entschied überall ohne Ansehen der Person. Die Bedrücker der Armen wurden gestraft, die Burgen der Raubritter zerstört und Viele der Letzteren in Ketten geworfen. Kurz, er regierte so, daß man zweifelhaft war, ob er des bischöflichen oder königlichen Titels würdiger wäre, und auch in dem Könige, der in Putz und sorglosem Müßiggang fast unterging, erweckte er die Tugenden des Vaters wieder."

Diese paradiesische Zeit dauerte nur ein Vierteljahr. * „Denn da nicht Vernunft, noch Jahre, noch eines Freundes Vorwürfe dem Leichtsinn des Königs ein Ziel setzten (spricht der gute Mönch mit seinem kurzen Gedächtniß); da er täglich schlimmer ward und ohne Scham jedes Verbrechen begieng, das ihm einfiel; da die Fürsten von Furcht bewältigt wären, und Niemand wagte, den Sünder auch nur mit leiser Stimme zu ermahnen: so bedachte der Erzbischof endlich, daß seine Bosheit erfüllt sei, daß sein verhärtetes Gemüth nicht durch Vernunft noch Zeit gebessert werden könnte, und bat ungefähr ein Jahr vor dem Ausbruche des Sachsenkrieges um Urlaub von Staatsgeschäften."

Eitle Deklamation, in welcher der Mönch sich selbst widerspricht

* Lambert scheint selbst im Unklaren zu sein, wie lange sie gedauert hat. Er sagt 1072, nach Ostern hätte Anno's Regiment begonnen. Er sagt zu Anfang des Jahres 1073, Anno hätte den Hof verlassen. Und 1075 sagt er, ungefähr ein Jahr vor dem Ausbruche des Sachsenkrieges hätte er um Urlaub gebeten. (Juli 1072.)

und seine Unkenntniß der Menschen und Zustände verräth, oder in seinem Aerger über den thüringischen Zehnten mit Absicht die Wahrheit entstellt. Ich werde darauf zurückkommen.

LV.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß Heinrichs Herz gleich zu Anfang mehr an dem milden, freundlichen Erzbischof von Bremen hing, als an dem heftigen Anno. Sicher blieb in seiner Seele das Andenken an jene Rheinfahrt von 1062 lange frisch genug, um Vertrauen und Hingebung nicht aufkommen zu lassen. Das Amt als Erzieher wählte Anno vielleicht, weil es seinem herrischen Charakter zusagte, oder weil er den Knaben beherrschen zu müssen glaubte, da er sein Herz nicht gewinnen konnte. Allein es war schwierig und undankbar: Anno nahm, wie es scheint, zwischen Heinrich und Adalbert die Stellung ein, welche man so oft Hauslehrer und Gouvernanten, jene unglücklichen Geschöpfe, zwischen ihren Zöglingen und deren Eltern einnehmen sieht. Er frischte seine Schulmeisterkünste von Bamberg her auf, ließ Heinrich lesen und schreiben; überwachte ihn bei Tische, in der Kirche, beim Aufstehen und beim Schlafengehen; schalt und keifte vielleicht, wenn der Knabe den Griffel falsch hielt, wenn er anders stand, ging oder um sich blickte, als jener es schicklich fand; — und kamen dann Stunden, wo der mürrische Magister den Rücken wandte, und Heinrich leicht aufathmete, so trat ihm etwa der feine, liebenswürdige Vormund entgegen, streichelte ihm die Wangen, sprach liebreiche Worte und ließ ihn mit den Edelknaben am Hof sich ergötzen. Denn, wie zu Heinrichs III. Zeit, so wurden auch damals Jünglinge aus edlen Geschlechtern am Hofe erzogen: namentlich aus Schwaben, wie es scheint.

Welches Vergnügen wird der Knabe 1063 empfunden haben, da er im Herbst mit Adalbert und Herzog Otto „zu den Heunen fuhr", mit kriegerischem Pomp, begleitet von sächsischen und bairischen Rittern! Aber die Mönche schweigen fast gänzlich von diesem Zuge nach Ungarn, und die Volkslieder, in denen solche Begebenheiten stets gefeiert wurden, sind nicht auf uns gekommen.

Ueberhaupt hielt Adalbert es für gut, am Hofe ein heiteres, glänzendes Leben zu schaffen. In großer Zahl fanden sich Schau-

spieler, Sänger, Spaßmacher und dergleichen Leute bei ihm ein. Gefielen ihre Leistungen, so behielt er sie bei sich; sonst entließ er sie reich beschenkt.

„Auf diese Weise (sagt der Priester Adam von Bremen) wollte er die Leute bei Hof amüsiren, Majordomus werden und seine Kirche empor bringen."

Ich bin überzeugt, daß diese Künste, wodurch Adalbert zu steigen gedachte, auf den jungen König hin und wieder erschlaffend wirkten; ich denke, sie haben es verschuldet, daß man später wohl über den Jüngling Klage führen durfte, an Putz und Jagd und Spiel fände er mehr Freude, als am Rechtsprechen; ich denke, sie wirkten doppelt schädlich um die Zeit, da er Ritterwaffen erhielt (1065). Sie hatten zur Folge, daß man bei Hofe wohl vernahm

> Gesang
> Verbuhlter Lieder, deren gift'gem Klang
> Das offne Ohr der Jugend immer lauscht.

„Das war ihr ärgster Verrath (klagte der getreue Bischof Otbert), daß sie ihm, der doch wie unter Schloß und Riegel zu halten war, in seinem knabenhaften Treiben volle Freiheit ließen, um so von ihm herauszulocken, was sie begehrten."

Völlig widerwärtig erscheinen diese Bemühungen Adalberts, wenn man bedenkt, was 1063 bis 65 in Italien vorging. Mit niedrigen Possenreißern die Zeit zu verbringen, statt über die Interessen des Reiches zu wachen, Bruder Benzo's Bitten zu erhören und Kadalus zu helfen! —

Adalbert hat nicht, wie Anno, seine Stellung benutzt, um Verwandten und Freunden Reichthum und Einfluß zu verschaffen. „Unser Erzbischof hielt es für unwürdig (spricht Adam), einen der Seinen in die Höhe zu bringen. Er mochte nicht, daß der König oder sonst ein Magnat denselben Wohlthaten erwies, da er selbst sie ebenso gut oder besser belohnen könnte." Doch hauptsächlich an die Schmarotzer, die er nur zu sehr hegte, verschwendete er nach Laune unbillig große Summen.

Desto eifriger war er bestrebt, sein kleines Erzbisthum durch neue Erwerbungen zu vergrößern, und um Heinrichs willen muß ich genau auf dieselben eingehen.

Am 27. Juni 1062 ward ihm zu Allstedt bei Querfurt — der Ort gehörte zu den Besitzungen seines Bruders, des Pfalzgrafen Friedrich — der königliche Hof Lesum übertragen, welcher nördlich von Bremen lag, im Gau Wigmodia. Die Urkunde sagt aus, diese Schenkung sei auf Bitten der Erzbischöfe Anno und Siegfried, des Bischof Burkhard und des Grafen Otto von Orlamünde (Markgrafen von Meißen) geschehen. Lesum war ein bedeutendes Gut; es enthielt 700 Mansen. Dazu kam nun noch der Forst in demselben Gau und — Adam zufolge — im Lande Hadeln an der Elbmündung reiche Besitzungen. Alle diese Güter waren indessen ein Theil der Morgengabe der Kaiserin Agnes. Sie verlangte als Entschädigung neun Pfund Goldes oder 648 Byzantiner.

Im Oktober 1062 schenkte ihm der König zu Regensburg die Grafschaft Stade und die Grafschaften in Friesland, welche einem Grafen Bernhard und dem Grafen Egbert von Braunschweig gehörten. * Doch ist die Urkunde über Egbert's Grafschaft nicht erhalten; die andere über Bernhard's Grafschaft ist vom 24. Oktober datirt.

Die Grafschaft Stade gehörte Udo, dem Markgrafen der Nordmark. Er verstand sich dazu, seine Grafschaft an den Erzbischof zu übertragen und dessen Vasall zu werden; aber Adalbert mußte ihm dafür so viel Stiftsgüter zu Lehen geben, daß Udo nun den dritten Theil des Erzbisthums inne hatte. „Wir wurden arm (sagt Adam an der schon citirten Stelle), um nur die Ehre zu haben, reiche Leute unsere Vasallen zu nennen.“

Die Grafschaften in Friesland kaufte er von Bernhard und Egbert für Geld, nicht für Ländereien. Sie lagen an der Ems und nördlich vom Zuyder See. Hier gehörten nämlich dem Grafen Egbert die Grafschaften Staveren, Ostergau und Westergau in der heutigen holländischen Provinz Friesland. ** Bernhard's Besitzungen lagen nur zum Theil in Friesland, andere gehörten zu Westfalen und Engern.

Graf Herrmann, der Billunge, Bruder des Herzog Ordulf,

* S. Adam. III., 48.

** S. die Urkunden Heinrich's IV. für Bischof Konrad von Utrecht aus den Jahren 1077 und 1086 bei Heda hist. ep. Ultraj. Utrecht 1642.

ward ebenfalls Lehensmann des Erzbischofs und begleitete ihn als solcher 1063 nach Ungarn. Nach der Rückkehr erwartete er durch ein großes Lehen besonders belohnt zu werden, und da er es nicht erhielt, fiel er mit seinen Reisigen in die bremischen Besitzungen, raubte und verwüstete, führte Rinder- und Pferdeheerden hinweg und zerstörte des Erzbischofs Burgen bis auf den Grund. Doch war Adalbert jetzt mächtig genug, um ihn zu strafen. Das Pfalzgericht verurtheilte Herrmann zur Verbannung aus dem Reich; erst nach Jahresfrist ward er zurückgerufen; als Preis für diese Begnadigung schenkten die Billungen an das Erzstift fünfzig Mansen.

König Heinrich selbst, betrübt über die Verwüstung der bremischen Kirche, schenkte ihr silberne Vasen, goldene Leuchter und Weihrauchgefässe; ferner gegen hundert gottesdienstliche Gewänder (pallia). So kamen auch für Hamburg reiche Geschenke an. Der Werth dieser Gaben in Gelde läßt sich natürlich nicht bestimmen, besonders nicht der Preis jener Gewänder; doch sei es erwähnt, daß zu Anfang des 12. Jahrhunderts ein Bischof von Prag fünf Pallien bei der regensburger Judenschaft für fünfhundert Mark Silbers versetzte. Sicher gaben Perlen und Edelsteine denselben einen so hohen Werth. —

Ich halte hier einen Augenblick inne, um über eine Behauptung zu sprechen, die ich bei einigen Autoren unserer Tage finde, daß nämlich „Heinrich's Buhlerinnen mit den Edelsteinen der Kirchengefässe geschmückt einhergingen.“ *

Es ist mir nicht zweifelhaft, daß dieselbe auf jener Stelle Adams beruht, wo er erzählt, es ginge das Gerücht, der Erzbischof hätte an Heinrich für die Grafschaft Bernhard's tausend Pfund Silbers gezahlt, die er nur durch Plünderung der Kirche hätte beschaffen können. „In einer beweinenswerthen Stunde ward der gesammte Kirchenschatz verschleudert. Dennoch brachte er kaum die Hälfte der erforderlichen Summe auf. Wir hörten, gewisse Leute hätten Edelsteine aus den heiligen Kreuzen gebrochen und an Buhlerinnen verschenkt.“ **

* Schlosser und danach Hase, Kirchengesch. §. 184.

** Adam III., 45. Gemmas sanctarum crucum distractas audivimus a quibusdam meretriculis donatas.

Genau genommen ist von Heinrich hier nicht die Rede. Indessen ich halte das ganze Gerücht für falsch. Adalbert hatte für die Grafschaften in Friesland und Westfalen an die Grafen Egbert und Bernhard, denen sie gehörten, * Geld zu zahlen, nicht an den König. Man könnte mit gleichem Rechte annehmen, Heinrich hätte sich für die Grafschaft Stade bezahlen lassen. Adam klagt ausdrücklich, Egbert hätte nur zu große Summen erhalten, — und es ist wohl zu bedenken, daß Heinrich damals, als der Erzbischof jene Grafschaften erwarb, ein Knabe von noch nicht zwölf Jahren war! Es ist widersinnig, zu glauben, daß er zu jener Zeit von seinem Vormunde tausend Pfund verlangt und eingesteckt hätte.

Ferner erzählt ja Adam kurz vorher, wie reich Heinrich im Jahre 1063 oder 64 gerade die bremische Kirche beschenkt habe; und jene Gaben mögen doch immerhin an tausend Pfund werth gewesen sein.

Kurz: Adam wird Bernhard's und Egbert's Buhlerinnen im Auge haben, wie er ein wenig später über die Buhlerinnen des Markgrafen Udo und des Herzog Magnus Klage führt. **

Im September 1065 erhielt Adalbert endlich die beiden Reichsabteien Korvey und Lorsch. In Korvey scheint er keinen Widerstand gefunden zu haben. Der hersfelder Mönch erzählt, er hätte dem Abt Saricho aufgebunden, der Bischofssitz zu Pola in Istrien sei vakant, den sollte der Abt nun erhalten; Letzterer hätte in der That die weite Reise angetreten, aber unterwegs erfahren, der Bischof von Pola sei am Leben, worauf er heimgekehrt. Vielleicht eine Fabel oder wirklich ein Irrthum des Erzbischofs, durch eine falsche Nachricht veranlaßt; denn was konnte die Lüge nützen? Der Abt regierte das Kloster doch nach wie vor.

Die Aebte von Korvey und die Aebtissinnen von Herford lagen mit den Bischöfen von Osnabrück in Streit über den Zehnten, welchen Letztere von ihnen zu fordern berechtigt waren. Adalbert ver-

* Adam III., 48. Nur unter der Annahme könnte man jenes Gerücht gelten lassen, daß Bernhard die Grafschaft verlor, Adalbert sie kaufte und tausend Pfund an den Fiskus zahlte. Indessen Bernhard besaß die Grafschaft noch 1066.

** Ebend. Andere können nicht wohl gemeint sein.

weigerte denselben, wie zu erwarten. Noch dreizehn Jahre später spricht es Heinrich aus, wie er damals Osnabrück in jener Sache Unrecht gethan „angestiftet durch gewisse Räthe, die damals seine Jugend geleitet hätten.“

In eine sehr unangenehme Lage gerieth der König durch den Widerstand, auf welchen Adalbert zu Lorsch traf. Die Diener des Letzteren, welche dem Abt Ulrich meldeten, daß er dem bremer Erzbischof untergeben wäre, entgingen kaum thätlichen Mißhandlungen. In der That hatte noch Pabst Leo IX. feierlich verboten, das Kloster irgend zu belästigen und es unter den besondern Schutz der römischen Kirche gestellt. Ja von König Heinrich selbst war der Abt noch um Ostern dieses Jahres 1065 für seine treuen Dienste belobt worden. Denn der Hof war damals in Worms, und viele Fürsten zugegen, weil Heinrich Ritterwaffen erhielt. Da wird der Abt von Lorsch sicher reichlich zum Unterhalt der hohen Gäste beigesteuert, und Adalbert das so stattlich begüterte Kloster mit Gier in's Auge gefaßt haben. Freilich eine schöne Erwerbung! Zwölfhundert Ritter dienten dem Abt. Und mit welchem Behagen preisen die guten Fratres die Butter ihrer Kühe, die Milch ihrer Schafe, ihr Mastvieh, ihr feines Weizenbrot und das köstliche Blut ihrer Trauben!

Die zahlreichen Ritter des Abtes beschlossen, ihn zu vertheidigen.

Heinrich schrieb ihm, er wundere sich, daß er so ungehorsam wäre und seine Stellung so wenig kännte. „Wir haben vernommen, du beabsichtigest Aufruhr. Bedenke, welches das Ende sein würde. Wir befehlen dir, bei Verlust unserer Gnade, und wenn du in unserem Reiche irgend etwas behalten willst, zu Allerheiligen (1. Novbr.) nach Goslar zu kommen.“

Ulrich gehorchte nicht.

Von Neuem schickte Heinrich einen Boten nach Lorsch und schrieb „dem Mönch Ulrich“, er sei erstaunt über die Frechheit, mit der jener eine königliche Abtei wider den Willen des Königs behalten wolle und „unserm Vormund Adalbert, dem wir dieselbe gegeben“, ungehorsam sei. Er solle dem Ueberbringer seinen Stab abliefern.

Zugleich befahl er den Mönchen, Ulrich ferner nicht zu gehorchen.

Der Abt begab sich nach Mainz, wie es heißt; indessen seine Ritter riefen ihn zurück. Sie waren entschlossen, jeden Angriff auf das Kloster mit Gewalt abzuweisen, und bauten zum Schutz desselben in der Nähe die Starkenburg auf dem Berge Burkhelden.

LVI.

Ich möchte glauben, daß besonders diese Verwickelungen den Fürstentag in der königlichen Pfalz Tribur * veranlaßten, im Januar 1066, wo Adalbert gestürzt wurde.

Nur kurze Zeit hatte zwischen dem Letzteren und Anno Freundschaft bestanden. „Obgleich ihre Zunge Frieden sprach, war ihr Herz voll tödtlichen Hasses.“ Anno sah, wie sein Einfluß bei Hofe allmälig schwand; es war ihm sicher hinterbracht worden, wie bitter sich der bremer Erzbischof unter den Höflingen über die niedere Herkunft, Habsucht und Untreue mancher Reichsfürsten äußerte; er mochte vielleicht Schlimmeres befürchten, wenn nicht bei Zeiten vorgebeugt würde.

Bei der feierlichen Wehrhaftmachung des Königes am dritten Ostertage 1065 (29. März) scheint er nicht zugegen gewesen zu sein. Diese wichtige Feier ging zu Worms vor sich — die Pfalz in Goslar ward um die nämliche Zeit durch eine Feuersbrunst zerstört — ** die Kaiserin hatte sich eingefunden; „im Namen des Herrn“ ward Heinrich mit dem Schwert umgürtet, wahrscheinlich von Adalbert; Erzbischof Eberhard von Trier soll den Segen über ihn gesprochen haben; Herzog Gottfried wurde sein Schildträger.

Doch erst im Herbst des Jahres traten die Häupter der Verschwörung von 1062 zu einem Bunde wider Adalbert zusammen. Es waren besonders Anno, Siegfried und Herzog Otto; wenigstens wird der Letztere vor Allen als derjenige genannt, der die beiden Klöster Korvey und Lorsch in Schutz nahm.

Erzbischof Siegfried war im August 1065 von seiner Pilger-

* Bekanntlich Mainz gegenüber, im obern Rheingau, wo auch Lorsch lag.

** S. Berthold und Bernold. 1065. Lambert giebt irriger Weise an, das Fest sei Weihnachten 1064 zu Goslar gefeiert worden.

fahrt nach Jerusalem zurückgekehrt. Da nämlich Ostern in diesem Jahre auf den 27. März fiel, an welchem Tage Christus nach der Annahme der Kirche wirklich auferstanden ist, und das Volk 1064 vielfach davon sprach, das jüngste Gericht würde mit dem nächsten Osterfeste hereinbrechen *, so hielt Siegfried es für gut, noch vorher nach Jerusalem zu wallfahrten. „Um meiner Missethaten willen und aus Sehnsucht nach droben (sprach er) will ich das heilige Grab verehren und küssen und den Herrn, den ich im Fleisch nicht sehen kann, wenigstens an jener Stätte anbeten, wo einst seine Füße gestanden haben."

Es zogen mit ihm die Bischöfe Otto von Regensburg, Günther von Bamberg, Wilhelm von Utrecht und Geistliche in großer Zahl, darunter aus Aachen der Domprobst Altmann und aus Mainz der erzbischöfliche Vicedominus Herrmann, — im Ganzen sicher eine glänzende Schaar von tausend Mann, die mit großem Pomp einherzog und selbst unter den Barbaren unvorsichtig mit ihren Schätzen prunkte. Sie hatten große Gefahren zu bestehen. Etwa sechs Meilen von Jerusalem, am Berge Ephraim, wurden sie von Räubern aus der Wüste angefallen, Einige der Pilger getödtet und ihrer Kleider beraubt; Wilhelm von Utrecht blieb nackt und halbtodt auf der Straße liegen; ein Arm war ihm fast lahm geschlagen. Die Andern flüchteten in ein Gehöft und wurden dort vom Charfreitag bis zum ersten Ostertag von den Räubern belagert. Da befreite sie der Fürst von Ramleh; denn Wilhelm von Utrecht und andere Pilger hatten sich zu ihm geschleppt, und ihm Kunde gebracht von dem kecken Anfall der Wüstenbewohner, die schon längst jene Gegenden beunruhigten.

Für dießmal ging die Gefahr vorüber: der jüngste Tag kam nicht, und damit schien es, als wäre „die Sehnsucht nach droben" nicht länger nöthig. Denn da im Juli 1065 auf der Heimkehr Bischof Günther in Ungarn erkrankte, so sandte Siegfried's Vicedominus Herrmann schleunig an seine Freunde, die daheim seine Güter verwalteten, sie möchten keine Kosten scheuen, um ihm das Bisthum Bamberg zu erwerben. So ward er Günther's Nachfolger, — und

* Vita Altmanni. Gretser. opp. VI.

bei Allem, was er damals zur Erwerbung und später bei der Verwaltung des Bisthums that, war Siegfried Mitwisser und Theilnehmer. *

Adalbert brachte die letzten Monate des Jahres 1065 in Goslar zu, wo die Pfalz gewiß schon wieder hergestellt war durch Heinrichs Hauptbaumeister, den Archipresbyter Benno, der als Domprobst in Hildesheim für Bischof Hezel so viele herrliche Gebäude errichtet hatte und sich besonders auf die Maurerkunst trefflich verstand. Er meinte, unmöglich könnte er den König in den Händen der Menschen lassen, die ihn so umherzerrten, ** und wenn er so im Kreise seiner Schmarotzer saß, erwärmte er sich an schönen und unklaren Plänen, wie er demnächst ein goldenes Zeitalter herstellen und aus dem Reiche Gottes alle Uebelthäter vertreiben würde, besonders jene, die Hand an den König gelegt oder die Kirchen beraubt hätten. Sein Verfahren gegen Lorsch und Corvey scheint er dabei übersehen zu haben.

„Nicht viel Unterhalt — erzählt der hersfelder Mönch — hatte der Hof in Goslar. Außer den geringen Einkünften der Krongüter und den erzwungenen Lieferungen einiger Aebte ward alles Uebrige gekauft. Das geschah aus Haß gegen den bremer Erzbischof, wider den Alle klagten, er wolle allein im Reich herrschen als offenbarer Tyrann."

Im Januar 1066 war der Fürstentag zu Tribur. Auf Einladung Anno's und Siegfried's kamen sie dort zusammen, *** wie es heißt, obwohl jene Curie möglicherweise vom Könige selbst angesetzt worden ist. Mit großem Gefolge zog Heinrich hin: außer Adalbert begleiteten ihn mehrere Bischöfe, deren Namen leider nicht genannt werden, sonst würden jene Parteikämpfe deutlicher sein.

Die Erzbischöfe von Mainz und Köln hatten die letzten Monate wohl benutzt. Natürlich war es nur Neid, was sie trieb. Adalbert hatte Schenkungen erlangt, gegen welche wenigstens Siegfried's Er-

* Lambert. 1075.

** intra manus trahentium. Adam.

*** So Adam und Lambert. Es könnte auffallen, daß die Fürsten sich in einer königlichen Pfalz versammelten wider den König. Doch geschah dieß auch 1076.

werbungen zu Nichts zusammenschrumpften. Was wollte sein Seligenstadt bei Aschaffenburg gegen Lorsch bedeuten?

Es erhob sich ein so heftiger Sturm gegen Adalbert, „den Zauberer und Verführer," daß Heinrich ihn nicht halten konnte. Er mußte ihn vom Hof verbannen. *

Ich will den hersfelder Mönch reden lassen. Er malt mit kräftigem Pinsel, aber nur zu oft mit falschen Farben, und versteht sich schlecht auf Gruppirung, so daß die Schilderung verworren bleibt und Vieles unerklärt läßt.

„Alle blickten den König finster an. Der düstere Spruch lautete: er sollte dem Reich entsagen oder den Erzbischof von Bremen von seinem Rath und der Gemeinschaft der Regierung trennen. Der Letztere rieth ihm, in der nächsten Nacht mit den Reichsinsignien zu entfliehen und zu warten, bis dieser Sturm sich legen würde. Schon ließ Adalbert am Abend des Königs Schätze von den Trabanten hinaustragen, als dieser Anschlag plötzlich zu den Dienern des Königes gelangte, welche sofort zu den Waffen griffen, die Pfalz umgaben und die Nacht hindurch wachten. Früh hätten sie den Erzbischof fast thätlich mißhandelt. So ward er schimpflich vom Hof verjagt, mit allen Gönnern seiner Tyrannei. Freunde des Königes begleiteten ihn, um ihn unterwegs zu schützen."

Räthselhafte Skizze, in der man Parteien im Kampf sieht, von denen bisher keine Rede gewesen, und bei denen man keine Feindschaft voraussetzt. Trabanten, die des Königs Schätze hinaustragen, in Streit mit den Dienern des Königs! Gönner Adalberts, vom Hofe fliehend, geleitet von Freunden des Königes! — So viel man sonst erfährt, war ja Adalbert bei den Leuten am Hofe beliebt. — Auch glaube ich, daß jener „düstere Spruch" in dieser Form Erfindung des Mönches ist.

Auch Abt Ulrich von Lorsch war mit einem höchst glänzenden Gefolge von Rittern in Tribur erschienen. Triumphirend zog er am 2. Februar in sein Kloster ein.

Adalbert kehrte nach Bremen zurück, besang sein Unglück und

* exilium sagt Adam III., 58.

rächte sich mit Psalmen an seinen Feinden. Aber alle seine Gedanken blieben auf den „unseligen Hof" gerichtet.

Nicht geringe Schadenfreude empfanden die Billungen über sein Schicksal. Der jetzt zwanzigjährige Magnus, Herzog Ordulfs Sohn, — „ein trefflicher Jüngling, wie der hersfelder Mönch sagt, der im Frieden das Gute und Gerechte über seine Jahre hinaus liebte, im Kriege aber an Kühnheit und Tapferkeit Niemandem nachstand" — rühmte sich, er werde die rebellische Kirche bändigen. Er zog mit seinen Reisigen gegen Bremen, um den Erzbischof selbst zu fangen und so den langen Streit mit einem Schlage zu beendigen. Bei Nacht entwich Adalbert heimlich aus der Stadt und hielt sich ein halbes Jahr auf seinem Gute Lochtum bei Goslar auf. Da aber Magnus fortfuhr, die Stiftsgüter zu verwüsten, so blieb ihm nichts übrig, als einen schmachvollen Vertrag mit „dem Tyrannen" einzugehen. Magnus ward sein Vasall und erhielt dafür tausend Mansen zu Lehen, wogegen er sich verpflichtete, die so theuer erkauften Grafschaften in Friesland, welche die Grafen Egbert und Bernhard trotzdem für sich behielten, dem Stift endlich erwerben zu wollen.

So blieb dem Erzbischof kaum der dritte Theil seines Stiftes; denn alles Uebrige hatten Udo und Magnus inne.

„Auch die Höfe des Erzbischofs und die Zehnten der Kirchen, von denen Geistliche, Wittwen und Arme bestehen sollten, nahmen Laien hin, so daß Buhlerinnen mit Raubrittern bis heute die Güter der Kirchen verprassen und des Bischofs und der Diener des Altars spotten. Dadurch erreichte der Erzbischof nichts, als daß Udo und Magnus ihn nicht aus dem Erzstift vertrieben."

In der That war sein Loos traurig. An einem Weihnachtstage, wie es scheint, 1068,* bewirthete er Magnus und viele andere Gäste. In alter sächsischer Weise wurden die Gäste nach dem Mahl sehr ausgelassen und laut, was dem Erzbischof höchlich mißfiel. Er winkte den Priestern und ließ sie den Gesang anstimmen: Hymnum cantate nobis. Als der Hymnus beendigt war, und der Lärm von

* Wenn nämlich die Annahme Lappenbergs (s. monum Germ.) richtig ist, daß Adam 1068 nach Bremen kam. Denn er war zugegen bei dieser Scene.

Neuem begann, ließ er sie singen: Suspiravimus * pacem, et non venit. Und als zum dritten Male das Toben anhub, hob er die Tafel auf, indem er mit lauter Stimme sprach: Converte, domine, captivitatem nostram, — worauf der Chor erwiederte: Sicut torrens in austro. Er ging mit den Priestern hinaus und vergoß bittere Thränen.

Oft dachte er Mönch zu werden, oder als Missionar im Slawenlande, in Schweden, oder im fernen Island zu sterben.

Im Uebrigen war es nicht leicht, in seiner Nähe auszuhalten: er war oft seiner Sinne nicht mächtig vor Scham und Schmerz über den Unverstand, den er als Regent bewiesen hatte. Nirgends zeigte er das mehr, als in seinem Wüthen gegen die Stiftsunterthanen. Er haßte dieselben, weil Einer der Priester — vermuthlich ein Bauerssohn aus dem Sprengel — einst 1056 zu Pöhlde seinen Bruder erstochen hatte, den Pfalzgrafen Dedo, einen trefflichen, gerechten Mann, der noch sterbend für den Mörder bat. Auch hingen sie mehr an ihrem Herzog, als an ihrem Erzbischof, waren betrügerisch und höchst lasterhaft. Daher ließ er sie für die geringsten Vergehen in Ketten werfen oder strafte sie an ihrem Vermögen, indem er mit Lachen sagte, Schaden am Leibe sei der Seele gut.

„Er lebte vom Raube der Armen und von den Gütern der Klöster," sagt Adam. „Aus dem so reichen Hospital der bremer Kirche ward in der Zeit von 1066 bis 1072 den Armen keine Gabe gereicht, welches um so trauriger war, da in jenem Zeitraum Hungersnoth herrschte, und allenthalben auf den Straßen arme Leute todt gefunden wurden."

Ich möchte glauben, daß besonders seit 1069, wo er an den Hof zurückkehrte, dieß schlimme Treiben seinen Anfang nahm. Denn es war vielleicht nicht möglich, auf andere Weise die Kosten, welche der Hof verschlang, aus der armen bremer Parochie zu beschaffen. Adalberts Beamte waren maßlos hart gegen das Volk, um nur Geld aufzubringen. Unschuldige wurden gepeitscht und gefoltert, aus dem Hause geworfen und in's Elend getrieben; reiche Leute kamen an den

* Im Text steht sustinuimus?

Bettelstab; selbst die fremden Kaufleute wurden geplündert; sichtlich schmolz die Bevölkerung zusammen.

Es war nicht wohlgethan, daß Heinrich Adalbert 1069 wieder an den Hof berief. Er trat behutsam auf, um die Fürsten nicht zu beleidigen, versöhnte sich mit Anno und seinen andern Feinden, nahm aber dann die alten Pläne wieder auf, und wirkte bei den Verwickelungen, die seit 1070 eintraten, gewiß nicht gut auf den König ein.

LVII.

Im Sommer 1066 begann Heinrich selbständig zu regieren: Erzbischof Siegfried bittet den Pabst Alexander um diese Zeit wiederholt, des Königes immer im Guten zu gedenken und den jugendlichen Anfang seiner Regierung mit Rath und Hülfe zu fördern, bis er dereinst zum Kaiser gekrönt würde. Dabei standen ihm Fürsten, Bischöfe und Edle zur Seite: für das Finanzwesen vornehmlich Bischof Herrmann von Bamberg, wie schon erwähnt, der noch im Frühjahr 1075 an Pabst Gregor schreibt, wie ihn die Gnade des vortrefflichsten Herrn Königes wider seinen Willen zu den Reichsgeschäften gezogen, welches er nur angenommen hätte in der Hoffnung, seiner Kirche zu nützen.

Nach Pfingsten 1066, eben von einem jener heftigen Krankheitsanfälle genesen, die ihn in diesen Jahren so häufig quälten, vermählte sich Heinrich zu Tribur mit seiner Braut Bertha von Savoyen. Er war noch nicht sechszehn Jahre alt, die Königin sicher nur um Weniges jünger.

Ein buntes Wogen und Drängen von Fürsten und Fürstinnen, Rittern und Damen, Priestern und Sängern und allerlei Volk aus Italien, Burgund und Deutschland, herrschte sicher bei dem großen Feste im obern Rheingau und in Mainz. Man erhält eine Ahnung von diesem Treiben, wenn man erfährt, wie zwei und zwanzig Jahre vorher Heinrich's Vater, der fromme Kaiser, bei seiner Vermählung in der Pfalz Ingelheim (westlich von Mainz im Nahegau) unendliche Schaaren von Schauspielern und Volkspoeten abfertigte. Er befahl ihnen, die Pfalz zu verlassen: unbeschenkt und unbewirthet mußte Jeder seine Straße heim ziehen. Aber man erfährt nichts von der Hochzeit zu Tribur, als daß Bertha feierlich von den Fürsten

zur Königin gewählt und (vielleicht zu Mainz) gekrönt wurde; sonst muß man zufrieden sein, wenn etwa Bernold, der Mönch zu St. Blasien im Schwarzwald, zum Jahre 1066 die Worte notirt: „König Heinrich heirathet Bertha, die Tochter eines gewissen Otto in Italien und der Adelheid.“

Goldene Träume von Glanz und Glück mochten die Seele der jungen Fürstin umgaukeln, als sie die Eingezogenheit, in der sie aufgewachsen, verließ, um zur Königin des deutschen Reiches gekrönt zu werden. Wie bittere Erfahrungen warteten ihrer! Sie war mit Heinrich an jenem Weihnachtsfeste zu Zürich 1055 verlobt worden, als Heinrich fünf Jahre alt war; vielleicht wurde sie in einem deutschen Kloster erzogen; aber ob Heinrich sie je vor der Vermählung erblickt hat, weiß man nicht. Er empfand jetzt, da sie ihm angetraut war, einen unüberwindlichen Widerwillen gegen diese Verbindung, obwohl er lange den Schein zu retten suchte.

Erst drei Jahre nach der Hochzeit, nach Pfingsten 1069, auf einem Fürstentage zu Worms, trat er mit dem Geheimniß hervor. Er erklärte den Fürsten, die Königin hätte nichts begangen, was eine Verstoßung rechtfertigen würde; aber eine unbesiegbare Abneigung erfüllte sein Herz wider sie; er bäte, daß man in die Scheidung willige, damit sie dann beide eine glückliche Ehe schließen könnten.

Es sei noch einmal erwähnt, wie leichtfertig die Machthaber in jener Zeit ihre Ehen auflösten, die fast durchgängig nach äußeren Rücksichten geschlossen wurden. Im Jahre vor dem Wormser Fürstentage (1068) starb Heinrich's Vetter, Graf Egbert von Braunschweig, seit 1067 Markgraf von Meißen. Er hatte zur Gemahlin eine Tante der Königin, Irmengard, die eine Schwester der Gräfin Adelheid von Turin und Wittwe des Herzog Otto von Schwaben war, welcher 1057 starb. Egbert war eben im Begriff, ihr den Abschied zu geben, * um Adele von Brabant, die Wittwe seines Vorgängers Otto von Orlamünde, zu heirathen, als ihn der Tod ereilte. Er hatte keinen andern Grund, als den, daß Adele interessanter, schön und hochfahrenden Sinnes war. — Im Jahre nach jenem Fürstentage (1070) beschimpfte Welf, seit Weihnachten 1070

* repudium scribere.

Herzog von Baiern, seinen Namen damit, daß er seine Gemahlin Ethelinde verstieß. Nicht der Schatten eines Grundes rechtfertigte ihn: er schickte sie ihrem Vater, Otto von Nordheim, zurück, weil derselbe des Königs Gnade nicht hatte, und ein Vortheil aus jener Verbindung nicht mehr zu erwarten schien. — Auch Rudolf von Schwaben muß diese Praxis wiederholt geübt haben, wenn die Worte wahr sind, welche 1081 einer der achtungswerthesten Schriftsteller jener Zeit über ihn schrieb: „Drei Frauen, die ihm feierlich angetraut waren, hatte er zu gleicher Zeit. Wir kennen sie und können ihre Namen nennen.“ *

Zu Heinrich's Rechtfertigung sollen diese Anführungen nicht dienen — obwohl Jeder, der das Leben kennt, sein Benehmen entschuldigen wird — wohl aber zum Beweise, daß die deutschen Fürsten später wenig Grund hatten, unter den Motiven ihrer Rebellion den Kummer der Königin anzuführen.

Etwas in der neueren Zeit fast Unerhörtes sei geschehen, schrieb Erzbischof Siegfried — an den sich Heinrich vornehmlich gewandt hatte — dem Pabst Alexander. „Denn euer Sohn, unser König Heinrich, wollte vor einigen Tagen seine Gemahlin verstoßen; er wollte von ihr, der er verbunden worden durch feierliche Vermählung und Krönung, geschieden sein, ohne irgend eine Ursache anzugeben. Entsetzt über dieß Abenteuer, widersprachen wir ihm auf den Rath der Fürsten, die in der Pfalz zugegen waren, in's Angesicht und sagten ihm, wenn er nicht einen bestimmten Grund angäbe, so würden wir ihn, ohne Furcht vor der königlichen Majestät und vor seinem Schwerte, sobald euer Befehl uns dieß auftrüge, aus dem Schooße der Kirche stoßen.“ — Heinrich hätte — fährt er fort — seine Abneigung vorgeschützt; die Königin aber seine Aussagen, auf Siegfried's Erkundigung, bestätigt. „Wir waren sehr bestürzt und betrübt.“

Schließlich bittet er den Pabst um Rath, um ein Schreiben und um Gesandte, den Fall zu prüfen und zu entscheiden.

Ein neuer Fürstentag — so beschloß man — sollte in den ersten

* S. den sog. Brief des Bischof Dietrich von Verdün, den der Scholastikus Wenrich zu Trier verfaßt hat, bei Martene und Dürand. thes. anecd. I.

Tagen des Oktober zu Mainz zusammentreten: da sollte die traurige Sache ihre Erledigung finden.

Der hersfelder Mönch meint, Siegfried hätte des Königes Begehren unterstützt, um auf diese Weise zum thüringischen Zehnten zu gelangen, und es ist wohl möglich, daß er nicht so tapfer gesprochen, wie er es dem Pabste schildert.

Zu Rom ward Peter Damiani auserkoren, um bei diesem wichtigen Anlaß des Pabstes Stelle zu vertreten, und es ist dieß fast das letzte Mal, daß der alte Mann in dieser Geschichte auftritt: noch eine kurze Frist, und er steht an seines Lebens Gränze. Vielleicht bewirkte es die Kaiserin Agnes, daß er gerade die Mission erhielt; vielleicht gab sie ihm Weisungen und Rathschläge auf den Weg.

Siegfried hatte ohne Heinrich's Wissen dem Pabst geschrieben; es gebrach ihm in jeder Weise an Muth, offen und selbständig wider den König aufzutreten. Als Heinrich zur festgesetzten Frist nach Mainz zog, und unterwegs vernahm, ein päbstlicher Legat sei angekommen, beschloß er, nach Sachsen umzukehren. Kaum beredete ihn seine Umgebung, die Fürsten, welche doch nach Mainz beschieden wären, nicht vergeblich warten zu lassen. Er ging nach Frankfurt und lud die Fürsten dorthin.

Damiani — wie oben erzählt — setzte die Meinung des Pabstes auseinander: die Sache sei sündhaft; der König vor Allen dürfe nicht solch ein Beispiel geben; er würde die geistlichen Waffen gebrauchen müssen, würde ihn auch nie zum Kaiser krönen, wenn er von diesem Vorhaben nicht abließe.

Die Fürsten stimmten dem Kardinal bei und baten Heinrich, seine Ehre und die Majestät des königlichen Namens nicht durch solch eine That zu beflecken; auch zu bedenken, welcher Schaden dem Reiche erwüchse, wenn er den Eltern der Königin Ursache zum Abfall gäbe.

So sprach er: „Ist das eure unabänderliche Meinung, so will ich mich bezwingen und die Last, die ich nicht abwerfen kann, ertragen, wie ich es vermag.“ Er ließ Bertha an den Hof zurückrufen, aber verließ Frankfurt sogleich, um ihren Anblick zu meiden, und begab sich mit kaum vierzig Rittern nach Goslar. Die Königin folgte mit dem Hof und den Reichsinsignien. Mit Mühe brachten seine

Vertrauten ihn dahin, daß er ihr entgegen ging; doch nahm er sie dann ungewöhnlich liebreich auf.

So vergingen die drei ersten Jahre dieser Ehe. Doch war Heinrichs Gemüth edel und selbst weich: Bertha's sanftes Dulden, ihre liebende Hingebung vermochte er nicht mit Kälte anzusehen. Es ist nicht wahr, wenn der hersfelder Mönch erzählt, der König habe beschlossen, seine Gemahlin so zu halten, als ob sie für ihn nicht in der Welt sei. Sie gebar im August 1071 zu Mainz ihr erstes Kind, einen Sohn, der aber gleich nach der Taufe starb und auf der Harzburg begraben wurde.

Dennoch sollte sie auf Erden ein ruhiges Glück nicht finden. Nur zu bald, nachdem sie endlich des Königes Herz gewonnen, sehen wir andere Leiden auf sie einstürmen: ihr Gemahl im Kampf mit den verrätherischen Fürsten, vom Pabst in den Bann gethan, gequält von tausend nagenden Sorgen, erbittert über den Treubruch seiner Vasallen und die Pläne Hildebrands; — und sie selbst bald mit ihm fliehend auf geheimen Wald- und Gebirgspfaden, bald ihm folgend auf schaurigen Wegen durch die Winterschrecknisse der Alpen, bald von ihm getrennt und etwa in getreuen Städten, wie Worms, Nürnberg, Regensburg, oder in einsamen Burgen angstvoll auf Botschaft harrend, welche Wendung der Krieg nehmen, und wie es mit ihrem Gemahl stehen mag, der im Kampf auf Tod und Leben begriffen ist wider das Haupt der Verräther, den Gatten ihrer Schwester Adelheid.

Da wird sie Trost gefunden haben in der Beschäftigung mit ihren drei Kindern, deren herrliche Anlagen mit der größten Sorgfalt ausgebildet wurden. Von den beiden Söhnen kam der ältere, K o n r a d, am 12. Februar 1074 im Kloster Hersfeld zur Welt; der jüngere, H e i n r i c h, 1081 geboren, war erst sechs Jahre alt, als seine Mutter starb. Die einzige Tochter, A g n e s, Kaiser Rothbarts Großmutter, wurde später in ganz Deutschland, wie es scheint, als die Ausgezeichnetste der Frauen bewundert. Wann sie geboren, ist unbekannt; vielleicht 1077. * Noch als zartes Kind (1079) ward sie mit dem Ritter Friedrich von Hohenstaufen verlobt, als ihr

* Heinrich ging im Januar 1077 nach Italien „mit seiner Gemahlin und seinem kleinen Sohne," sagt Lambert. Agnes wird nicht erwähnt.

Vater denselben zum Herzog von Schwaben ernannte; und er wird darüber vor Allem hochgepriesen: Klugheit, edle Herkunft und untadlige Sitten hätten ihn berühmt genug gemacht; aber seine höchste Zierde sei seine Gemahlin gewesen, des Kaisers Tochter, die unvergleichliche und hochberühmte Agnes. * In den neunziger Jahren wird sie sein Weib geworden sein; als er 1105 starb, standen seine beiden Söhne, Friedrich und Konrad, noch im Kindesalter. Agnes vermählte sich 1106 mit dem Markgrafen Leopold III. von Oestreich und lebte noch lange genug, um ihren Sohn Konrad auf dem deutschen Kaiserthrone und ihren Enkel Friedrich als den Hoffnungsvollsten unter den Fürsten zu sehen. Sie starb 1143 im September, fast doppelt so alt, wie ihre Mutter, die schon 1087 das Zeitliche segnete, etwa im sechs und dreißigsten Lebensjahre.

XLVIII.

Hier führt mich der Verlauf der Erzählung zu den Verläumdungen, welche die Rebellen seit dem Jahre 1073 über Heinrichs Leben aussprengten, und von denen man noch heutzutage in so vielen Geschichtsbüchern liest.

Ich gehe mit großer Zuversicht auf diesen Punkt ein; indem ich den Leser bitte, sich zu erinnern, mit welchen Lügen 1062 der Ruf der frommen Kaiserin Agnes von deutschen Fürsten angetastet wurde, und ferner der Worte des Priesters Berthold von Konstanz zu gedenken: „Myriaden von Lügen waren überall verbreitet.“ Ich möchte nicht sagen, daß Heinrichs Jugend makellos verflossen sei; nein, ich bin überzeugt, daß er so wenig unsträflich war, wie etwa Karl der Große, oder sein Vater, der edle Kaiser, der sich keineswegs unempfindlich zeigte gegen Frauenschönheit. Das war auch sein einziger Fehler, spricht ein Mönch; „dieß Laster stört ja mehr, als alles Andere, die Ordnung in der Welt.“ Aber wenn der feurige Jüngling, wie er selbst sich ausdrückt, den Lockungen schmeichelnder Jugend, seiner eigenen Freiheit und Ungebundenheit und dem Beispiele der jungen Edelleute am Hofe erlag, dann durften doch

* Abt Ekkehard von Aurach zu 1105: clarissimo et singularis ac inclitae famae Adelheidae, filiae imperatoris, matrimonio decoratus. Indessen überall sonst heißt sie Agnes.

hierüber jene Fürsten keine Klage führen, die ihn einst der Obhut der Mutter entrissen, noch jene, welche die That von Kaiserswerd geduldet hatten. Ja, ich will glauben, daß er in jenen Jahren bis 1073 so wenig tadellos lebte, wie später der edle, ritterliche Heinrich IV. von Frankreich; obwohl in keiner Weise so lasterhaft, wie der gepriesene Wilhelm III. von England geschildert wird, oder andere Fürsten, die uns näher stehen.

Etwas Näheres wissen wir nicht, und selbst die eben zugestandene Annahme wird zum Theil wieder erschüttert, wenn man bedenkt, wie treffliche, weise Männer beständig um Heinrich waren, ein Graf Eberhard von Nellenburg, Bischof Benno von Osnabrück, Eppo von Zeiz, deren Rathschlägen er folgte.

„Von des Königs Verbrechen" — spricht zum Pabst Gregor Einer der Besten unter den Zeitgenossen, der mit den meisten Fürsten wohlbekannt und öfters am Hof war — „haben wir in deiner Schrift gelesen; haben auch vernommen, daß die Verkünder deines Evangelii die Kunde davon über den Erdkreis verbreiten. Wir wissen davon nichts und glauben davon nichts." *

Dem Pabst selbst wurden jene Verläumdungen erst gegen Ende des Jahres 1075 hinterbracht; ich glaube, durch Bischof Burkhard von Halberstadt, den fanatischen Rebellen, der zur Zeit des Sachsenkrieges wiederholt durch Gesandte mit Gregor verhandelte.

„Denn — sagt der getreue Bischof Otbert von Lüttich — da sie sahen, daß er nicht zu besiegen war, so dachten sie, seine Macht auf andere Weise zu schwächen. Sie dichteten ihm Verbrechen an, wie sie nur giftiger Haß zu ersinnen vermochte (die mir aber zu schmutzig und ekelhaft sind, als daß ich sie niederschreiben könnte),

* Bischof Dietrich von Verdün (oder in seinem Namen der Priester Wenrich von Trier) a. a. O. Nos haec ignoramus, nos haec non credimus. Die Autorität dieses vortrefflichen Mannes, der dem Schauplatz der Begebenheiten so nahe stand, ist überwältigend. Uebrigens ist die Schrift, welche bei Martene Thes. I. mitgetheilt wird, wirklich der Brief, welchen Wenrich gegen Hildebrand verfaßt hat. Professor Waitz zweifelt daran, weil sie der Beschreibung Siegeberts (ut seniorem increpans) nicht entspräche. Indessen entscheidend ist die Beschreibung Manegolds: „In jenem Briefe stellt sich der Bischof, als wäre er des Pabstes Freund; er bittet gleichsam um Belehrung und schüttet dabei das ganze Gift der Feinde aus." S. Manegoldus contra Wolfelmum 24. bei Muratori Anecd. IV.

Wahres mit Lügen vermischend, und verklagten ihn bei dem Pabst." *

In Sachsen wurden diese Verläumdungen etwa 1073, vielleicht auch erst 75 erdichtet: ich glaube, in Halberstadt und Magdeburg, wo Erzbischof Anno's Sippschaft residirte: durch solche Mittel sollte der wilde und doch träge Sachsenstamm wider seinen König aufgestachelt, überhaupt die öffentliche Meinung und vor Allem der Pabst gegen ihn bearbeitet werden.

In der That läßt sich die Genesis jener Lügen verfolgen bis in den erzbischöflichen Palast zu Magdeburg hinein. Hier lebte damals unter Erzbischof Wezel's Vertrauten ein Priester Bruno, der 1079 nach Merseburg übersiedelte und die Ruhe der Jahre 1081 bis 83 benutzte, um eine Geschichte des Sachsenkrieges zu verfertigen. Während der hersfelder Mönch bei allgemeinen Redensarten von Heinrichs bösen Begierden und Schandthaten stehen bleibt und über jede Einzelnheit schnell hinwegschlüpft, gleichsam als fühlte er den Boden unter sich wanken: so gebührt dem Priester Bruno das Verdienst, etwa ein Dutzend jener Anekdoten aufbewahrt zu haben, die von des Königs Blutdurst, Ruchlosigkeit und Ausschweifungen handeln.

Diese Anekdoten sind durchgehends plump angelegt ** und tragen, trotz Bruno's Versicherung, daß er nur ganz gewisse Thatsachen mittheilen wolle, *** das Gepräge der Lüge breit und handgreiflich vor sich her. Dennoch würden sie uns stutzig machen können, wenn es sich ihm nicht nachweisen ließe, daß er aus Haß und Bosheit gegen den König ausdrücklich wider besseres Wissen die Unwahrheit sagt.

Er berichtet bei einer Gelegenheit, die unten wiederkehren wird,

* Otbert schrieb 1106 de vita et obitu H. IV.: confictis conscriptisque super eo criminibus, quae pessima et immundissima potuit odium et livor excogitare, et quae mihi scribenti et tibi legenti nauseam pararent, si ea ponerem.

** Z. B. Kap. 7., welches Heinrichs Verhältniß zu seiner Gemahlin darstellen soll. Ist es möglich, daß man diese Geschichte in Sammlungen von Volkssagen aufnehmen kann? Der Ursprung der Volkssagen ist überhaupt ein sehr zweifelhafter; aber absichtliche Erdichtungen des Parteihasses sind am Wenigsten dahin zu rechnen.

*** Kap. 12.

wie die sächsischen Edlen im Juli 1073 vor einem Theile des sächsischen Heerbannes ihre Beschwerden aus einander setzen. Dieser schlechten Darstellung zufolge tritt auch Erzbischof Wezel auf und klagt: zweimal sei Heinrich mit Mord und Raub in Magdeburg eingedrungen.

Nun steht es fest, daß dergleichen nie geschehen ist; und der Erzbischof hat ganz sicher solch eine Klage nicht vorgebracht. Es läßt sich nicht nur kein Moment für diese Kriegszüge gegen Magdeburg ausfindig machen; es erwähnt nicht nur kein Zeitgenosse diese Ereignisse; sondern — und dieß ist der stärkste Beweis — Bruno selbst schweigt gänzlich davon. Er hat es sich zur Aufgabe gestellt, alle Beschwerden wider den König zusammenzustellen. Nun lebte er ja in Magdeburg; er mußte Heinrich mit seinen wilden Kriegern haben in die Thore dringen sehen; seine Augen mußten das Blutbad und das Plündern erblickt haben. Und von alle dem kein Wort? Soll man annehmen, daß dieser Priester, dem kein Koth zu schmutzig ist, um damit den Ruf seines Königes zu bewerfen, über jene Dinge ein so tiefes Stillschweigen beobachten würde, falls sie überhaupt geschehen wären? Würde er nicht das Aechzen der Sterbenden, das Wuthgeschrei der Kämpfenden, das Strömen des Blutes zur Elbe hinab pomphaft beschrieben haben?

Bruno erzählt an einem andern Orte, im Frühjahr 1075 hätte eines Tages der Erzbischof seine Vertrauten zu sich gerufen. Er zeigte ihnen ein Pulver, das ihm der König durch einen Mönch übersandt mit dem Bescheid, es sei eine heilsame Medizin für allerlei Krankheit, von der Kaiserin Agnes aus Italien ihm geschickt; indessen da dem Könige doch so wenig zu trauen, möchte es gut sein, das Pulver erst zu untersuchen. Er streute ein wenig davon auf ein Stück Brot und reichte es einem Hunde. „Wir sahen, wie derselbe auf der Stelle starb, und freuten uns, daß der Erzbischof eine solche Medizin nicht gekostet hatte."

Will man annehmen, daß dieß wirklich so passirt ist,* so ergiebt

* Es ist natürlich möglich, daß Bruno selbst diese Geschichte erfunden hat. L. Giesebrecht (Wendische Geschichten. II.) meint, wahr müßte sie sein, da Bruno als Augenzeuge spräche! — — Eine schlechte Bürgschaft! Den Beweis hätte 1070 auch Egino, der falsche Ankläger Otto von Nordheims, und jeder Titus Oates für seine Lügen beibringen können.

sich folgende Alternative: Ist es wahrscheinlicher, daß der König, der eben das ganze Reichsheer gegen die Sachsen aufbot, durch solch ein Mittel einen der Unbedeutendsten unter seinen Gegnern aus dem Wege zu räumen suchte; — oder ist es wahrscheinlicher, daß der Erzbischof, der eben den drohenden Angriff fürchtete, durch solch eine Unwahrheit dem Könige hat Feindschaft erwecken wollen?

Die Entscheidung kann nicht zweifelhaft sein. Gerade zu jener Zeit, da Bruno schrieb (1082), lebte im Kloster Hersfeld unter Abt Hartwig mit Lambert zusammen ein Mönch, Namens Waltram, der später Bischof zu Naumburg wurde. Er spricht in seiner Schrift über die Einheit der Kirche (1092): „Christliche Liebe hat der Kaiser auch an seinen Feinden geübt," — * und ich finde diesen Satz allenthalben bewahrheitet, wenn Heinrich auch wider jene Rebellen, die ihn mit dem Schwert angriffen, um der Majestät des Reiches willen das harte Recht des Krieges walten ließ.

Und warum erwähnt Erzbischof Wezel in dem Manifest, welches er kurz nach jenem angeblichen Vergiftungsversuch im Namen aller Sachsen erließ, keine Silbe von diesen schrecklichen Verbrechen des Königes? **

Die widerwärtigste jener Schmutzgeschichten ist die, in welcher Bruno erzählt, wie Heinrich seine Schwester *** Adelheid, Aebtissin zu Quedlinburg, auf eine Weise beschimpft habe, gegen welche der Frevel des Sextus Tarquinius wie ein verzeihlicher, muthwilliger Jugendscherz erscheinen würde. Diese Geschichte — mit der ich mein Buch nicht besudeln will — † erhält scheinbar dadurch Gewicht,

* De unit. eccl. II., 29. Caritatem autem imperator hostibus quoque suis exhibuit.

** Bruno c. 42.

*** Ich will kein Gewicht darauf legen, daß Bruno c. 8., um die Sache noch rührender zu machen, Adelheid Heinrichs einzige Schwester nennt, während er c. 83. Judith erwähnt, die Königin von Ungarn.

† Der wißbegierige Leser kann sie finden in Leo's Universalgesch. II., deutsch und lateinisch. Uebrigens hält sie Prof. Leo für wahr und urtheilt demgemäß über Heinrich IV. Es ist ungefähr, als wenn man nach Heberts Delationen über Marie Antoinette urtheilen wollte.

Auch Pertz meint in seiner Ausgabe Bruno's: „Er wird beschuldigt, fast Unglaubliches über Heinrich zu erzählen. Jedoch auch in unserer Zeit haben wir Dinge, die Vielen unglaublich schienen, mit unsern Augen gesehen und unsern Ohren gehört."

Wie wahr ist das Wort: calumniare audacter! — Sollen wir etwa

daß auch der hersfelder Mönch darauf anspielt, wiewohl dieß nur beweist, daß die Rebellen sie nach Kräften verbreitet hatten.

Man sollte denken, es sei nicht nöthig: aber es ist in der That nöthig, nachzuweisen, daß jenes Kapitel bei Bruno eine Lüge ist.

Von Adelheid erfährt man sehr wenig. Sie ist vielleicht in Quedlinburg erzogen worden, wie häufig Töchter aus fürstlichen Häusern in Frauenstiftern aufwuchsen, z. B. hier in Quedlinburg, zu Anfang des Jahrhunderts, Agnes von Weimar, die Mutter des Erzbischof Adalbert von Bremen. Schon 1069 war sie Aebtissin; sie ernannte damals Magnus, den Sohn Herzog Ordulfs, zum Schirmvogt der quedlinburgischen Besitzung Soltau (mehrere Meilen östlich von Verden), und die Urkunde darüber ist in einem ruhig energischen Geiste verfaßt, wie man ihn bei einer Tochter Heinrichs III. voraussetzen möchte, — wiewohl die Redaktion vielleicht nicht ihr Werk war. Später wird erwähnt, wie sie am 13. Juni 1071 bei der Einweihung des halberstädter Domes zugegen gewesen, mit ihrem Bruder, mit der Königin und deren Tante Irmengard und vielen Fürsten.

Dann verliert man sie aus den Augen für einen Zeitraum von fast zwanzig Jahren; erst 1089 und 90 taucht ihr Name wieder auf.

Man sollte erwarten — wenn es Wahrheit wäre, was die Rebellen berichten — ihr Körper wäre unter der Last der Schmach, die ihr Bruder ihr angethan, zusammengebrochen; Schmerz und Scham hätten ihr Gehirn zerrüttet: man sollte wenigstens meinen, sie hätte jeden Verkehr mit Heinrich gemieden.

Nichts von alledem. Sie ist immer ihres Bruders treueste Freundin und Helferin gewesen. Heinrich vertraute nicht nur im Winter 1089, da er in Thüringen Krieg führte, seine zweite Gemahlin Praxede * ihrem Schutz an; sondern, als im Sommer 1090 der jüngere Markgraf Egbert von Meißen, jener unermüdliche Rebell, in einer abgelegenen Mühle an der Selke erschlagen und damit der

gläubig lauschen, wenn uns französische Geschichtschreiber noch immer von den vices infames du grand Frédéric erzählen, an die bis jetzt in Deutschland Niemand glauben will?

* Praxedis und Eupraxia wird die russische Dame genannt. Ich bediene mich jenes italienisirten Namens, der uns aus Manzoni geläufiger ist.

Aufruhr in Sachsen gestillt wurde: behaupteten Heinrichs Feinde, die Vollbringer der blutigen That wären von der quedlinburger Aebtissin ausgesandt worden, die ihren Bruder auf diese Weise von einem so gefährlichen Gegner hätte befreien wollen. *

LIX.

Sicher ist es dagegen, daß bei Hofe bis 1073 mit geistlichen Aemtern Handel getrieben wurde. Pabst Alexander hatte noch kurz vor seinem Tode auf Bitten der Kaiserin mehrere Räthe Heinrichs exkommunicirt, als der Simonie schuldig; und da sie nicht vom Hofe verbannt wurden, und zwischen Pabst Gregor und dem Könige ernster Zwist hierüber zu entbrennen drohte, that Agnes, tiefbekümmert um des Sohnes Heil, ihr Aeußerstes, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Heinrich folgte den Bitten der Mutter — „der Bringerin des Segens und Heiles," wie er sie nennt — um so bereitwilliger, da er sich durch die Verschwörung der sächsischen Fürsten in großer Noth befand. In der Mitte des August 1073, wie es scheint, — im Kloster Hersfeld, nach der kühnen Flucht durch den Harz — schrieb er jenen demüthigen Brief, welchen Gregor gegen Ende des September zu Kapua empfing. „Wir haben gesündigt (spricht er) im Himmel und vor Euch und sind nicht werth, Euer Sohn zu heißen." Er gesteht, daß er nicht nur Kirchengut angetastet, sondern auch Unwürdigen und Simonisten Kirchen verkauft hätte, ** statt dieselben zu vertheidigen, wie es sein Amt wäre. „Jetzt aber wird Euer Gebot überall befolgt."

Wer möchte deßhalb einen Stein auf Heinrich werfen, — wer, der weiß, welches schimpfliche Verfahren er Jahr aus Jahr ein von den Häuptern der deutschen Geistlichkeit befolgt sah, von seinem Erzieher Anno, seinem Vormunde Adalbert und dem Primas von Deutschland, Siegfried, den Pabst Gregor noch 1074 daran erinnert, daß er ohne die übergroße Gnade der römischen Kirche gar nicht im Amt bleiben könne? — Es war nur eine der hundert traurigen

* Bernold. 1090. „Markgraf Egbert von Sachsen wird überfallen und erschlagen, wie man sagt, durch die List der Aebtissin von Quedlinburg, einer Schwester König Heinrichs."

** vendidimus. Reg. Greg. VII. L. I.

Folgen der bösen That von Kaiserswerd, wenn die Bemühungen Kaiser Heinrichs um Ausrottung der Simonie unter seinem Sohne keine Früchte trugen.

Allerdings tastete er Kirchengut an, wenn er, arglos und unerfahren, wie er war, auf das Dringen jener Bischöfe ihnen und andern Fürsten Reichsabteien schenkte. Nur kann ihm keine Schuld beigemessen werden; man müßte denn annehmen wollen, er hätte ihnen diese Schenkungen mit Gewalt aufgedrungen, wie etwa Herzog Rudolf von Schwaben 1077 mit Jammern an Pabst Gregor berichtet, wider seinen Willen sei er König geworden: die Fürsten hätten ihn dazu gezwungen!

Auch ward Heinrich sicher von jungen Rittern am Hof, die nicht begütert waren, häufig angegangen, er möchte ihnen geistliche Lehen verschaffen, und so plagte er wohl einen Abt von Reichenau (am Bodensee) um Klostergüter für jene Edelleute so heftig, daß derselbe seine Würde niederlegte (1071). Doch dieß war keineswegs eine ungewöhnliche Praxis. Klagt doch Abt Dietrich von Stablo und St. Maximin, wie er selbst auf Kaiser Heinrichs III. heftiges Dringen einen großen Hof mit vielen Thränen einem Ritter habe zu Lehn geben müssen!

Wenn er indessen z. B. als Knabe von vierzehn Jahren einem Grafen Werner, der am Hofe Dienste that, ein hersfeldisches Dorf schenkte, ohne den Abt zu befragen, so fällt die Schuld auf Adalberts Haupt. „Sie behaupteten (so klagt der hersfelder Mönch), dem Könige stände über die Aebte in den Reichsabteien dieselbe Gewalt zu, wie über seine Wirthschaftsbeamten auf den Krondomänen und die Rendanten des Fiskus.“ Aber es scheint übertreibende Deklamation, wenn der Mönch erzählt, von jenen beiden Männern, Adalbert und Werner, wären damals Bisthümer und Abteien, ja selbst die geringsten geistlichen und weltlichen Aemter, nur für unbillige Summen Geldes verkauft worden. Das müßte in den Jahren von 1063 bis 65 geschehen sein. „Die Bischöfe und Herzöge verschonten sie noch, (spricht er) nicht aus Frömmigkeit, sondern aus Furcht.“ Und von Abteien, die damals gekauft worden wären, weiß man nichts.

Ueberdieß legte der gepriesene Anno dem Könige dieselbe Gewalt über die Reichsabteien bei. *

Es steht fest, daß Herrmann von Bamberg sein Bisthum (1065) kaufte, und von den Geschenken, die er bei Hofe austheilen ließ, hat vielleicht auch der König, damals fünfzehn Jahre alt und noch unter Adalberts Leitung, einen Theil empfangen. Andere, wie Werner von Straßburg (1065) oder Heinrich von Speier (1067), verpflichteten sich vielleicht, den Rittern des Königs Lehen zu ertheilen: der Letztere wenigstens bedachte verschiedene Edle so reichlich mit seinen Stiftsgütern, daß er mit seinem Hofstaate zuweilen kaum ein halbes Jahr zu leben hatte.

Ob Embricho von Augsburg (1063), vordem Probst zu Mainz, seine Würde durch Schenkungen erwarb, ist unbekannt; jedenfalls war der König dabei schuldlos. Dagegen ist ohne Simonie zu seinem Bisthum gelangt Altmann von Passau (1065); sicher auch Udo von Trier (1066), Benno II. von Osnabrück (1067), Sieghard von Aquileja (1068) und Pibo von Toul (1069; beide vorher Kanzler am Hof); Adalbert von Worms (1070): Herrmann von Metz (1072); — und alle Bischöfe im Reich, die seit 1073 ernannt wurden.

Im Jahr 1069 übergab Heinrich das Bisthum Konstanz einem Domherrn aus Magdeburg, Namens Karl, welcher zugleich Probst der neuen schönen Kirche auf der Harzburg war. Die Domherrn aus Konstanz hatten schon eine Wahl getroffen, kamen nun am 2. Februar 1070 nach Augsburg, wo der König gerade verweilte, und baten um Bestätigung derselben. Er befahl ihnen indessen, Karl anzunehmen. Ungern leisteten sie dem Befehle Folge und noch ehe Karl von Erzbischof Siegfried ordinirt worden, führten sie im Namen des Stiftes Beschwerde über ihn in Rom: er schalte im Bisthum wie ein Tyrann und vornehmlich verschleudere er die Schätze der Kirche an seine Gönner, die ihm die neue Würde verschafft. In der That soll er Kirchengefäße, Meßgewänder, silberne Altarplatten und andern Schmuck über die Seite gebracht haben.

Als daher Siegfried 1070 mit Anno und mit Herrmann von

* S. oben die Kurie zu Aachen. Kap. 52.

Bamberg zu Rom war, befahl ihm Pabst Alexander, die Sache durch ein Konzil deutscher Bischöfe entscheiden zu lassen, bis dahin aber die Weihe nicht zu vollziehen. Später ließ er dem Erzbischof durch Legaten, die etwa Weihnachten 1070 mit einem päbstlichen Schreiben eintrafen, diesen Befehl wiederholen.

Heinrich, dem Karl sehr werth war, empfand nicht wenig Verdruß über diese Verzögerungen: er schickte wiederholt Boten an Siegfried mit Bitten und Befehlen, Karl die Weihe zu ertheilen.

„Doch der ehrwürdige Siegfried (so schreibt des Erzbischofs Sekretär), klug wie eine Schlange und ohne Falsch wie eine Taube, entgegnete, das könne nicht ohne Prüfung vor sich gehen: es seien gewichtige Stimmen zu ihm gedrungen, daß jener nicht durch die Thür in den Schafstall gekommen, sondern auf der heimlichen Leiter simonistischer Gottlosigkeit hineingestiegen sei."

Er war in der That in großer Noth. „Ich habe von dem Könige, meinem Herrn, viel zu leiden gehabt (klagt er dem Pabst) und fürchte, es wird mir und meiner Kirche noch schlimmer ergehen, wenn mich nicht Sankt Petrus mit seinem Schlüssel schützt vor der königlichen Gewalt."

Nun vernahm er obendrein, Heinrich wolle Karl mit Gesandten nach Rom schicken, damit er sich dort rechtfertige und vom Pabst die Weihe erhalte. „Bitte (schreibt er), laßt mich nicht sitzen in dieser Verlegenheit. Ihr habt **mir** verboten, ihn zu weihen; wenn Ihr ihn nun weihet, so wird mein Fürst mir ungnädig sein* und mir vorwerfen, aus Mißgunst hätte ich ihn nicht weihen wollen." Er bittet den Pabst, in diesem Falle Karl nach Mainz zur Ordination zu senden. —

Diese Verhandlungen zogen sich anderthalb Jahre hin. Bürgerkrieg wüthete in Thüringen, Hessen und Westfalen, da Otto von Nordheim, erbittert über seine Aechtung, zu den Waffen gegriffen hatte. Auch Siegfried mußte mit der mainzer Ritterschaft gegen ihn ausziehen. —

Karl verlangte zuletzt selbst, durch ein Konzil verhört zu werden. Am 15. August 1071 ward dasselbe eröffnet. Vorsitzer waren

* Videbor peccasse principi meo.

die Erzbischöfe Siegfried, Gebhard von Salzburg und Udo von Trier. Neun Bischöfe hatten sich eingefunden: Adalbero von Würzburg, Gundakkar von Eichstädt, Herrmann von Bamberg, Benno von Osnabrück, Werner von Straßburg, Heinrich von Speier, Embricho von Augsburg, Ermenfried von Sitten und Heribert von Modena.

Die fehlenden Suffraganen von Mainz hatten sich brieflich entschuldigt mit Krankheit oder mit Geschäften für den König. Doch waren eigentlich alle Bischöfe Deutschlands zu dem Konzil beschieden.

Die Bischöfe kamen in der „größeren Kirche" des heiligen Martin zusammen. Ein Gebet eröffnete das Konzil; dann bewillkommte man sich, die Sitze wurden geordnet, und nun „Simon mit seinen Anhängern" feierlich verdammt. Damit schloß die erste Sitzung.

Am folgenden Tage wollte man, nachdem einzelne Bischöfe das Eine und Andere aus ihren Diözesen zur Entscheidung vorgelegt, zur Hauptsache schreiten, der konstanzer Angelegenheit, als der König, der ebenfalls zugegen war, den Befehl gab, die Sache auf den folgenden Tag zu verschieben. Er wollte vorher mit den einzelnen Bischöfen verhandeln und sie zu Karls Gunsten stimmen.

Am dritten Tage, vor Eröffnung des Konzils, begaben sich die Kirchenfürsten zu Heinrich und baten ihn, der Gerechtigkeit Gehör zu geben. Jedoch möchte ich glauben, daß die Bischöfe von Speier, Straßburg und Bamberg sich bei allen diesen Verhandlungen mehr im Hintergrunde hielten. Und er hörte sie mit Sanftmuth an, ward nicht heftig „und, was bei Gewalthabern so schwer ist, verletzte die Priester durch kein beleidigendes Wort," sondern entschuldigte sich und sagte, er, der König, wisse sich rein in dieser Sache; ob Karl Leuten aus seiner Umgebung unerlaubte Versprechungen gethan, wisse er nicht; er hätte denselben als Probst längst liebgewonnen und ihm aus Huld, keineswegs um Gewinnst, das Bisthum übergeben; wenn jener dieß sein königliches Wohlwollen vergiftet hätte, so wolle er der Gerechtigkeit nicht zuwider sein.

So kam man zur Kirche. Karl wurde vorgelassen, auch die Domherrn aus Konstanz baten um Gehör.

„Erst regneten die Priester des Herrn Worte der Weisheit, wie

Wolken.“ Dann verlas der Prälatus * der konstanzer Kirche die Anklage gegen Karl: er hätte das Bisthum gekauft und verwüstet. Die Domherrn versicherten, sie könnten diese Aussagen beweisen. Karl bestritt Alles. Der Tag ging darüber hin.

Der König suchte dabei, wie der hersfelder Mönch erzählt, bald die Vorwürfe der Domherrn zu widerlegen, bald ihr Gewicht auf schlaue Weise zu schwächen; oft auch verwies er ihnen ihre vorlauten und frechen Reden mit strengen Worten.

„Was Karl in der folgenden Nacht mit sich verhandelt (berichtet Siegfrieds Sekretär), und wie ihn sein Gewissen schlug, zeigte der nächste Tag. Wir glaubten, er würde nun seine Unschuld beweisen; aber er ertrug den Anblick des Konzils nicht länger, sondern richtete sich selbst und gab Ring und Stab dem zurück, von welchem er sie mit Unrecht empfangen hatte.“

Er sprach nur, nach den Bestimmungen des Pabstes Cölestin dürfe keiner Kirche ein Bischof aufgedrungen werden wider ihren Willen. —

Die Bischöfe beschlossen, es sollte Alles, was sich auf diesem Konzil zugetragen, aufgezeichnet, und dieß Schriftstück im Archiv der mainzer Kirche niedergelegt werden. Der Styl desselben beweist, daß es von dem Geistlichen herrührt, welcher Siegfrieds Briefe verfaßt hat.

Karl selbst kehrte nach Magdeburg zurück und starb dort wenige Monate später, im Dezember. —

Das Lehnwesen war es, jenes Gewirr von Verleihungen und Uebertragungen, welches in den rohen Gemüthern so große Habgier schuf, daß zuletzt fast Niemand sich scheute, in schimpflicher Weise Geschenke zu fordern, zu bieten und anzunehmen.

In vielen Klöstern waren die Bande der Disciplin sehr gelockert: die Mönche befaßten sich vielfach mit Wuchergeschäften und bettelten bei den Machthabern um Abteien. „Laien konnten mit ihnen nicht wetteifern“, sagt der hersfelder Mönch. „Der Verkäufer wagte nicht so viel zu fordern, wie der Käufer zu geben bereit war. Die Welt

* Der praelatus bekleidete im Domkapitel das Amt, welches der Prior im Kloster bekleidete. Er hatte die innere Disciplin zu überwachen.

staunte, wie Krösus' Schätze an Leute kämen, die außer Kleidung und Unterhalt nichts zu besitzen vorgäben."

So soll Abt Meginward aus Hildesheim 1069 für vieles Geld die Abtei Reichenau erlangt haben; aber von seinen Rittern und, wie oben erwähnt, vom Könige selbst um Lehen für die Edelleute am Hof bedrängt, dankte er ab.

In Reichenau folgte ihm ein Abt Robert aus Bamberg, welcher der Banquier genannt wurde. Indessen was der hersfelder Mönch zum Jahre 1071 über ihn berichtet, leidet an jener Maaßloßigkeit, welche ihn so häufig zu Entstellungen hinreißt.

„Robert (so erzählt er) zahlte für seine Würde tausend Pfund Silbers in den Schatz des Königes." Er hat vielmehr die Abtei erhalten für Klostergüter, welche er an einige „Räthe" Heinrichs als Lehen gab. Hierüber entstand gerade Streit zwischen Gregor und dem König. Möglich indessen, daß Heinrich auch Geld erhalten, obwohl es mir unwahrscheinlich ist.

„Schon als Mönch (schreibt er weiter) hatte derselbe unermeßliches Geld zusammen gewuchert und harrte mit Seufzen auf den Tod der Bischöfe und Aebte. Ja er war so wahnsinnig, außer den heimlichen Geschenken an die Räthe bei Hof, * dem Könige hundert Pfund Goldes — (etwa achttausend Dukaten heutzutage) — zu versprechen, damit Abt Widerad von Fulda, der so heilige Mann, abgesetzt würde. Und dieß wäre geschehen, wenn nicht einige Männer dem Könige offen widersprochen hätten.

„Dieser falsche Mönch ist an Allem Schuld; er hat die Mönche in so übeln Ruf gebracht, daß sie nun in hiesiger Gegend nicht nach ihrer Rechtschaffenheit, sondern nach ihrem Gelde geschätzt werden. Durch diesen Menschen ist es aufgekommen, daß die Abteien bei Hofe öffentlich verkauft werden, und Niemand so viel fordern kann, daß er nicht gleich einen Käufer fände, da die Mönche nicht in der Befolgung der Regel, sondern in Wucher und Prozenten mit einander wetteifern."

Uebrigens behielt Robert die Abtei nicht lange: Pabst Alexander that ihn in den Bann, und Heinrich nahm ihm den Stab (1072).

* Auricularii.

Er erhielt vom Bischof Herrmann von Bamberg Kloster Gengenbach in Baden (an der Kinzig), eine arme Abtei, und der Versuch, sie in die Höhe zu bringen, kostete ihm das Leben. Als er einem seiner Ministerialen ein Klosterlehen nehmen wollte, ward er nebst mehreren Mönchen aus Bamberg erschlagen.

Jedenfalls ist unter Andern Abt Hartwig von Hersfeld 1072 nicht für Geld eingesetzt worden; schwerlich auch Werner von Corvey 1071; und die zuletzt angeführten Worte des hersfelder Mönches klingen um so wunderbarer, wenn man seinen Bericht von jener Abtwahl liest, welche am 1. Dezember 1075 zu Bamberg vor sich ging. Der König wollte an diesem Tage in Gemeinschaft mit den Fürsten einen Abt von Fulda ernennen; denn Widerad war am 16. Juli gestorben. Als wäre ein Wettkampf ausgeschrieben, strömten Aebte und Mönche von verschiedenen Orten herbei, um die Würde zu erhalten, und versprachen goldene Berge, ungeheure Lehen und Reichsdienste.

„Der König (spricht der hersfelder Mönch selbst) verabscheute ihre Schamlosigkeit auf das Aeußerste, und während sie ihn noch bestürmen, ruft er plötzlich einen Mönch aus Hersfeld, Namens Rüdiger,* der in Geschäften für sein Kloster von Abt Hartwig an den Hof geschickt worden, zu sich, giebt dem überraschten Manne den Stab in die Hand, wählt ihn und bittet die fuldischen Mönche und Ritter dringend, ihn ebenfalls zu wählen. Alle stimmten freudig bei, und obwohl er seine Unerfahrenheit, Kränklichkeit, und die Abwesenheit seines Abtes vorschützte, nahm er auf Zureden der anwesenden Bischöfe die Sache endlich an."

In ähnlicher Weise verfuhr Heinrich, als die Mönche und Ritter von Lorsch sich nach Abt Ulrichs Tode über die Wahl des Probstes geeinigt hatten. Jedermann glaubte, der König würde die Wahl des verdienten Mannes bestätigen. Indessen Heinrich scheint überall der althergebrachten Initiative, welche Klerus und Volk bei den Wahlen der Aebte beanspruchen konnten, nicht günstig gewesen zu sein. Als sie bei Hof erschienen, ergriff er plötzlich einen andern Mönch aus Lorsch, Namens Adalbert, der mit den Uebrigen herbeigekommen, und gab ihm zum Staunen Aller den Stab.

* **Ruozelinus = Ruotger.**

In diesen Fällen zeigt sich der junge König nicht überall unsträflich, nur kann ein schwerer Tadel ihn nicht treffen, wenn er sich nicht ganz der verderblichen Einflüsse erwehrte, welche seit seinem zwölften Jahre das Beispiel seiner Erzieher und der höchsten kirchlichen Würdenträger auf ihn übte. Und wie schön bricht überall seine edle Natur durch! Die Arglist verrätherischer Fürsten und der Unverstand kurzsichtiger Annalenschreiber wälzte freilich alles Unrecht, das im Reiche geschah, auf ihn, als den Urheber.

> Nur auf den König! Legen wir dem König
> Leib, Seele, Schulden, bange Weiber, Kinder
> Und Sünden auf —

LX.

Heinrich nahm in diesen seinen Jünglingsjahren, wie zu erwarten, wenig Antheil an dem, was draußen jenseits der Gränzen des Reiches sich begab. Natürlich drang der Schall von Robert Guiskards Waffenthaten im fernen Süden zu seinem Ohr; und das Herz mochte ihm schlagen, als er im Spätjahr 1066 von der Schlacht bei Hastings vernahm und von jenem Würgen, durch welches Herzog Wilhelm, mit dem er nach Ostern zu Utrecht Freundschaft geschlossen,* die Krone von England und unvergänglichen Ruhm gewann.

Vielleicht trieb ihn die Kunde von diesen kriegerischen Thaten, die das ganze Abendland in Aufregung versetzten, zu dem Plane, im Februar 1067 das deutsche Heer nach Italien zu führen, um sich etwa zu Ostern jenes Jahres in Rom zum Kaiser krönen zu lassen. Wir haben gesehen, wie unbedacht er diese Romfahrt aufgab. Wunderbar, daß Niemand ihm zuredete, trotz Herzog Gottfrieds Ausbleiben aufzubrechen!

Auch in die Wirren, welche Flandern seit 1070 zerrissen und freilich auf französischem Boden ausgefochten wurden, griff er nur mit lässiger Hand ein, indem er die Wahrung der Reichsinteressen Herzog Gottfried dem Buckligen übertrug, welcher in der That Robert dem Friesen mehr als gewachsen war.

Von diesem Manne, der seit mehreren Jahren in Holland sich

* S. Bouquet XI. die Annalen in der Einleitung.

still gehalten und auch später, nachdem er Flandern erobert, sich weder in Deutschland noch in Frankreich unter den Fürsten sehen ließ, erzählte man fabelhafte Dinge, die der hersfelder Mönch mit seiner eigenthümlichen Eloquenz aufstutzt.

Er war der jüngere Sohn Balduins V. von Flandern.

Der hersfelder Mönch erzählt, in Flandern sei es seit Jahrhunderten Sitte, daß jeder Markgraf seinem Lieblingssohn seinen Namen und die Herrschaft vererbe; * die übrigen Brüder müßten jenem unterthan sein, oder in der Fremde „sich bemühen, durch eigene Thaten groß zu werden, statt in Trägheit und Müßiggang ihre Armuth mit dem eiteln Ruhme der Ahnen zu trösten.“

So rüstet der Vater Schiffe aus und befiehlt Robert, sich „wenn er ein Mann sei, in fremden Ländern durch eigene Tapferkeit ein Reich und Schätze zu erwerben.“ Er will Gallizien erobern, landet an einer unbekannten Küste und verliert im Kampf mit den Bewohnern des Landes fast alle seine Genossen. Heimgekehrt erhält er eine neue Flotte vom Vater: ein Sturm bricht aus, die Schiffe zerschellen, nackt und von Allem entblößt wird er ans Ufer geworfen. Da schließt er sich in ärmlichen Kleidern an Pilger nach Jerusalem an; er will nach Konstantinopel, wohin ihn die Normannen in des Kaisers Dienst schon oft gerufen, um ihm den griechischen Thron zu übergeben. „Aber der Kaiser von Griechenland erfuhr diesen Plan und ließ *alle Flüsse bewachen, über die man nach Griechenland kömmt*, damit man ihn gleich dort tödte.“

Nun beschließt er, die fremden Völker in Ruhe zu lassen, bricht in Friesland ein, „welches an Flandern gränzt, und wo einst Graf Dietrich und nach ihm sein Bruder Florenz herrschten“, wird zweimal geschlagen; endlich aber, da die Friesen des Krieges müde sind und sehen, daß er entschlossen ist, zu siegen oder zu sterben, unterwerfen sie sich ihm freiwillig.

Da dieß sein Bruder, Graf Balduin, vernimmt, — „denn der

* Ich brauche kaum zu erinnern, daß es unsinnig ist, einem Lieblingssohne seinen Namen zu hinterlassen. Als derselbe getauft wurde, konnte Balduin V. nicht wissen, daß er dereinst sein Lieblingssohn sein würde. Auch wich Balduin VI. von jener angeblichen Sitte sogleich ab.

Vater war schon alt und krank gestorben" — rüstet er sich, ihn zu vertreiben.

Der hersfelder Mönch verfaßt eine lange Botschaft, durch welche Robert seinen Bruder Balduin den Guten von diesem Zuge nach Friesland hätte abhalten wollen; er läßt ihn um Mitleid flehen, führt das Völkerrecht an und die Rechte der Brüderlichkeit, „die auch den Barbaren für heilig und unverletzlich gälten": „er sei aus der Heimath verstoßen, des väterlichen Erbes beraubt, von der großen Herrlichkeit seiner Ahnen zur äußersten Armuth gebracht worden, habe fremde Nationen mit Krieg überzogen, Länder und Meere aufgerührt, kurz nichts unterlassen, um seinem Bruder wegen seines Antheiles am väterlichen Erbe nicht beschwerlich zu werden."

Trotzdem zieht Balduin nach Friesland, wird von Robert besiegt und, da er, um das Treffen herzustellen, unbesonnen in die dichtesten Haufen der Feinde reitet, erschlagen. Nun dringt Robert in Flandern ein und verlangt es als sein Erbe. —

So weit diese Erzählung, die der Mönch vielleicht von einem Volkssänger vernommen und in seiner Zelle kunstreich verarbeitet hat. Aber in Wahrheit ist Alles anders geschehen.

Von den beiden Söhnen Balduins V. wuchs sein späterer Nachfolger, Balduin, am Hofe Kaiser Heinrichs auf. * Er kehrte zu seinem Vater zurück, noch ehe derselbe mit Gottfried dem Bärtigen Aufruhr wider den Kaiser begann. Um 1050 nun, da der Graf des benachbarten Hennegau, Herrmann, gestorben war, drang Balduin V. mit Heeresmacht in die Grafschaft und schloß Richilde, Herrmanns Wittwe und Erbin von Hennegau, in dem festen Mons ein, bis sie sich bereit erklärte, den jungen Balduin, seinen Sohn, zum Gemahl anzunehmen. So ward derselbe Graf von Hennegau. Freilich hätte des Kaisers Zustimmung zu dieser Ehe eingeholt werden müssen, wie sie einige Jahre später nöthig gewesen wäre zu der Vermählung Gottfrieds des Bärtigen mit Beatrix von Toskana. In der That zog Heinrich wider Balduin, allein er starb, noch ehe der Letztere unterworfen war, und Agnes mußte sich entschließen, im Dezember 1056 auf dem Fürstentage zu Köln das Geschehene gut zu heißen. Auch

* Tomelli hist. hasnon. monast. bei Marten. thes. III.

war der junge Balduin ein trefflicher Prinz, geziert durch Herrschertugenden, die man damals selten wahrnahm.

Sein Bruder Robert war, vielleicht in einem Kloster, mit großer Sorgfalt erzogen worden, ein wissenschaftlich gebildeter Mann.* Ob er in seiner Jugend auf Abenteuer und Eroberungen in der Fremde ausgezogen, weiß man nicht. Doch scheint es in der That, als hätte er mit seinem Vater und seinem Bruder nicht ganz in Eintracht gelebt.** Sicher ist, daß er etwa zehn Jahre nach seines Bruders Vermählung ebenfalls um eine Wittwe in der Nachbarschaft warb.

Nachdem nämlich Graf Dietrich IV. von Vlaardingen*** im Mai 1048 zu Dortrecht von Kölnern und Lüttichern erschlagen war, folgte ihm sein Bruder Florenz, welcher mit Gertrud von Sachsen, einer Tochter des Herzog Bernhard,† vermählt war. Auch er fiel im Sommer 1061 in einer Fehde†† und hinterließ mehrere unmündige Kinder, von denen der älteste Sohn, Dietrich, erst im zehnten Jahre stand.

Robert bot Gertrud seine Dienste an und vermählte sich mit ihr im Jahr 1063 zu Oudenarde, in Gegenwart seines Vaters und vieler flandrischer Barone. Er erhielt als sein Erbtheil eine große Summe Geldes und soll überdieß alle die Länder erhalten haben, welche sein Vater seit 1056 vom deutschen Reiche zu Lehen trug: die Grafschaft Aalst, das Waasland, die vier Aemter und den südlichen Theil der Seelande. Dagegen schwur er auf die vier Evangelien, nie auf Flandern selbst Ansprüche zu erheben, sondern seinen Bruder und dessen Nachkommen im Besitz der Grafschaft ungestört zu belassen.††† Seitdem ward er der Friese genannt.

* Vir literatus nennt ihn Pabst Gregor Reg. IX, 34.

** Das chron. S. Andreae (Cambrai), welches freilich erst sechszig Jahre später geschrieben ist, behauptet, Vater und Bruder hätten ihn verstoßen, weil sie ihn für einen Bastard gehalten. Die Flandria generosa (hundert Jahre später geschrieben!) sagt, er sei patri minus, matri magis carus gewesen.

*** Sein Sohn Dietrich V. soll sich zuerst Graf von Holland genannt haben. Diese Grafschaft bestand aus den beiden heutigen Provinzen Nordholland und Südholland; die letztere hieß damals Holtland, die erstere Westflingen.

† So die geneal. comit. Flandriae, 1120 verfaßt. Andere machen sie zu einer Schwester Bernhards.

†† Gegen die Friesen, wie es scheint. Heda (hist. ep. Ultraj.) nennt den Grafen von Kuyk als den, welcher ihn erschlug; derselbe hätte gegen Florenz Krieg geführt im Bunde mit den Bischöfen von Lüttich und Köln und dem Markgrafen von Brandenburg!

††† Das chron. S. Bertini (eine freilich späte Quelle) erwähnt den Eid, den

So lange sein Vater und Bruder lebte, verhielt er sich ruhig; man vernimmt nichts von ihm; doch ist wohl anzunehmen, daß er für Gertrud wider die rebellischen Friesen zu fechten hatte. Bischof Wilhelm von Utrecht wagte vielleicht nicht ihn anzugreifen, wie er anfangs beabsichtigen mochte; denn er ließ sich im Frühjahr 1064 von Heinrich nicht nur den Besitz jener Güter bestätigen, „welche Graf Dietrich III. und dessen Söhne der utrechter Kirche entrissen und um derentwillen die Kaiser Heinrich II., Konrad II. und Heinrich III. viele Kriege geführt", sondern ließ sich die Grafschaften Westflingen und Holland selbst schenken. *

Balduin V. starb am 1. September 1067 zu Lille, welches er erbaut hatte; Balduin VI. drei Jahre später 1070. Er ward der Gute genannt und hoch gepriesen als Schützer der Wittwen, Waisen und Armen. Demüthig erschien er bei der Messe stets mit einem Gefolge von Armen, trug fast nie Waffen und ritt allein, einen Falken auf der Faust, umher; hielt aber den Frieden so kräftig aufrecht, daß der Bauer Nachts den Pflug auf dem Felde und seine Hütte unverschlossen lassen konnte.

Die Berichte über die Katastrophe, welche nach seinem Tode eintrat, sind sehr verworren. **

Wahrscheinlich war der Verlauf folgender: Balduin hatte bestimmt, von seinen Söhnen sollte Arnulf in Flandern regieren, Balduin in Hennegau; und stürbe Einer von ihnen, so sollte der Ueberlebende in beiden Ländern herrschen. Richilde schaltete nun als Re-

er in Oudenarde geleistet; die geneal. c. Fl. die pecunia maxima, die er erhalten. Ob er die Reichslehen erhielt, möchte zweifelhaft sein, so lange nur Meyerus, der flandrische Herodot, für diese Nachricht Bürgschaft giebt. Ihm schreiben die Neueren nach, Warnkönig u. A.

* Dir Urkunden bei Heda, vom 30. April und 3. Mai datirt aus Kaiserswerd, sicher ächt.

** Die kurze Darstellung bei Warnkönig (flandrische Reichs- und Rechtsgeschichte 1837) enthält manchen Fehler! noch mehr aber die von Le Glay (hist. des comtes de Flandre I. 1843). U. A. verwechselt er Gottfried den Buckligen mit seinem Vater (S. 192—93), erzählt, man hätte 1071 gedroht, Herzog Bernhard von Sachsen († 1059) wolle Robert zu Hülfe kommen; und was die Chronologie anbetrifft, so liest man bei ihm: Balduin V. stirbt 1069, 1. September; Balduin VI. regiert drei Jahre und stirbt am 17. Juli 1071 (S. 189); nun vergeht einige Zeit, wo Richilde regiert, bis Robert sie bei Kassel besiegt am 20. Februar 1070! (S. 198.) In dieser Weise ist der ganze Abschnitt über Robert den Friesen behandelt.

gentin an Arnulfs Statt * und erbitterte die deutschen Vläminger im Norden von Flandern, namentlich die Bürger von Brügge und Ypern, durch neue Steuern, während es scheint, daß sie im Süden unter den Wallonen starken Anhang hatte. Robert setzte sich mit den Vlämingern in Verbindung, drang etwa im Winter 1070 in Flandern ein mit seinen wilden Friesen und besetzte das Land bis nach Cassel, ** jener Burg auf einem Hügel, von dem man zweiunddreißig Kirchthürme umliegender Dörfer und bei hellem Wetter selbst die von Laon sieht. Auch Lille öffnete ihm die Thore.

Ein berühmter Held, Wilhelm, Osberns Sohn, Graf von Essex und Hereford, Truchseß von der Normandie und Großschatzmeister von England, der um Richildens Hand warb und sie leidenschaftlich liebte, kam mit Soldaten ihr zu Hülfe. Allein als er einst mit geringer Begleitung nach einer von Richildens Burgen ritt, fiel er in einen Hinterhalt des Friesen und ward erschlagen. ***

Jetzt rief sie den jungen König Philipp von Frankreich herbei, dessen Oheim und Vormund Balduin V. gewesen. Am Fuße der Burg Cassel, bei dem Dorfe Bavinkhoven, kam es zum Treffen, in welchem Robert mit den Vlämingern und Friesen die Schlachtreihe der Wallonen und Franzosen durchbrach, der junge Arnulf verrätherisch von einem seiner Vasallen erschlagen und Philipp mit seinen Grafen und Bischöfen zur Flucht gezwungen ward.

Richilde selbst fiel in die Hände ihrer Feinde; und Robert ward auf der andern Seite von dem Grafen Eustache von Boulogne (Vater Gottfrieds von Bouillon) gefangen und nach St. Omer gebracht; aber die Bürger belagerten das Kastell und zwangen den Befehlshaber desselben, Robert frei zu lassen. „Auch Richilde ward ihrer Haft entlassen, und so der Krieg mit wechselndem Glücke weiter geführt.“ Es scheint, daß sie gegen einander ausgewechselt wurden. †

Sicher ist, daß der Ritter Gerbald, welcher Arnulf erschlug —

* Nimium simplex nennt ihn eine zweifelhafte Nachricht. Die Flandria generosa 19, sagt: mirae probitatis juvenis.

** Castellum.

*** So Wilhelm von Malmesbury.

† Der Bericht der Flandria generosa (um 1170 geschrieben!) ist verworren. Daß Richilde und Robert gegen einander ausgeliefert wurden, erzählt Siegebert.

und zwar auf Anstiften Roberts, wie es heißt — einige Jahre später nach Rom pilgerte und die Hände, welche seinen Herrn erschlagen, dem Pabst Gregor darbot, damit er sie ihm abschlagen ließe. Gregor ließ seinen Oberkoch rufen, übertrug ihm die Exekution und befahl ihm leise, wenn Gerbald zittere, mit dem Beile zuzuhauen; halte er aber still, dann solle er nicht schlagen. Gerbald bewies sich standhaft, und Gregor sprach zu ihm, seine Hände gehörten jetzt dem Herrn; er solle über Clügny nach Hause zurück kehren und thun, was ihm Abt Hugo riethe. Er blieb als Mönch zu Clügny. * —

Herzog Gottfried nun drang im Sommer 1071 in Holland ein und überwand den Friesen — bei Leyden, wie man sagt — in einem mörderischen Treffen, in welchem fast das ganze Heer des Letzteren fiel. Er flüchtete sich nach französisch Flandern, wohin Gottfried um so weniger folgen konnte, da König Philipp wenige Monate nach der Schlacht bei Cassel Robert zu Gnaden angenommen, mit Flandern belehnt und sich sogar mit dessen Stieftochter Bertha vermählt hatte.

Richilde gewann somit nichts, weder durch die anfängliche Hülfe König Philipps, noch durch Gottfrieds glänzenden Sieg, noch selbst dadurch, daß sie Hennegau von Bischof Dietwin von Lüttich zu Lehen nahm. Auch lag Gottfried, wie es scheint, mehr daran, Holland für sich zu erobern, als Richilde zur Herrin von Flandern zu machen. Sie machte Frieden mit Robert; ihr Sohn Balduin behielt Hennegau, und sie selbst ging später in das Kloster Messines, wo sie bis zu ihrem Tode 1086 mit Kasteiungen und Pflege der Kranken zubrachte. Auch eine Pilgerfahrt nach Rom unternahm sie in sehr gefährlicher Zeit (1082).

Diese Geschichten lernt man — abgesehen von dürftigen Notizen bei lothringischen und englischen Chronisten — besonders aus den Aufzeichnungen der Mönche von St. Bertin (in der heutigen Stadt St. Omer) kennen. Hier schrieb zuerst 1120 ein Mönch „Genealogieen der Grafen von Flandern", welche später andere Mönche überarbeitet und mit neuem Stoffe — aus Volksliedern oder auch aus der Phantasie geschöpft — vermehrt haben. Richilde erscheint in diesen späteren Chroniken als eine Tyrannin, blutdürstig

* Chron. Andagin. 24.

wie ein Raubthier, und mit Zauberkünsten begabt, so daß sie z. B. Hagelwetter schafft, um ihre Feinde zu verderben. *

Vielleicht wird es noch gelingen, namentlich mit Hülfe von Schenkungsurkunden u. dgl., mehr Licht in diese düstere Stelle der flandrischen Geschichte zu bringen. **

Robert der Friese lebte bis 1093, ohne an den Kämpfen Theil zu nehmen, welche seit 1076 das Abendland spalteten. Sein schwer beladenes Gewissen trieb ihn 1086, nachdem er noch vorher ein Stift von zwanzig Chorherren in der Peterskirche zu Cassel gegründet, zu einer Pilgerfahrt nach Jerusalem. Auf der Rückreise bewirthete ihn Kaiser Alexius zu Konstantinopel und sprach sicher mit ihm über das Projekt eines allgemeinen Krieges der Christen gegen die Türken. Erst 1091 traf er wieder in Flandern ein. ***

Seit seiner Regierung waren die flandrischen Grafen im Grunde unabhängig. „Ich, von Gottes Gnaden Fürst und Monarch von Flandern“ schreibt sich sein Sohn Robert II. †

Zustand des Reichs im Allgemeinen

LXI.

Traurig war sicher 1071 der Zustand jener Gegenden, wo Roberts und Gottfrieds Kriegsschaaren sich tummelten, und so schrie, Ostern (8. April) 1072 das Volk in Utrecht zu Heinrich über die Leiden, darunter die Armen, Wittwen und Waisen, die Kirchen und Klöster seufzten.

Wenn selbst Kaiser Heinrich weiland Raubnester in Schwaben niederbrennen mußte und Mühe hatte, etwa die Rechte immuner Sprengel vor der Habgier benachbarter Fürsten zu schützen, so konnte das Reich bei den „jugendlichen Anfängen“ seines Sohnes, 1066

* Mittheilung von L. Bethmann. S. dessen treffliche Einleitung zu den geneal. com. Flandriae und zur Flandria generosa in den Monum. Germ. hist. XI.

** In Kluit's hist. crit. com. Holland. I. steht, Robert der Friese hätte 1076 dem König Heinrich zu Köln den Lehnseid geleistet. Ich möchte die Richtigkeit dieser Nachricht bezweifeln. Die Thatsachen, welche die Neueren aus Meyerus abschreiben, bedürfen noch der Bestätigung aus authentischen Quellen, wenn gleich dieser vortreffliche Geschichtschreiber überall das Ansehen, in dem er steht, wohl verdient.

*** Gertrud von Sachsen nennt ihn „mein Herr, der glorreichste Markgraf Robert mit dem Barte, der Jerusalempilger.“

† Miraeus II, lib. 3. cap. 23. „Princeps monarchius.“

und später, nicht wohl ein Bild behaglicher Glückseligkeit bieten. Gewaltsamkeit tobte allenthalben, wie ein wildes Thier, gegen die Schranken des Gesetzes.

Gleich im Sommer 1066 geschah, durch Anno's Nepotismus veranlaßt, eine ruchlose Blutthat, welche Heinrich, damals todtkrank zu Fritzlar, nicht zu hindern vermochte. Am Ostersonntag war Erzbischof Eberhard von Trier, mit dem höchsten Ornat angethan, ziemlich plötzlich gestorben. Eilends suchte Anno seinem Neffen Konrad aus Pfullingen in Schwaben, der in Köln das Amt eines Probstes bekleidete, die hohe Würde zu verschaffen. Heinrich geht auf sein Gesuch ein. Ohne Wissen und Willen des Volkes in Trier erhält Konrad Ring und Stab, und Anno läßt ihn mit großem Pomp und vielen Rittern den Weg in sein eben erworbenes Stift antreten.

Inzwischen ist Trier in Aufruhr, daß das alte Wahlrecht durch Klerus und Volk für nichts geachtet wird. „Und nun ein Probst aus Köln, ohne daß man uns fragt! Sollen die Kölner Gewalt haben über Trier?“ — Während man sich so erbittert und erhitzt, wird am Mittwoch, dem 17. Mai, gegen Abend die Nachricht gebracht, am nächsten Tage werde der designirte Erzbischof einziehen; er werde im Dorfe Bittburg (vier Meilen von Trier) übernachten; Bischof Einhard von Speier sei bei ihm, um ihn im Namen des Königes dem Klerus und Volke vorzustellen und dann einzusetzen. Die Aufregung treibt das Volk zu den frevelhaftesten Entschlüssen. Man zieht die Lärmglocken. Der Vogt, Graf Dietrich, ein heftiger junger Mann, ruft seine Reisigen zusammen. Sie setzen sich zu Pferde und schlagen den Weg nach Bittburg ein.

Mit der Frühdämmerung waren im Dorfe die Knechte der Bischöfe gerade mit Putzen beschäftigt und mit dem Satteln der Pferde, als Dietrich mit seinen Leuten hereinsprengte. Vergebens griffen die Knechte zu den Waffen; sie wurden in die Flucht geschlagen, Pferde und Gepäck eine Beute der Trierer. Ein Theil der Letzteren war gleich anfangs nach der Herberge der Bischöfe geritten. Sie erbrachen die Thür, drangen in das Schlafgemach, wo Einhard und Konrad von dem Getöse schon erwacht waren, und raubten zunächst ihre sämmtliche Habe. Dann ließen sie Einhard, ausgeplündert, wie er

war, laufen; Konrad ward gebunden und unter Lachen und Spotten nach Schloß Urzich geschleppt.

Angstvoll mochte er dort auf Befreiung warten. Aber sein Oheim, der doch später gegen die kölnischen Bürger so schnell ein Heer aufbrachte, that nichts. Und Heinrich war so krank, daß er sich um Reichsgeschäfte nicht kümmern konnte. Vielleicht hielt man auch die Sache nicht für dringend, und so ward Konrad jämmerlich erschlagen, vielleicht an demselben Tage, als Heinrich, eben genesen, zur Feier des Pfingstfestes nach Hersfeld zog.

Am Donnerstag vor Pfingsten (1. Juni) ward er von Dietrich vier Reisigen übergeben; die sollten ihn tödten. Sie führten ihn auf einen benachbarten Hügel, entkleideten ihn bis aufs Hemd, legten ihm eine Binde um die Augen, banden ihm die Hände auf dem Rücken fest — und dann stürzten sie ihn an der steilsten Seite hinunter, um zu versuchen (wie sie sagten), ob Gott ihn gewählt hätte. Aber der Abhang war zerklüftet und mit Gestrüpp bewachsen: der unglückliche Priester blieb daran hängen, verletzt, aber keineswegs todt. Die Mörder waren grausam genug, ihn noch zweimal hinaufzuschleppen und hinunterzustoßen. Endlich schlugen sie ihn mit ihren Schwertern todt, bedeckten die Leiche mit Dornen und Gesträuch und meldeten Dietrich, sein Befehl sei vollstreckt. Fast vierzig Tage lang lag die Leiche den Strahlen der Sommersonne ausgesetzt; aus Furcht vor Dietrich wagte Niemand sie zu beerdigen. Endlich faßten Bauern aus Lonset an der Mosel Muth, hoben bei Nachtzeit den Leichnam auf und begruben ihn vor der Kirche im Dorfe (8. Juli). —

Jetzt kam der fromme Bischof Dietrich von Verdün, Suffragan von Trier, mit einer Schaar von Rittern herbei, um den Todten an einem passenden Ort beizusetzen. Aber es dauerte eine Weile, ehe er entdeckte, wo die Leiche hingeschafft war; denn die Bauern in Lonset läugneten, daß sie dieselbe bestattet, und versicherten, sie wüßten nicht, wo sie geblieben wäre. Zuletzt wagte Einer von ihnen, dem Bischof die Stelle heimlich anzuzeigen. Er ließ den Leichnam ausgraben und nach dem Kloster Tholey schaffen (25. August).

Heinrich soll heftig erzürnt und Willens gewesen sein, ganz Trier zu strafen. Auch Siegfried meldete dem Pabst „den grausamen und unerhörten Mord des designirten Bischofs von Trier, den

die Mörder überfallen, beraubt, umhergeschleppt, endlich jämmerlich umgebracht hätten", und bat ihn, sein Anathem auf das Haupt der Thäter zu schleudern.

Graf Dietrich ward aus dem Reiche verbannt. Er bestieg in Italien ein Schiff, um nach dem heiligen Lande zu fahren, und Niemand hörte mehr von ihm. Man nahm an, das Schiff sei im Meere versunken.

Ein Bruder des Grafen Eberhard von Nellenburg,* Namens Udo, Domherr zu Trier, ein schöner, beredter, ansehnlicher und frommer Mann, wurde Erzbischof. —

„Viele Ritter fallen im Bürgerkrieg! — In Sachsen herrscht Bürgerkrieg! — Franken leidet an innerlichem Zwist!" Das sind die dürftigen und doch sprechenden Berichte der Annalisten. ** Und wenn dann Erzbischof Adalbert kläglich schildert, wie die heidnischen Slawen jenseit der Elbe wider die Christen wüthen, so erläßt Heinrich wohl (Weihnachten 1068) ein Edikt über einen Gottesfrieden, bringt selbst bei strenger Kälte mit einem Heere von Sachsen über die Elbe und die gefrorenen Sumpfniederungen der Havel unter die Lutizier, erschlägt viel Volk, brennt Ortschaften nieder und führt große Schaaren von Gefangenen mit sich fort. *** Allein man schloß nicht Frieden und Versöhnung in Deutschland, wie er befohlen: in seiner nächsten Umgebung geschah wohl eine rasche, blutige That, die er nicht hindern konnte.

„Konrad, ein Schwabe, ward von den Rittern des Königes getödtet, und man sagte, der König hätte es befohlen." So erzählt Abt Ekkehard von Aurach und meint, Heinrich hätte sich dadurch viel Feindschaft erweckt.

Etwas Sicheres erfährt man eigentlich nicht über diese Sache, außer daß Heinrich 1071 eine fromme Stiftung gründete auf Vermittelung des Erzbischof Adalbert, Werners von Straßburg, Hezels

* Nellenburg nicht weit vom Bodensee, nördlich von Konstanz. Graf Eberhard war schon 1066 am Hofe.

** S. Berthold 1066, 1067, 1070.

*** Berthold 1069 . . . viriliter devastat. Siegebert 1069. Annal. Laubiens. 1069.

von Hildesheim und des Grafen Eberhard von Nellenburg „für die Seele unseres getreuen Konrad von Kirchberg." *

Nur der Priester Bruno, damals noch zu Magdeburg, kennt den Fall sehr genau. Konrad befindet sich zu Goslar und erhält vom Könige Befehl, zu ihm nach der Harzburg hinüber zu kommen, „wohin außer den Genossen und Helfershelfern seiner Verbrechen Niemand kommen durfte, der nicht besonders gerufen war." Konrad wirft sich sogleich auf sein Pferd; wie er in den Wald kömmt, sieht er Reisige im Hinterhalt und eilt in eine benachbarte Kirche, obwohl er nicht glaubt, daß es auf ihn abgesehen ist. Nun geht ihm der Führer des Hinterhaltes, Burkhard, Burggraf von Meißen, nach, fordert ihn auf, nur getrost seinen Weg fortzusetzen, es solle ihm nichts geschehen; — Konrad traut nicht, geht aber doch mit, wird an einen abgelegenen Ort geführt und ermordet. „Nie hat Jemand erfahren, weßhalb er getödtet worden." Nur sagte man, aus Eifersucht hätte ihn der König umbringen lassen.

„Heinrich — fährt Bruno fort — um den Verdacht von sich abzuwälzen, ließ die Mörder durch alle seine Freunde verfolgen, Konrad ehrenvoll begraben und vergoß viele Thränen. Aber Jedermann wußte, daß Konrad auf seinen Befehl erschlagen war."

„Denn — sagte dieser weise Thebaner an einem andern Orte — er war gegen Freund und Feind gleich grausam; nur wüthete er zuerst gegen seine Freunde, so daß seine Feinde daran ersahen, was ihnen bevorstand." **

Der hersfelder Mönch war selbst Zeuge des tiefen Schmerzes, womit Heinrich seinen Freund, den Ritter Leopold von Mersburg,*** im August 1071 im Kloster Hersfeld bestattete. —

Es ist der Mühe werth, diese Umgebung des Königs näher ins Auge zu fassen. Denn die sächsischen Fürsten klagten 1073 hauptsächlich gegen die Räthe des Königes, und wenn man sie hört, so sollte man denken, die Habsucht dieser Räthe hätte den Sachsenkrieg

* Leuckfeld: antiquit. Poeldens. — Cf. Ekkehard von Aurach 1057. — Bruno Kap. 11.

** Kap. 55. cf. Kap. 10.

*** Mersburg am Bodensee.

veranlaßt. „Seit unser Herr, der König, ins Jünglingsalter trat und selbständig ward“ — heißt es in ihrem Manifest vom Jahr 1075 — „seit er den Rath seiner Fürsten verwarf und sich der Leitung derer anvertraute, die das Recht nicht achten,* suchte er uns ungebührlich zu bedrücken, unserer Güter zu berauben und dieselben seinen Vertrauten zu geben, aus keinem andern Grunde, als weil Jene wenig oder nichts besaßen und sahen, daß unser Land höchst fruchtbar war.“

Von diesen Beschwerden werde ich weiter unten handeln. Folgt man mit Aufmerksamkeit dem Bericht des hersfelder Mönches, so wird man betroffen, was die Rebellen eigentlich meinen mochten. Auch er legt dem Burggrafen Meginfried von Magdeburg in jener Standrede, die er 1073 als Gesandter der sächsischen Fürsten zu Goslar an den König gehalten haben soll, die Worte in den Mund: „er möchte die höchst niedrigen Menschen,** durch deren Rathschläge er sich und das Reich zu Grunde gerichtet, vom Hof jagen und die Reichsgeschäfte den Fürsten übergeben, wie es sich gebührte.“

Jene Rede hat der gute Mönch sich freilich zum größten Theile erdacht.

Seit dem Fürstentage zu Tribur finden wir zunächst als Räthe und gleichsam erste Minister Heinrichs Anno, Siegfried, vor Allen Herrmann von Bamberg, von dem Heinrich 1069 ausdrücklich selbst sagt, daß er auf den Rath der Fürsten zu dieser Stellung berufen sei, und welcher noch 1071 und wiederum 1074 in derselben erscheint. Seit 1069 gewann Adalbert seinen Einfluß zum Theil wieder, jedoch erzählt der hersfelder Mönch, daß Heinrich 1071 besonders den Rathschlägen des Grafen Eberhard von Nellenburg folgte, „eines sehr weisen Mannes.“ Auch Anno erblicken wir in höchst kritischen Zeiten am Hof und im Sommer 1072 war er eine Zeit lang allein Regent des Reiches.

Im Sommer 1073 (berichtet der Mönch) waren es die Bischöfe Eppo von Zeiz und Benno von Osnabrück, „nach deren Rath Heinrich sowohl vor als nach dem Ausbruch der Unruhen Alles that.“

* Qui nec aequum, nec bonum considerant. Bruno Kap. 42.

** „Vilissimi homines.“ Bruno nennt Kap. 102. die Nellenburger principes nobilissimi.

Von Eppo wissen wir wenig; er kommandirte 1061 die Baiern zugleich mit Wilhelm von Orlamünde auf dem Zuge nach Ungarn, ward oft in Staatsgeschäften gebraucht, und es steht fest, daß er zu allen Zeiten, auch 1076, wo der Abfall ungefährlich und selbst gewinnbringend schien, bei dem Könige ausharrte; desto genauere Kunde aber haben wir, daß es im ganzen Reiche kaum einen zweiten Mann gab, der so wacker, klug, geschickt und treu gewesen, wie Benno von Osnabrück.

Wiederum spricht der hersfelder Mönch, da er erzählt, daß Probst Robert aus Goslar Bischof von Bamberg geworden (30. November 1075): „Das war ein Mann vom schlechtesten Rufe beim Volk; denn er war immer der vertrauteste Rath des Königs gewesen, und man sagte, er sei der Hauptanstifter von Allem, was der König Schlechtes wider die königliche Majestät begangen."

Nun verdiente aber Robert vollkommen, daß ihn Heinrich nicht nur zum Pathen eines seiner Kinder machte (wahrscheinlich des jüngsten), sondern ihn auch wohl mit den Worten ehrte: „So wichtige Geschäfte können nicht von Statten gehen ohne deine große Weisheit, trefflichen Rath und Treue, *, die uns bisher so oft in Noth und Streit zur Seite gewesen." Einen würdigen Mann nennt ihn Dietrich von Verdün, und ein Geistlicher in Bamberg schrieb ihm das Epitaph:

Trost und Stütze der Armen, der Welt Zier, Blume des Klerus,
Auch dein Fleisch und Gebein löset zu Asche sich auf. **

Wer waren endlich jene Räthe, die das Recht nicht achteten?

Es waren die jungen schwäbischen Ritter, welche am Hofe Dienste thaten, zum Theil mit Heinrich aufgewachsen, einst seine Spielgenossen, später seine Freunde und Vertrauten: vornehmlich die Söhne des Grafen Eberhard, die Brüder Berthold und Leopold von Mersburg, vielleicht schon Friedrich von Hohenstaufen, vor Allen aber Ulrich von Godesheim. Ob Burkhard, der Burggraf von Meißen, welcher ebenfalls hierher gehört, ein Schwabe gewesen, möchte zweifelhaft sein. Jener Graf Werner, welcher 1063 und 64 oft genannt wird,

* Maxima sapientia, consilium egregium et fides. Cod. Ud. 191.
** Cod. Ud. 13.

war im Januar 1066, als er Heinrich zum Fürstentage in Tribur begleitete, erschlagen worden. Er hatte sich in Ingelheim einquartirt; seine Reisigen nahmen im Dorfe die Bedürfnisse für sich und die Pferde mit Gewalt, wie üblich; die Bauern widersetzten sich, Werner wollte seinen Leuten beistehen und erhielt von einem der Bauern einen Schlag mit der Keule über den Kopf, woran er bald starb.

„Den Stamm der Schwaben (spricht der hersfelder Mönch) liebte der König besonders, und Viele von ihnen, die von niedriger oder gar keiner Herkunft waren, * hatte er zu den Ersten am Hof erhoben; nach ihrem Wink wurden alle Reichsgeschäfte abgemacht."

„Er vernachlässigte die Fürsten, hatte beständig nur Schwaben um sich und bestimmte diese zu seinen geheimen Räthen und Ministern." **

So hätten, nach des Mönches Darstellung, die Sachen etwa im Juni 1073 gestanden; aber sein Bericht leidet hier wiederum an jener nachlässigen Uebertreibung, die ihm eigenthümlich ist. Er erzählt fast in demselben Athem, nach dem Rath der Bischöfe Eppo und Benno wäre Heinrich damals in allen Stücken verfahren. —

Der Mönch kommt auf diese Ritter später an einer merkwürdigen Stelle zurück, wo ihm Heinrichs Heldenkraft wider Willen einen Ausruf der Bewunderung entlockt. Er hat dieselbe vielleicht damals geschrieben, als der König der Rebellen gefallen und Heinrich nach Rom aufgebrochen war, um den Pabst zu vertreiben.

„Jener Mensch (spricht er), im Purpur geboren und erzogen, bewies, wie es ihm bei so hohen Ahnen, so hohen Würden und Titeln zukam, in allem Unglück stets königlichen Sinn und wollte lieber sterben, als besiegt werden. *** Er hielt es für schimpflich, eine Beleidigung nicht zu rächen; er hatte Leute um sich, von niedriger Herkunft, aber höchst klug und tapfer, † welche sprachen, wie es ihm gefiel, sein krankes Gemüth, welches schon von selbst zu Zorn und

* Obscuris et paene nullis majoribus orti. Lamb. 1073.

** Auricularii a secretis, procuratores tam familiarium, quam publicorum negotiorum.

*** Lamb. 1076. Verum ille homo, in imperio natus et nutritus, ut tantos natales, tantos prosapiae fasces ac titulos decebat, regium in omnibus semper adversis animum gerebat, mori quam vinci malebat.

† Mediocri loco nati, sed consilio ac manu promptissimi.

Verwegenheit neigte, zu allen möglichen Dingen * erhitzten, und damit sie ihm unentbehrlich wären, das Reich ewig in Unruhe zu erhalten suchten. Diesen Rathgebern folgte er, wollte von den Fürsten nichts wissen, sondern vielmehr ihre Autorität ganz unterdrücken und vernichten."

Das Gespräch dieser jungen Ritter, wenn sie etwa mit Heinrich auf den Rundreisen durch das Reich, oder am Kamin in der Pfalz zu Goslar, oder auf Jagden in den Harzbergen über öffentliche Verhältnisse sich unterhalten mochten, hat ohne Zweifel auf den König eingewirkt. Einer von ihnen, Leopold von Mersburg, trägt mit die Schuld an einem der größten Fehler, die Heinrich während seiner Regierung beging.

Hauptsächlich erregten indessen die Vortheile, die sie aus ihrer Stellung zogen, den Neid der Großen. Heinrich bedachte sie mit Lehen, sorgte dafür, daß sie von den Aebten Klostergüter erhielten, und suchte ihnen reiche Erbinnen zu Frauen zu verschaffen. **

„Er wollte — er suchte — er beabsichtigte uns unsere Besitzungen zu entreißen, um sie den Leuten bei Hofe zu geben!" klagten 1073 die sächsischen Rebellen.

Bis zum Jahre 1070 freilich waren keineswegs ausschließlich oder vorherrschend schwäbische Ritter am Hof: wir erblicken bis dahin als Heinrichs Günstlinge auch die Freunde und Waffenbrüder des gewaltigen Otto von Nordheim, und in dieser Zeit erscheint sein Thron wie auf unerschütterlichen Grundvesten errichtet. Traurig, daß tückischer Verrath, Neid und Unbesonnenheit ihn so bald unterhöhlen sollten!

Noch 1069 unterdrückte Heinrich einen Aufstand in Thüringen gleichsam mit spielender Hand. Der bejahrte Dedo, seit Kaiser Konrad Markgraf von der Lausitz, *** hatte im Jahre 1069 Adele von Brabant geheirathet, Tochter des Grafen Lambert von Löwen

* Zu allen möglichen Dingen! Solche vage Allgemeinheiten verleiden nur zu oft die Lektüre Lamberts.

** Ekkehard 1068. „Man klagte, der König verheirathete Töchter vornehmer Leute an niedrig Geborene."

*** Die Lausitz oder Ostmark erstreckte sich von Quedlinburg bis zur Spree und bestand hauptsächlich aus der heutigen Niederlausitz. Die Oberlausitz war damals der Hauptbestandtheil der Mark Meißen.

und Wittwe seines Stiefsohnes Otto von Orlamünde. Der Letztere hatte, als Markgraf von Meißen, in Thüringen mehrere Reichslehen besessen, welche nach seinem Tode, da er nur drei Töchter hinterließ, an das Reich heimfielen. Dedo, von der stolzen und heftigen Adele beredet, forderte vom Könige die Lehen, auf welche er keinerlei Anspruch erheben konnte, und da Heinrich, der sie vielleicht unter seine Ritter vertheilen wollte, die Forderung abwies, so beschloß der sonst ruhige und bedächtige Markgraf Aufruhr. Ein Schritt, zu dem ihn seine verwegene Gemahlin trieb, der aber ganz unbesonnen war, wenn man nicht annimmt, daß benachbarte Fürsten ihm Hülfe versprachen.* Es war im Sommer 1069; Heinrich verhandelte eben mit den Fürsten über Auflösung seiner Ehe. Er sammelte sogleich ein gewaltiges Heer, rückte in Thüringen ein, nahm die Burgen Beichlingen und Burgscheidungen, und Dedo ergab sich, da er sah, daß Widerstand vergeblich war. Einige Monate ward er gefangen gehalten, verlor einige seiner Güter, darunter Solnitz bei Dessau, aber behielt seine Mark.

In Heinrichs Umgebung erscheinen zu dieser Zeit Siegfried, Anno, Burkhard von Halberstadt, Eppo von Zeiz, Benno von Osnabrück und Otto von Nordheim.**

Vor allen Andern aber zeigte sich Dedo's eigener Sohn, Dedo III., den vielleicht des Vaters neue Heirath und das Wesen der Stiefmutter verdroß, thätig für den König. Er war ein junger Mann von herrlichen Gaben, innig befreundet mit Otto von Nordheim, der ihm als Pfand seiner Zuneigung „das Schwert Attila's" geschenkt hatte, jene Dankesgabe der Königin von Ungarn. Auch Heinrich zeichnete ihn sehr aus. Bald nach jenem Kriegszuge gegen seinen Vater ward er indessen — auf Anstiften der Stiefmutter, wie man sagte — ermordet, an einem Orte und auf eine Weise, die verräth, daß auch fürstliche Pfalzen damals sehr einfach gebaut waren. Es wurden häufig Mordthaten in dieser Weise verübt.***

* Ekkehard 1070. Dedi marchio non sine Saxoniae principum consilio tyrannidem in partes regias orditur.

** S. bei Dronke cod. dipl. Fuld. 764. die Urkunde über den thüringischen Zehenten von 1069, datirt aus Mühlhausen, freilich ohne Datum, aber sicher in jene Zeit zwischen Pfingsten nnd Michaeli gehörig, wo Dedo rebellirte.

*** So starb Herzog Gottfried von Lothringen 1076; auch der blinde Jaromir, Bruder Herzog Ulrichs von Böhmen. S. Kosmas I.

Otto von Nordheims Sturz

LXII.

Wiederum komme ich zu einem Hauptwendepunkte in dieser Geschichte, einem Wendepunkte, so verderbenschwanger, wie es nur eine Folge der That von Kaiserswerd sein konnte. Denn dieser Frevel war ja die Pandorabüchse für Deutschland. Als an jenem Maitage Anno's Kahn mit dem Kinde Kaiser Heinrichs den Rhein dahinfuhr — könnte man denken — stand der böse Genius unseres Vaterlandes am Ufer und rieb triumphirend die Hände:

Unheil, du bist im Zuge!
Nimm, welchen Weg du willst —

Heinrich hätte auf der Welt keine bessere Stütze seines Thrones finden können, als die Zuneigung Otto von Nordheims.

Dieser Fürst war in jeder Weise des großen Ansehens würdig, dessen er in Deutschland genoß: ein tapferer Ritter, ein besonnener Feldherr, ein Schützer des Rechtes, bewies er in seinem ganzen Wesen und Treiben ein Maaß, wie man es unter den Herzögen jener Zeit nur etwa an dem jüngeren Gottfried wahrnimmt. Selbst als Rebell erscheint er achtungswerth.

Leider hatte er sich, wenn auch mit Zögern, bei der Verschwörung 1062 betheiligt; hatte sich später auch Kloster Altaich schenken lassen; doch steuerte er sonst dem Unrecht, welches geschah, nach Kräften: er schützte den Abt von Fulda 1063 und später die Klöster Lorsch und Corvey. Unzweifelhaft hing er treu am Könige bis zu jenem Momente, da ihn eine schmachvolle Intrigue zur Verzweiflung brachte und in das Lager der Feinde Heinrichs trieb. Noch war Heinrich zu unerfahren, um seine Lage zu überschauen; sonst hätte er Otto durch jedes Mittel an sich ketten, ihn nicht von der Seite lassen; er hätte seinen Rathschlägen lauschen, seiner Klugheit, seinem redlichen und ritterlichen Sinne sich und das Reich anvertrauen müssen. Das erkannte der weise und treue Bischof Robert von Bamberg wohl, als er Heinrich 1076 rieth, Otto, der bis dahin das Heer der sächsischen Rebellen geführt, zum Regenten von Sachsen zu erheben.

Um so mehr hätte Heinrich so handeln müssen, da Otto bis 1070 eine ganz isolirte Stellung einnahm, vielleicht gerade, weil

sein Charakter wenig zu dem der meisten übrigen Fürsten stimmte. Traurig genug ist die Rolle, welche wir fast alle deutschen Fürsten dieses Jahrhunderts spielen sehen; aber kaum irgendwo beluden sie sich mit größerer Schmach, jene großen kirchlichen und weltlichen Würdenträger — ein Siegfried, Anno, Herzog Rudolf und Ordulf — als in diesem Jahre 1070, da sie nicht nur keinen Finger rührten, kein Wort sprachen, um Otto zu retten, sondern, wenigstens zum Theil, sich beeilten, ihn völlig zu stürzen.

Von drei Seiten sehen wir Otto hauptsächlich angefeindet: von vielen bösen Menschen, denen seine Macht und sein Ruhm im Wege war, und denen er um des öffentlichen Wohles willen zuwider gehandelt hatte; * von jenen unbesonnenen jungen Rittern in Heinrichs Umgebung, die sein Ansehen bei Hofe nicht gern sahen; ** endlich — und dieß ist das Auffallendste — von seinen Landsleuten, den sächsischen Fürsten. ***

Es waren hessische Edelleute — ein Graf Adalbert mit seinen vier Söhnen, und ein Graf Giso, der das Schloß Hohenlinden in den Bergen zwischen Biedenkopf und Wetter besaß — welche die Intrigue zu Otto's Verderben ersannen. Sie stifteten einen verwegenen Schurken, Namens Egino, einen heruntergekommenen Raubritter, zu einer Klage wider Otto an, indem sie sicher voraussetzten, daß es zu einem gerichtlichen Zweikampfe schwerlich kommen, und jedenfalls Zwietracht zwischen Otto und dem Könige entstehen würde.

Egino beschuldigte also Otto, derselbe habe ihn wiederholt zu bereden gesucht, daß er den König umbrächte. Als Beweis zeigte er ein Schwert vor, welches der Herzog ihm zu jener That geschenkt; erklärte sich auch bereit, in jeder Weise die Wahrheit seiner Aussage

* Lamb. 1070. quos ratione communis commodi aliquando offenderat.

** Ders. 1071 erzählt, daß Leopold von Mersburg besonders bezweckt hätte, Otto vom Hofe zu verdrängen (de palatio ejiciendum).

*** Ders. 1070. Der verdiente Wedekind macht in einer seiner „Noten" dem alten Historiker Schmidt den Vorwurf, er ginge gut kaiserlich über Heinrichs Zusammenkunft mit dem Dänenkönig (1071) stillschweigend hinweg. Er vergißt, daß er selbst in seiner übrigens werthlosen Darstellung des Sachsenkrieges gut sächsisch verschweigt, daß gerade die sächsischen Fürsten Otto verurtheilten.

zu erhärten. „Einige der Getreuen des Königes nahmen ihn in Schutz.“ *

Sobald die Sache ruchbar ward, eilten Otto's Feinde herbei, um den Funken des Argwohns, der in Heinrichs Seele geworfen war, zu nähren.

Er setzte einen Fürstentag zu Mainz an (Juni 1070), und da Otto die Anklage für falsch erklärte, sollte er, „der große Held, mit jenem Menschen kämpfen, den er nie gekannt hatte.“ ** Es ist keineswegs glaublich, daß Heinrich hierbei eigenmächtig verfuhr. Die anwesenden Fürsten werden jenen Spruch gethan haben. Am ersten August sollte Kurie zu Goslar sein, und der Zweikampf dort Statt finden.

Otto, entrüstet über die tückischen Ränke seiner Feinde, war gleichwohl zum Kampf entschlossen, selbst wider jenen Schurken, der, obgleich von ritterlicher Herkunft, so tief unter ihm stand. „Die Fürsten aber (erzählt der hersfelder Mönch) schüttelten die Köpfe, es sei unwürdig, daß ein so edler Mann, der bei Allen den besten Namen hatte, mit jenem Menschen kämpfen sollte, der seinen Adel durch Diebstahl, Raub und Frevel längst verwirkt hätte.“

Um so schmachvoller für sie, wenn diese Nachricht wahr ist. Wenn sie Otto schuldlos glaubten, was hielt sie dann ab, — jene Priester des Höchsten, jene Fürsten, die ja sämmtlich beim Namen des Herrn den Rittereid geschworen — was hielt sie ab, ihr Urtheil freimüthig zu Gunsten des Bedrängten auszusprechen? Und wenn das Aeußerste ihnen drohte, hätten sie nicht um so lauter für das Recht sprechen müssen?

Aber sie stehen da — ein Theil wäscht tugendhaft die Hände — der andere sinnt nach, welcher Vortheil aus der Sache zu ziehen ist. —

Es wird nicht recht klar, was die Katastrophe herbeiführte.

Der hersfelder Mönch berichtet: Otto kam am 1. August mit einer Schaar von Rittern in die Nähe von Goslar und ließ den König bitten, sicher erscheinen und seine Sache führen zu dürfen;

* Ekkeh. 1071.

** Ders. Jedoch berichtet Ekkehard, Otto hätte sich geweigert, gegen Egino zu kämpfen.

dann wäre er bereit, seine Unschuld in der Art darzuthun, wie die Fürsten es für angemessen achten würden.

„Des Königs Antwort war hart: er verspreche ihm weder auf dem Wege nach Goslar, noch während der Untersuchung Frieden und Sicherheit; * er erwarte, daß er sich in Goslar stelle und wenn er schuldlos sei, auf Gott vertrauend mit seinem Ankläger kämpfe; thäte er das nicht, so würde er, der König, ihn für überwiesen halten."

„Da schien es — so fährt der Mönch fort — seinen Freunden nicht sicher, noch würdig, daß er sich dem Zorn des Königes preisgebe, da er nicht einmal sicher erscheinen dürfe, ehe noch seine Schuld erwiesen, was doch allen Angeklagten gestattet sei. So zog er sich, da er Gnade nicht hoffen durfte, auf seine Güter zurück, um lieber in den Waffen sein Heil zu suchen, statt sich wie ein Vieh hinschlachten zu lassen."

Die Kunde des Mönches scheint mir ungenau. Warum hätte Otto überhaupt Sicherheit gefordert, deren er ja nicht bedurfte, so wenig, wie die andern Fürsten, die nach Goslar kamen? Er würde in die Stadt eingezogen sein unter dem Schutze des königlichen Bannes, wie jeder Pilger oder Kaufmann, der im Lande reiste. Er durfte keine Gnade hoffen! Soll das heißen, der König würde ihn haben verbannen oder hinrichten lassen, selbst wenn er Egino überwunden? Waren die Zustände im Reiche danach angethan? Glichen die deutschen Fürsten jenem schimpflich zitternden Senat, von dem Tiberius oder der Schlächter Domitian die Verurtheilung ihrer Opfer forderten?

Es scheint vielmehr (wie Abt Ekkehard von Aurach berichtet), daß Otto schließlich dennoch es unter seiner Würde hielt, mit dem schurkischen Ankläger zu fechten.

„Am folgenden Tage (2. August) ließ der König die sächsischen Fürsten über ihn richten, weil er aus Sachsen stammte, und weil diese ihn am meisten haßten wegen Privatstreitigkeiten. Sie erklärten, er sei des Hochverrathes offen überwiesen, und wenn er gefangen würde, sollte er hingerichtet werden."

* Lamb. 1070. se ei nec in veniendo, nec in causa dicenda pacem aut securitatem polliceri.

Das sind die Worte des hersfelder Mönches. Es ist widerwärtig zu lesen, wie dieser Annalist dieselben sächsischen Fürsten eine kurze Zeit darauf pathetisch gegen Heinrich deklamiren läßt, „er hätte die falsche Anklage und schändliche List eines verbrecherischen Menschen schamlos zu Otto's Verderben gemißbraucht." *

So war Otto seinen Feinden preisgegeben: zunächst ward gegen seine Habe gewüthet. Denn „es ist Gesetz und Völkerrecht — wie Heinrich bei einer späteren Gelegenheit spricht — daß offenkundige Feinde des Königes die offene Verfolgung des ganzen Reiches tragen müssen. Sie haben sich durch ihren Treubruch außerhalb des Gesetzes gestellt und sind ihrer Güter zu berauben." **

Aus bloßer Raubgier fielen sofort einige Ritter in die ihnen zunächst gelegenen Besitzungen Otto's, plünderten, brannten; erschlugen oder verstümmelten die Bauern, welche sich zur Wehr setzten; selbst die Kirchen wurden nicht verschont, die er erbaut hatte.

Heinrich selbst ließ Otto's Verwandte schwören, daß sie ihm nicht helfen würden, oder nahm Geißeln von ihnen, sammelte ein Heer und zerstörte Otto's Schloß Hanstein an der Werra. Schloß Desenburg bei Paderborn, gut verproviantirt und nicht leicht zu erobern, ward von der Besatzung übergeben. Die Güter, welche Otto's Gemahlin, Richinza, Wittwe des Grafen Herrmann von Werla, in Westfalen besaß, wurden von Heinrichs Reisigen in der rohesten Weise verwüstet. Wenn man dem hersfelder Mönch Glauben schenken darf, so wurden nicht nur viele reiche und schöne Dörfer zerstört, sondern auch die Bauernweiber, deren Männer sich in Wälder und Berge geflüchtet hatten, gemißhandelt. „Schuldlose Menschen, auf denen nicht der geringste Verdacht lastete, litten von ihrem eigenen Könige solche Grausamkeiten, daß Barbaren nicht schlimmer hätten hausen können."

Es war dieß die gewöhnliche Weise in welcher bis zum 18. Jahrhundert Kriege geführt wurden.

* Ders. 1074 (Januar): ad quem extinguendum falsa criminatione et pessimo nefarii hominis artificio impudenter abusus sit. Das ist Erfindung des Mönches und höchst charakteristisch für ihn. Selbst Bruno's Darstellung des Gerstunger Friedens (1074) übertrifft die seinige.

** Urkunde Heinrichs vom 30. Okt. 1077 gegen Egbert. Bei Heda hist. ep. Ultraj.

Wo inzwischen Otto verweilte, erfährt man nicht; vielleicht in Süddeutschland bei seinem Schwiegersohn, dem Grafen Welf. Er fiel endlich, um sich zu rächen, mit etwa dreitausend Reisigen in Thüringen ein, verbrannte die reichen Dörfer, welche zum königlichen Fiskus gehörten; führte viel Beute hinweg, bereicherte seine Ritter mit derselben, und „machte sie dadurch treu" — wie die bezeichnenden Worte des Mönches sind. Es steht nicht zu erwarten, daß dieselben, welche meist nur Hoffnung auf Beute zu Otto's Kriegsgenossen gemacht hatte, in des Königs Dörfern barmherziger gehaust haben werden, als Heinrichs Reisige in Otto's Dörfern.

Plündernd kam Otto nach Eschwege an der Werra. Da kamen Einige seiner Bauern zu ihm gelaufen und klagten, daß ihnen nichts gelassen wäre, als das nackte Leben. Otto vertheilte einen Theil seiner Beute unter sie, ermahnte sie zu Geduld und Gottvertrauen und bat sie, für ihn zu beten, da sie nicht für ihn fechten könnten.

Inzwischen griffen thüringische Ritter, welche seit einigen Jahren einen Bund gegen Räuber errichtet hatten, erbittert über Otto's Plünderungszug in ihrem Lande, zu den Waffen, verfolgten ihn in großer Anzahl und griffen ihn am 2. September unfern Eschwege an. Sie hätten mit mehr Sicherheit eine Heerde Bären angreifen können, als das Heer des Geächteten. Beim ersten Anprall geworfen, jagten sie entsetzt davon, Graf Rüdiger von Bielstein (an der Werra), der Haupturheber des Angriffs, lief schneller, denn der Wind. Etwa dreihundert von den Thüringern fielen, von Otto's Leuten blieb Einer todt, zwei waren verwundet.

Otto ließ zum Rückzug blasen, blieb noch bis zum Abend dort, wo er sein Lager aufgeschlagen, und entließ dann die meisten Ritter* seines Heeres in ihre Heimath. Vielleicht hatte er vernommen, daß der König mit seinem Heere aus Westfalen im Anmarsch wäre. Er selbst ging mit einer Schaar, die ihm genügend schien, über den Harz oder das Thal der Leine hinauf nach Sachsen und brachte hier — etwa in der Gegend von Verden, nördlich von der Aller — bis Weihnachten zu, indem er theils vom Plündern (königlicher Domä-

* principes sagt Lambert.

nen), theils von den Gütern seines Freundes, des Billungen Magnus, lebte.

Denn Magnus war mit Otto durch innige Freundschaft verbunden, wie einst der junge Dedo, und es gereicht ihm zur höchsten Ehre, daß er nicht nur im August seinen Vater, den Herzog Ordulf, verließ, um die Gefahren seines geächteten Freundes zu theilen, sondern selbst im folgenden Januar entschlossen war, im letzten verzweifelten Todeskampf an seiner Seite zu fallen.

Heinrich war im September nach Goslar gegangen, um vor Allem diese ihm so theure Stadt gegen einen Angriff Otto's zu schützen. In den Weihnachtstagen waren, wie es scheint, bei ihm versammelt Anno, Adalbert von Bremen, Eppo von Zeiz, Benno von Osnabrück, Adalbert von Worms (der erst neulich Bischof geworden), Heinrich von Speier, Werner von Straßburg, die Herzöge Ordulf von Sachsen, Rudolf von Schwaben und Welf, der Schwiegersohn Otto's. *

Der Mannsstamm des erlauchten, mit den Karolingen so eng verwandten Hauses der Welfen war 1055 ausgestorben mit Welf III., Grafen von Ravensburg und Herzog von Kärnthen. Seine Schwester Kunigunde war an den Markgrafen Azzo II. von Este verheirathet, und aus dieser Ehe entsprang Welf IV., der Stammvater der späteren Welfen. Er war ein Mann von heftiger Gemüthsart, kriegerisch, eigennützig und treulos. Als Erbe der welfischen Stammlande in Schwaben (zwischen dem Bodensee und dem Lech) hatte er Ethelinde, Tochter Otto's von Nordheim, geheirathet.

Anfangs soll er den Schwiegervater 1070 mit Rathschlägen und selbst mit einer Kriegerschaar unterstützt, auch seine Gemahlin von Neuem durch feierlichen Eidschwur seiner standhaften Treue ver-

* Lambert berichtet, Heinrich hätte Weihnachten zu Goslar gefeiert, dort hätte Welf durch Herzog Rudolfs Vermittelung das Herzogthum Baiern erhalten. Nach Weihnachten wäre der König nach Baiern aufgebrochen. — Nun steht bei Lacomblet I., 216 eine Urkunde, in welcher alle oben im Text genannte Bischöfe und Fürsten als Zeugen aufgeführt sind, (subvenientibus nostris fidelibus). Bei Lacomblet ist dieselbe vom 29. Dezember 1072 aus Worms datirt, Die Indiktion weist auf das Jahr 1071; allein da Herzog Ordulf schon im März 1071 gestorben ist, so möchte ich statt „Worms 1071" lieber setzen „Goslar 1070". Am 6. Januar 1071 war Heinrich noch in Goslar. — Uebrigens ist die ganze Urkunde zweifelhaft, wie so viele aus der damaligen Zeit.

sichert haben. * Bald aber schien es ihm vortheilhafter, eine entgegengesetzte Politik zu verfolgen: er entzog Otto seine Hülfe, schickte ihm Ethelinde zurück, und dann verschleuderte er reichliche Geschenke an Geld und Gütern, um an Otto's Statt Herzog von Baiern zu werden — „zum allgemeinen Abscheu", wie der hersfelder Mönch sagt.

Herzog Rudolf scheint diesen Abscheu nicht getheilt zu haben: durch seine Vermittelung erhielt Welf am Weihnachtsfeste 1070 die Herzogsfahne. Und Keiner der anwesenden Fürsten hatte so viel Muth und Ehre, um seine Stimme dawider zu erheben. Wer unter uns vermag es, bei solchen Stellen unserer Geschichte sich eines Gefühles der Scham zu erwehren! Doch ich werde nur zu bald von traurigeren Dingen reden müssen.

Heinrich brach sogleich nach Baiern auf, um die Großen dieses Herzogthums darüber zu beschwichtigen, daß er, ohne sie zu befragen, einen neuen Herzog über sie gesetzt hatte. Sächsischen Fürsten übertrug er die Vertheidigung von Goslar.

Otto hatte nun keine Hoffnung mehr: seine Güter waren verwüstet, sein Herzogthum einem Andern übertragen: er faßte den verzweifelten Entschluß, dem Könige nicht mehr auszuweichen, sondern einen ehrenvollen Tod zu suchen. Mit der kleinen Schaar von Freunden, die ritterlich bei ihm aushielten — darunter auch Magnus — ging er im Januar nach Hessen, befestigte den Hasungenberg (am Habichtswalde zwischen Diemel und Eder, einst St. Heimerads Aufenthalt), verproviantirte sich aus den umliegenden Dörfern und wartete auf den König.

Heinrich bot sofort von allen Seiten Truppen auf, um ihn anzugreifen. Es schien ein Kampf bevorzustehen, wie jener, in welchem vierzig Jahre früher Ernst von Schwaben und Werner von Kyburg erschlagen wurden.

Indessen der weise Graf Eberhard von Nellenburg bedachte, wie blutig ein Sieg über jene grimmigen Geächteten sein würde, begab sich zu Otto und beschwor ihn, von seinem Vorhaben abzustehen: noch sei nicht alle Aussicht auf Gnade dahin; wenn er sich dem Kö-

* **Lamb. 1071. per jusjurandum altera jam vice matrimonio fidem dixerat.**

nige ergäbe, so verspreche er ihm, daß er Gnade finden und Alles zurückerhalten würde, was er durch das Recht des Krieges verloren.

Otto gab seinen Vorstellungen Gehör, und auch Heinrich war eines Krieges müde, den die Fürsten lässig führten, da nichts mehr zu rauben übrig war.

Der hersfelder Mönch sagt freilich, aus Liebe zu Otto hätten die Fürsten sich so lau bewiesen. Indessen die Proben dieser Liebe haben wir in reichlichem Maaße kennen gelernt.

Es ward Friede. Otto erhielt zunächst Frist bis Ostern (24. April), dann bis Pfingsten (12. Juni), um sich feierlich zu unterwerfen, und zwar unter Bedingungen, welche die Fürsten für angemessen achten würden. Er entließ seine Freunde. Einer seiner tüchtigsten Anhänger, ein Graf Retheri, ward auf dem Wege zur Heimath von Widersachern erschlagen.

Am 1. Pfingsttage kamen Otto, Magnus und die andern Edlen, welche im Aufstande gewesen, nach Halberstadt. Sie wurden zunächst einzeln verschiedenen Reichsfürsten in Haft gegeben, um nach einer bestimmten Frist von Neuem vor dem Könige zu erscheinen.

Sehr glänzend war die Feier jenes Pfingstfestes zu Halberstadt. Bischof Burkhard weihte das neue Münster ein, welches er gebaut hatte. In der Prozession am 13. Juni erblickte man eine große Zahl von Fürsten, die Königin, Heinrichs Schwester Adelheid, die Markgräfin Irmengard, und vor Allen Heinrich selbst in vollem Königsornat. Er war außerordentlich heiter und vergnügt.

Im folgenden Jahre, am Pfingstfeste (27. Mai 1072) nahm er in Magdeburg Otto zu Gnaden an; doch verlor derselbe, gleich Dedo früher, einen Theil seiner Güter. Magnus dagegen ward nicht freigegeben.

Der Grund scheint folgender: Magnus hätte nach seines Vaters Tode (28. März 1071) Herzog von Sachsen werden sollen; indessen als Rebell verlor er, gleich Otto, nach dem Spruche der Fürsten, sowohl seine übrigen Güter, als das Anrecht auf die Herzogswürde. Magnus protestirte dagegen, indem er vielleicht einwendete, daß er bei seines Vaters Lebzeiten, da er noch nicht Herzog gewesen, gegen den König gefochten und deßhalb wohl die Güter, die er damals besessen, aber nicht sein Erbrecht verwirkt hätte.

Heinrich verlangte von ihm, daß er Verzicht leisten solle, und da Magnus sich standhaft weigerte und erklärte, lieber sein ganzes Leben hindurch in Haft bleiben, als sich seines Erbrechtes begeben zu wollen, * so ward er auf der Harzburg gefangen gehalten.

Dieß Alles war nun der Anlaß zu unendlichem Unheil. Heinrich hatte unbesonnen, „jugendlich dreinfahrend," wie der hersfelder Mönch schreibt, sich des redlichsten Freundes, der treuesten Stütze beraubt, und die schlimmen Folgen dieses Fehlers stürmten in Kurzem fast überwältigend auf ihn ein. „Das war der Same (ruft Abt Ekkehard aus) aus dem leider der Keim unaufhörlicher Kämpfe und Empörungen aufschoß."

Otto's Freunde fanden einigen Trost und Genugthuung in dem traurigen Ende, welches Egino und seine Anstifter, sowie sein Hauptschützer am Hof nahmen.

Leopold von Mersburg, der vor Allen gegen Otto gesprochen haben sollte, begleitete Heinrich im Juli 1071 nach Mainz, wo jenes Konzil über den designirten Bischof Karl von Konstanz richten sollte. In Kloster Hersfeld bewirthete sie Abt Ruthard. Nach dem Mahle eilten sie zu den Pferden: Leopold sprang in den Sattel; er hatte einen Falken auf der Faust, welcher plötzlich die Schwingen regte, als wollte er zur Jagd auffliegen; der Ritter, indem er auf das Thier achtete, verlor das Gleichgewicht und stürzte von der Seite. Dabei glitt sein Schwert aus der Scheide; er fiel hinein und lebte nicht lange mehr. **

Es war dieß jenes „Schwert Attila's," welches Otto von der Mutter König Salomo's von Ungarn 1063 empfangen und später dem jungen Dedo geschenkt hatte. „Nach dessen Tode kam es an den König" (erzählt der hersfelder Mönch), welcher es an Leopold gab. —

Die Grafen Giso und Adalbert wurden 1073 in Schloß Hohenlinden erschlagen: „in einer Privatfehde" (sagt der Mönch), vielleicht von Anhängern Otto von Nordheims. Egino selbst ward im Sommer 1072, da Anno an der Spitze der Geschäfte stand, wegen Räuberei angeklagt. Anno ließ ihn mit Ketten beladen dem Volke

* So Lambert 1073.
** Lamb. 1071. Bruno Kap. 81.

zeigen, „damit dasselbe sich an des Königes Strenge labe.“ Im folgenden Jahre ergriffen ihn Bauern, wie es scheint,* in irgend einer Raubspelunke und blendeten ihn. So konnte er sein gewohntes Handwerk nicht weiter betreiben, sondern mußte von Thür zu Thür betteln.

Jene sächsischen Fürsten dagegen, die Otto zu Goslar verurtheilt hatten, versöhnten sich mit ihm. Bald sollte er an ihrer Spitze im Felde stehen wider den König.

Adalberts letzte Jahre

LXIII.

„Andere meinten, Adalbert sei schuld,“ spricht Abt Ekkehard, wo er von den Klagen über Heinrich berichtet.

Seit 1069 kam derselbe wieder an den „unseligen“ Hof, und da er nun leise auftrat und sich hütete, durch unbesonnenes Schwätzen und aufgeblasenes Wesen die andern Fürsten aufzubringen, so war der Einfluß, den er durch vertraute Rathschläge übte, um so mächtiger.

Otto's Aufstand und Magnus' Betheiligung dabei verschafften ihm jene großen Grundstücke wieder, welche er dem Letzteren vor einigen Jahren hatte zu Lehen geben müssen. Er nahm nun die alten Pläne wieder auf, vor Allem wollte er endlich das hamburger Patriarchat begründen. Mit Rücksicht hierauf veranstaltete er 1071,** vielleicht zu Anfang des Juli, zu Bardewik (bei Lüneburg) eine Zusammenkunft Heinrichs mit Swen, dem Könige von Dänemark, wie er vor Jahren eine ähnliche zwischen Swen und dem verstorbenen Kaiser bewerkstelligt hatte.*** Der Däne wird Heinrich dort den Eid der Treue geleistet haben, wie er es einst dem Kaiser gethan.

Aber die sächsischen Fürsten verbreiteten später über diese Zusammenkunft Gerüchte, die in den aufgeregten Zeiten, welche bald folgten, leicht in Umlauf kamen und Glauben fanden: die beiden Könige hätten sich gegen die Sachsen verbündet, welche Heinrich ja sämmtlich mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte; wenn Letzterer

* provinciales. Lamb. 1073.

** Ich setze diese Zusammenkunft etwa zwischen die Pfingstfeier zu Halberstadt und das Konzil in Mainz (Aug. 1071). Adam von Bremen verlegt es in das Jahr 1070, doch ist seine Chronologie sehr verworren. S. III., 59.

*** Adam III., 17.

mit dem übrigen Reichsheere von Süden her über die Sachsen her fiele, würde Swen mit den Dänen über die Elbe bringen.

Auch um Lorsch und Corvey quälte Adalbert den König, welcher ihn gebeten haben soll, doch lieber andere, doppelt so große Güter zu wählen; und da der Erzbischof ausdrücklich nur jene Klöster zu besitzen wünschte, so hielt ihn Heinrich mit Vertröstungen hin.

Daß er auf Magnus' Schicksal und die Politik Heinrichs, welche mit der Gefangenschaft des Sachsenherzogs vielleicht in Verbindung stand, durch seine Rathschläge eingewirkt, ist mir unwahrscheinlich, weil er mehr denn zwei Monate eher starb, als das endgültige Urtheil über Otto und seine Freunde gesprochen ward.

Dagegen ist er es vielleicht gewesen, der dem Könige rieth, durch den Bau von Burgen am Harz sich für Norddeutschland eine feste Stellung zu sichern, an welcher Empörungsversuche der unruhigen sächsischen Großen scheitern müßten. *

Im Uebrigen war sein Wesen ebenso unleidlich, wie früher. Um 1069 etwa hatte ihn sein Bruder, der Pfalzgraf Friedrich, in Lesum besucht, um ihm den Kopf zurecht zu setzen; allein er richtete nichts aus und ging heim mit Klagen über jene Schmarotzer, die den Erzbischof in's Verderben stürzten.

Seit jenem Jahre 1069 war er krank, und Todesvorzeichen traten häufig ein. Die Arzneien machten ihn nur kränker; oft litt er an Ohnmachten; auch verhehlten ihm die Aerzte seinen Zustand nicht. Aber seine Schmarotzer prophezeiten, er würde leben, bis er seine Feinde zum Schemel seiner Füße gemacht, und auf diese Krankheit würde Gesundheit und Glück folgen.

Trotz seiner Schwäche mochte er nicht vom Könige weichen, noch sich den Staatsgeschäften entziehen: in einer Sänfte ließ er sich vom Rhein nach der Donau und von dort nach Sachsen tragen; auch klagte er nie, wollte selbst bei den heftigsten Schmerzen nicht gepflegt sein und legte sich erst drei Tage vor seinem Ende. Im März 1072 ergriff ihn in Goslar die Ruhr: aber er besorgte nach wie vor Staatsgeschäfte, obwohl die Krankheit seine Kräfte völlig verzehrte.

* Ders. III., 36. Er scheint anzunehmen, daß der Burgenbau schon 1065 begann.

In dieser Zeit kamen Erzbischof Wezel und andere Bischöfe* nach Goslar und wünschten, mit Adalbert über Sachen zu verhandeln, die nicht näher bezeichnet werden. „Aber ich weiß nicht, wodurch gereizt (sagt Adam), ließ er sie draußen stehen und sagte, seine Krankheit wäre so unleidlich, daß er sich vor Niemand sehen lassen könnte.“

Dieß ist sicher die ächte, ursprüngliche Form jener tragischen Geschichte, in welcher der Priester Bruno berichtet, daß die Mißachtung, mit der König Heinrich die sächsischen Fürsten einst in Goslar behandelt, der Anstoß zum ganzen Sachsenkriege gewesen wäre.**

In Bremen inzwischen sahen die Priester bedeutungsvolle Vorzeichen: Kruzifixe waren feucht von Thränen; Hunde und Schweine liefen in die Kirchen und waren kaum vom Altar fern zu halten; vor der Stadt kämpften Wölfe und Eulen wider einander.

Endlich kam der Tag der Auflösung. Die Aerzte mochten ihm nicht sagen, wie nahe sein Ende bevorstände; nur Notbald, der Hauptprophet in seiner Umgebung, versprach Besserung. So lag er, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend.

Man erzählte in Bremen, bald, es seien nur wenige Zeugen bei seinem Verscheiden zugegen gewesen, denen er jammernd in der letzten Stunde gesagt, er hätte vergebens gelebt; bald erzählte man, seine Umgebung hätte ihn verlassen gehabt, um zu Tische zu gehen, als der Todeskampf eingetreten wäre; und allein wäre er gestorben.

„So liegst du denn allein (spricht Adam), von den Deinen verlassen, in der hohen Pfalz! Wo sind nun deine Aerzte, Schmeichler und Heuchler? Sie waren deine Tischgenossen und weichen von dir am Tage der Prüfung.“

Und er vergißt alle Beschwerden, die er über seinen Erzbischof noch eben geäußert, und bricht in die Worte aus: „Nur die Armen, die Wittwen, Waisen und Pilger klagen bei deinem Tode. Auch wir können sagen, daß Niemand dir zu vergleichen war in der Milde gegen Pilger, in der Auszeichnung der Geistlichen.“

Adalbert starb am 16. März 1072.

* et fratrum alii. Ad. III., 63.

** Bruno. 23.

Er hatte vergebens gelebt: seine Pläne und Träume waren in nichts zerronnen; Bremen war durch ihn arm geworden, Hamburg durch die Wenden niedergebrannt, — „sie sind uns jetzt überlegen (schreibt Adam etwa 1075); Gott hat sie uns zur Geißel gesetzt" — die Fundamente des nordischen Patriarchats, welche er mit allzu hastiger Hand gelegt, zerfallen und zertrümmert.

Immerhin aber ein merkwürdiger Mann, und von großer Bedeutung in unserer Geschichte, — freilich weniger durch das, was er gethan, als durch das, was er unterlassen; weniger durch Gutes, das er geleistet, als durch Fehler, die er begangen hat.

LXIV.

Anno — so erzählt der hersfelder Mönch — nahm im Sommer 1072, * nachdem er mehrere Monate erster Minister des Königs gewesen, Urlaub, indem er sein Alter vorschützte, welches ihn untauglich mache zur mühevollen Reichsverwaltung. „Der König stimmte leicht bei; denn längst hatte er bemerkt, daß Jener an seinen bösen Leidenschaften und jugendlichem Leichtsinn Anstoß nahm, und denselben auch zu steuern suchte, soweit es mit der königlichen Majestät vereinbar war. Als er fort war, ergab sich der König allen möglichen Schandthaten, ohne jeden Zügel der Scham und Mäßigung."

Die Bischöfe Benno und Eppo waren um Heinrich: auf jene Worte des Mönches ist wenig oder nichts zu geben.

Vielleicht wußte Anno von den Stürmen, die sich in Sachsen und auch in Süddeutschland wider Heinrich vorbereiteten, und zog sich daher bei Zeiten zurück. Er bewies ja noch 1071 in Lüttich bei dem Lärm um Malmedy dem Könige gegenüber so viel Zähigkeit und wußte ihm so sehr zu imponiren: sollte er dieß 1072 nicht mehr vermocht haben?

Daß er von da ab bis zum Tode (im Dezember 1075) in seinem Kloster Siegburg geblieben; den Rest seines Lebens mit Wachen und Fasten, mit Gebet und Almosen zugebracht, und nur in der größten Noth von dort gewichen wäre — wie der hersfelder Mönch

* Lamb. 1075.: ungefähr ein Jahr vor dem Ausbruche des Sachsenkrieges.

will — verhält sich keineswegs so, wie der Mönch aus seinen eigenen Annalen hätte ersehen können.

Bei der Rebellion betheiligte er sich, so weit es seine Sicherheit zuließ. Dennoch gerieth er, durch die kölnischen Bürger und seine eigenen Diener angeklagt, in die größte Noth, in der er den Beistand der heil. Kunibert, Klemens und Ewald anrief und durch solche Hülfe kaum gerettet wurde. *

Gegen Ende des Juli 1072 sehen wir ihn noch auf dem Fürstentage zu Worms, wo er sich für die Treue Herzog Rudolfs verbürgt.

Ein Blick nach dem Süden Deutschlands zeigt mehr, als alles Andere, welch ungeheuren Fehler Heinrich beging, als er auf die Einflüsterungen der Feinde Otto von Nordheims hörte. Die Verhältnisse waren dort — zum gänzlichen Nachtheil der königlichen Gewalt — vollkommen umgewandelt.

Bis 1070 hatte Heinrich von den süddeutschen Herzögen nichts zu fürchten: Herzog Berthold harmonirte sicher wenig mit Rudolf von Schwaben; sicher hegte er gegen diesen Fürsten selbst bittern Groll, da er ihn durch den Raub der Prinzessin Mathilde um das schöne Schwaben gebracht und genöthigt hatte, fern im Südost jene rohen kärnthischen Slawen an der Mur und Drau zu beherrschen. Und hätten sie dennoch sich verbündet und schlimme Pläne geschmiedet, so wäre ihre Macht durch Baiern, wie durch einen Keil, zerspalten worden: die Baiern hingen treu am Könige, und ihr Herzog Otto war kein Freund Herzog Rudolfs; man sieht dieß an der Eile, mit welcher der Letztere Welf an Otto's Stelle zu setzen suchte.

Seit 1071 hat Rudolf an Herzog Welf einen Freund, der zwar kein Muster von Rittertreue, aber dennoch zu Verrath und Aufruhr ein passender Genosse ist. Und als wäre damit noch nicht genug geschehen, sorgen seit 1073 Leute bei Hof (wie es scheint) selbst dafür, daß auch Berthold, ein Mann von hoher Geisteskraft, ** vornehmlich von großer Beredsamkeit, sich an Welf und Rudolf an-

* Lacomblet I., 218.

** Ekkehard 1057: omnia consiliorum machinamenta, quibus satis pollebat.

schließt, und so dort im Süden die drei ersten Gewalthaber einmüthig bereit sein werden, bei Gelegenheit vom Könige abzufallen, während im Norden die Fürsten argwöhnisch den Bau der Harzburgen betrachten, und Otto von Nordheim, bisher der Hort des Reiches, auf Mittel sinnt, seinen getreuen Magnus aus der Haft zu befreien.

Doch möchte ich die Nachricht des Hersfelder Mönches bezweifeln, daß Berthold schon 1072 zu Bamberg, ohne vorgeladen zu sein, seines Herzogthums entsetzt wäre. * Erst 1077, da er den Gegenkönig mit gewählt hatte und schützte, erblicken wir den Grafen Markwart von Eppenstein (in Steyermark), Heinrichs Verwandten, als seinen Nachfolger. **

So mächtig und unheilvoll waren die Folgen jener tückischen Klage wider Otto von Nordheim. Noch 1069 war der Zustand des Reiches für Heinrich so günstig: der Süden, Osten und Westen ohne jeden Keim der Rebellion; im Norden wird Dedo im ersten Anlauf niedergerannt. Im Jahre 1070 wird Otto gestürzt: Heinrich ahnt nicht, daß er den Eckstein seines Gebäudes in Trümmer schlagen läßt! — Und seit 1071 haben die Ungetreuen Macht an den entscheidenden Stellen.

Heinrich wußte leider wiederum — seiner Erziehung gemäß — nicht, was er that. Es war das Werk der Verschwornen von Kaiserswerd, daß er in der bittersten der Schulen lernen mußte: erst durch die Folgen seiner Fehler ward er besonnen und ein Mann.

Ueber Rudolf von Schwaben selbst sind die Urtheile der Zeitgenossen natürlich sehr verschieden. Die Feinde des Königes sprechen nur mit dem höchsten Lobe von ihm, und es ist ganz sicher, daß er im höheren Alter, in den letzten drei Jahren seines Lebens, als Gegenkönig in Sachsen sich nicht nur tapfer bewies, sondern auch für gute

* Lamb. 1073. Die Darstellung ist konfus: Heinrich setzt Berthold ab, welches ohne allen Lärm vor sich geht, wie wenn er ihm eine seidene Schnur geschickt hätte. Sechs Monate darauf ist Berthold „zufällig“ am Hof, „um irgend eine Privatsache, ich weiß nicht welche,“ zu verhandeln. Bei dieser Gelegenheit — ebenfalls beiläufig, wie es scheint — betheuert ihm Heinrich, daß er keinem Andern sein Herzogthum gegeben; er solle sein Recht nicht verlieren u. s. w. Berthold weiß wohl, daß dieß Verstellung ist, aber nimmt die Satisfaktion an.

** Cas. S. Galli. contin. II., 7.

Rechtspflege sorgte: er konnte freilich nicht anders handeln, sonst war er verloren.

Selbst Bischof Otbert von Lüttich, der indessen Rudolf wohl nie gesehen, bricht in die Worte aus: „Habgier, verderbliche Pest, welche die Tugend selbst zum Laster herabzieht! Dieser Rudolf, ein trefflicher Herzog, ein Mann von großem Lobe und Ansehen im ganzen Reich, der Wahrheit und Recht übte, bewährt in allen Tugenden, — der, von Habgier getrieben, bricht seine Treue und giebt seine Ehre preis!"

Desto heftiger wird er getadelt in dem Manifest Bischof Dietrichs von Verdün, eines Mannes, der ihn lange Zeit hat beobachten können: „Unverbesserlich schlecht, ein Deserteur, ein Verräther, — so haben wir ihn mit unsern Augen gesehen, mit unsern Ohren gehört. Drei Frauen, die ihm feierlich vermählt waren, hatte er zu gleicher Zeit. Wir kennen sie und können ihre Namen nennen."

Rudolf war ohne Zweifel habsüchtig, ehrgeizig und treulos. Man kann sich selbst des Gedankens nicht erwehren, daß er gleich nach Kaiser Heinrichs Tode und noch später die Krone des Reiches im Auge hatte, die ja vakant war, wenn der einzige Sohn des Kaisers starb. Es scheint, daß er mit aller Macht danach strebte, mit dem Königshause verwandt zu werden: er vermählte sich erst mit einer Schwester des Königs, die er noch als Kind raubte, und nachher mit einer Schwester der Königin, Namens Adelheid. Es scheint verdächtig, daß er 1073 dem Pabst Gregor devote Briefe sendet, gleichsam, als wolle er Frieden stiften zwischen Gregor und Heinrich. Seit diesem Jahre rückt die Krone ihm allmälig näher: endlich 1077 wird er König der Rebellen, indem er mit Jammern dem Pabst schreibt, er sei nicht schuld, die Fürsten hätten ihn gezwungen; und behauptet so einige Jahre jene Würde, in der traurigsten Weise, unter tausend Bitternissen, von seinen nächsten Verwandten, selbst von Fürsten seiner Partei verlassen.

Seit 1072 soll Heinrich großes Mißtrauen gegen ihn gehegt haben. Man sollte fast denken, es hätte damals eine Zahl von Rittern — gleich jenen Grafen Giso und Adalbert — sich die Aufgabe gestellt, durch Bosheit und Ränke jeder Art Zwietracht zwischen dem

König und den mächtigsten Reichsfürsten zu säen. Möglich, daß solche Ritter in Heinrichs nächster Umgebung waren.

„Rudolf — so erzählt der hersfelder Mönch — war von seinen Feinden beim Könige angeklagt, er führe Böses im Schilde gegen König und Reich, weßhalb er oft an den Hof geladen wurde, um sich zu rechtfertigen. Er wußte sich schuldlos, aber das Beispiel Otto's und Anderer, die der König ungesetzlich verurtheilt hatte, * schreckte ihn und so wollte er sich nicht unbesonnen in Gefahr stürzen.“

Er rief die Kaiserin Agnes, einst seine Schwiegermutter, aus Rom zu Hülfe, und sie verließ Italien mit vielen Aebten und Mönchen — darunter Heinrichs Pathe, der berühmte Abt Hugo von Clügny — zum großen Schmerze Peter Damiani's, falls jener Brief damals geschrieben ist. „Rom trauert, St. Peters Kirche jammert, ganz Italien trägt Leid. Warum habe ich in Eure Abreise gewilligt? Warum nicht Euer Pferd aufgehalten?“ Er sollte sie nicht wiedersehen: er starb im Februar 1072.

Am 25. Juli traf sie mit Heinrich in Worms zusammen und „nahm jeden Verdacht von Rudolf hinweg;“ die Erzbischöfe von Köln und Mainz gaben ihr Wort für ihn. Dann zog sie sogleich von dannen, „also daß man wohl sah, daß sie nicht aus fleischlicher Liebe zu ihrem Sohne, sondern für das Gemeinwohl diese Sache übernommen hatte.“

Gleichwohl (so erzählt der Mönch) blieb die Spannung zwischen Heinrich und dem Herzog, selbst noch 1073, wo der König am Palmsonntag zu Eichstädt ihn „und Andere, die gefährlicher Umtriebe beschuldigt waren, zu Gnaden annahm.“

Herzog Gerhard von Oberlothringen war im Jahre 1070 gestorben; sein Sohn Dietrich folgte, ein wackerer Mann, doch erfährt man fast so wenig von ihm, wie von seinem Vater. Beide hielten sich still: Dietrich blieb dem Könige sein Leben lang treu, ohne sich gerade für ihn in Gefahren zu stürzen. Er bot sich 1079 dem Pabst an als Vermittler zwischen ihm und dem Könige, worauf Gregor meinte, der Herzog sei ihm zu wenig bekannt.“ **

* Lambert erzählt selbst, daß Otto durch einen Spruch der Fürsten, nicht des Königs, verurtheilt wurde.

** Brief vom 3. März 1079 an Mathilde (Reg. VI. 22.): ille enim non est adeo notus nobis.

In Niederlothringen war Herzog Gottfried der Bärtige schon am 24. Dezember 1069 gestorben. Krank hatte er sich aus Italien nach Bouillon schaffen lassen; da ließ er den frommen Abt Dietrich von St. Hubert rufen, und als derselbe in das Zimmer trat und den mächtigen Fürsten in Todesschwäche erblickte, sprach er: „Den Stolzen hast du zu Boden geworfen, wie einen Verwundeten." Gottfried erwiederte: „Lieber Vater, nichts kann wahrer sein." Bitterlich weinend beichtete er und überreichte dann dem Abt seufzend sein Schwert, zum Zeichen, daß er dem weltlichen Dienste entsage. Die Umstehenden vergossen Thränen, wie sie ihn so demüthig sahen, den berühmten Patrizier von Rom, * Burggrafen von Ankona, Markgrafen von Pisa, Herrn von Toskana, Grafen von Verdün und Herzog von Niederlothringen, den gewaltigen Gegner des Kaiser Heinrich. Er ließ sich aus der Burg über die Brücke tragen nach der St. Peterskirche, die jenseit des Semoy lag, nahm ein elfenbeinernes Kästchen des Markgrafen Bonifazius, voll köstlicher Reliquien, und sprach, als er sich vor dem Altar befand, durch einen Spruch des Pabstes Alexander sei er von der Markgräfin Beatrix getrennt; er habe nun gelobt, von ihren gemeinschaftlichen Besitzungen ein Kloster zu gründen, sei aber zu krank, um dieß Alles anzuordnen; er bäte den Abt die Sache zu übernehmen.

Diese Besitzungen waren aber Lehen und in den Händen von Rittern, welche entrüstet über die Anordnungen des kranken Herzogs murrten; auch an den Mienen des jüngeren Gottfried nahm der Abt wahr, daß derselbe unzufrieden sei, und sprach die Bitte aus, lieber einen Andern zu beauftragen. Gottfried merkte, was vorging, und machte seinem Sohne heftige Vorwürfe: so viel hätte er ihm erworben; er möchte ihn nun nicht jener Kleinigkeit berauben, durch die er für sein Seelenheil zu sorgen gedächte. Der Sohn versprach, Alles zu thun, und gab dem Vater einen Kuß als Pfand, daß er Wort halten würde. Dann überreichte Gottfried dem Abt jenes Kästchen und ließ sich noch einmal vom Sohne die Rechte geben, daß er Dietrich bei der Gründung des Klosters helfen wolle.

„Auch diese Kirche St. Peters" — fuhr er fort — „vermache

* Chron. Andagin. 23. Es scheint, daß er jenen leeren Titel vom Pabst erhielt. Nach dieser Chronik ist Gottfried am 21. Dez. gestorben.

ich den Mönchen (von St. Hubert); ferner dieser Kirche tausend Pfund von meinen Schmucksachen, meinem Golde und Silber, mit Zustimmung meiner Frau Beatrix, mit deiner Zustimmung und der deiner Braut Mathilde."

Der Abt ließ schnell Einige seiner Mönche herüber holen aus dem Kloster, und Gottfrieds Miene ward heiter, als er den Klang der Glocken vernahm, welcher den Dienst der Mönche verkündete.

In Verdün wollte er begraben sein, wohl in der Marienkirche, die er 1047 verbrannt hatte. Am Tage, wo er Bouillon verlassen wollte, ließ er sich noch einmal in die Peterskirche tragen, sagte dem Abt und den Mönchen Lebewohl und befahl im herrschaftlichen Backhause * das Mahl anzurichten. Da speiste er Bettler; denn andere Gäste, als Arme, wollte er nicht mehr um sich haben. Auch das Backhaus schenkte er den Mönchen in St. Peter.

Nach seinem Tode wollte der junge Gottfried von der Gründung eines Klosters nichts wissen. Seine Getreuen riethen ihm, sich seine Ritter, in denen seine Macht bestehe, nicht zu entfremden: sein Vater sei schwachsinnig gewesen, als er jene Anordnungen beschlossen. So erklärte er dem Abt, es sei jetzt nicht an der Zeit, die Zahl seiner Ritter zu vermindern, um Mönche unterzubringen.

Große Mühe hatte Abt Dietrich von dem Auftrage, der ihm geworden: er pilgerte 1074 nach Rom und klagte beim Pabst; aber weder dieser, noch Dietwin in Lüttich, noch Erzbischof Anno konnten ihm helfen. Endlich kam Bischof Herrmann von Metz am 2. Adventsonntage 1074 nach Bouillon — es war ein sehr kalter Winter — und ward von Gottfried prächtig aufgenommen. Nach dem Nachtimbiß wies ihm der Herzog sein eigenes Bett an, während er selbst auf einem anderen Lager in demselben Zimmer schlief. Mit dem ersten Hahnenschrei nun standen drüben bei St. Peter die Mönche zu den Vigilien auf; der Abt war ebenfalls bei ihnen. Der Bischof wunderte sich, zu solcher Stunde Glocken läuten zu hören und fragte den Herzog nach der Ursache. Gottfried erwiederte, es wären die Mönche bei St. Peter, welche die Vigilien hielten: sie hätten jene Kirche als ein Vermächtniß seines Vaters. „Wir Un=

* bannalis furnus.

glücklichen", sprach der Bischof, „die wir in weichlichem Leben Gott vergessen! Glücklich jene, die nicht mitternächtlicher Schlaf, noch Kälte des Winters vom Dienste Gottes abhält. Du am Unglücklichsten, da nicht Gottesfurcht, noch Liebe zum Vater dich hindert, so frommen Mönchen das Ihrige zu entziehen."

Durch solche Worte ward Gottfried gerührt; der Abt ward reichlich entschädigt.

Er war übrigens der Trefflichste unter den Fürsten, ebenso an Macht den andern Herzögen überlegen, wie besonders an Klugheit und durch das Maaß, welches er in seinem Thun und Treiben offenbarte. * Wie gewaltig hält er den Frieden in seinem Herzogthum aufrecht! Und zugleich erfüllt ihn eine Menge von Entwürfen: bei Leyden zerschmettert er das Heer Roberts des Friesen, um holländisches Gebiet zu gewinnen; und dann veranlaßt ihn seine Stellung in Italien, an eine Eroberung Sardiniens zu denken. Nur hätte er Mathilde zehn Jahre früher heirathen sollen: sie war ungefähr 28 Jahre alt im Januar 1074, ** da er sie heirathete; ihr Charakter fest ausgeprägt, und jene asketische Richtung, welcher sie ihr Leben lang sich hingab, viel zu tief gewurzelt, als daß sie seinem Willen und Wesen sich hätte anschmiegen können. Kaum einige Wochen scheint sie bei ihm gelebt zu haben; dann kehrte sie zu ihrer Mutter zurück. Zu Ostern 1074 sang sie schon wieder in der Kirche zu Pisa mit ihrem frommen Beichtvater Bischof Anselm von Lucca zusammen aus einem und demselben Buche. ***

Welch eine Stellung hätte dieser große Fürst einnehmen müssen, hätte er länger gelebt! Mit seiner Kunde von den Zuständen und Personen in Italien und in Rom, mit seiner Einsicht und Energie, seinem Feldherrntalent — vor Allem bei seinem Haß wider den Pabst — man sollte glauben, er hätte 1076 noch Alles retten können. Da trifft ihn der Mörder, den Robert der Friese aussendet; und Heinrich hätte nunmehr Deutschlands Schicksal erkennen mögen,

* totius vitae temperantia. Lamb. 1076.

** Am 3. Januar 1074 schreibt Gregor an Mathilde; egregiae indolis puella heißt sie in der Adresse. In dem Briefe an Wilhelm von Burgund vom 2. Februar heißt Gottfried gener Beatricis.

*** Chron. Andag. 25.

wie Hannibal Karthago's Schicksal erkannte, als ihm seines Bruders Kopf gebracht wurde.

Erzbischof Siegfried — um von diesem Manne noch zu reden — war von Michaeli 1071 bis Pfingsten 1072 sehr schwer krank: der Schlag hatte ihn gerührt. * Gegen Ende des Sommers verließ er Mainz, um, wie er vorgab, nach S. Jago zu pilgern; aber in Clügny (8. Sept.) eröffnete er plötzlich seinen Begleitern, er wolle hier unter Abt Hugo als Mönch bleiben. Ein Schreiben der mainzer Geistlichkeit brachte ihn indessen sehr schnell zur Umkehr: schon (schrieben sie) stritten sich Viele um den erzbischöflichen Stuhl; der Besitz des Erzstiftes an Ländereien würde angetastet; hie und da würde geraubt, Anderes von königlichen Beamten in Anspruch genommen. So verließ er das Kloster und kam am 30. November in der Stadt an.

Im Winter dieses Jahres etwa schrieb er einen Brief an Wezel von Magdeburg und Burkhard von Halberstadt, der merkwürdig genug ist: er klagte über die Burgen, welche der König in seinem Sprengel errichtet, und deren Besatzungen die Güter seiner Kirche beraubten; sie möchten sich doch mit Anno in Verbindung setzen; ihn trenne zwar keine Feindschaft von Anno, allein sie wären auch nicht so nahe befreundet, um sich gegenseitig ihre Geheimnisse anzuvertrauen. Das würde dem ganzen Reich von Nutzen sein; denn wenn sie zusammenhielten, würde überall Friede herrschen.

LXV.

An zwei Punkten vornehmlich lag der Zündstoff zum Aufruhr: dort wo Otto von Nordheim hauste, und dort, wo Rudolf von Schwaben sein Wesen trieb. Aber noch, möchte ich glauben, hatten diese beiden Sphären nichts mit einander gemein: die Rebellion in Sachsen begann, ohne daß Rudolf darum wußte.

Man kann nicht läugnen, daß die deutschen Fürsten zum Theil die Bedeutung des Kampfes, der seit 1073 Deutschland zerriß, wohl erkannten. Sie hatten das Bewußtsein, daß es sich jetzt entscheiden müsse, ob die Macht des Königs, oder ob die Macht der kleinen

* Cod. Ud. 132.

Fürsten künftig in unserem Vaterlande gelten sollte. „Er vernachlässigt uns!“ klagten sie. „Er will allein über Alle herrschen; außer ihm soll es keinen Herrn im Reiche geben.“ *

Diese Besorgniß, in den Gränzen ihrer Herzogthümer und Grafschaften nicht vollkommene Herrschergewalt üben zu können, ist die eigentliche Triebfeder ihres Handelns und läßt sie jede andere Rücksicht des Patriotismus vergessen. Wie hastig verbünden sie sich mit dem Pabst gegen ihren König, da sie allein ihn nicht bewältigen können! Und in diesem Bunde gelingt es ihnen allerdings, durch hundertfältigen Verrath, die Macht der Krone zu brechen: die Zerrissenheit unseres Vaterlandes und des Pabstes Allmacht gingen Hand in Hand.

Freilich ging Deutschlands Macht und Glorie zu Grunde. Allein was lag daran! „Diejenigen Fürsten — sagt der hersfelder Mönch 1077 — denen die Würde des Reiches am Herzen lag, waren betrübt und zürnten einander, daß, während sie einander zerfleischten, die Macht der Barbaren so gewachsen wäre, daß der Böhme schon zum dritten Male in Deutschland geplündert, und nun der Polenherzog zur Schmach des Reiches das Königsdiadem sich angemaßt hätte.“ Wer sind diese Fürsten? Die sächsischen Rebellen wenigstens — vor Allen Burkhard von Halberstadt und der jüngere Egbert von Braunschweig — tragen kein Bedenken, gegen ihren König gerade die Hülfe der Polen anzurufen.

Was den deutschen Fürsten eigentlich am Herzen lag, das zeigten sie bei der Wahl des Gegenkönigs zu Forchheim (an der Regnitz) am 13. März 1077: sie setzten fest durch gemeinschaftlichen Beschluß, und der Pabst bestätigte denselben, daß die königliche Macht nicht mehr erblich sein sollte, wie es bisher gewesen; sondern der Sohn eines Königs, auch wenn er sehr würdig wäre, sollte gleichwohl nur durch freie Wahl, nicht durch Erbrecht König werden.

Das ist der Angelpunkt der deutschen Kriege dieses Jahrhunderts. Der Lärm über Heinrichs Tyrannei ist eitel Wind.

Heinrich wäre in diesem Kampfe Sieger geblieben, — ja, der Kampf wäre vielleicht gar nicht ausgebrochen — ohne die That von

* Bruno. Kap. 60. Nam ut solus omnium dominus esset, nullum in regno suo dominum vivere voluit.

Kaiserswerd. Dieser That verdankt das Pabstthum seine Macht, und Deutschland seine Schwäche. Ihr folgte Kadalus' Fall, Heinrichs schlechte Erziehung, Otto von Nordheims Sturz.

Es sei noch erwähnt, daß Anhänger Heinrichs — fromme Leute, die 1073 in seiner Umgebung lebten — den Keim der sächsischen Rebellion ausdrücklich darin finden, daß er anfing, mit seiner königlichen Hand durchzugreifen. „Die Sachsen (sagt der Verfasser des Gedichtes vom Sachsenkriege, welcher 1075 schrieb) bestritten des Königes Rechte. Ich will die noch verborgenen Gründe offenbaren, aus welcher Besorgniß jenes Volk aufgestanden ist gegen den König, der an Milde Niemandem nachsteht. * So lange der König ein Knabe war, das Volk keine Furcht hatte und mit schlaffem Zügel regiert ward, that Jeder, was er wollte, beraubte und plünderte Kirchen, Wittwen, Waisen und Arme. Als er aber heranwuchs, schirmte er Kirchen und Arme und sah darauf, daß die Gesetze befolgt würden. Dieß strenge Regiment wollte das Volk nicht dulden."

Er meint die Fürsten; denn das Volk erhob sich — „aufgehetzt durch listiges Zureden der Fürsten." Es ist der hersfelder Mönch, der unvorsichtig diese Worte sich entschlüpfen läßt und damit seiner eigenen Schilderung von den schrecklichen Drangsalen des sächsischen Volkes das Urtheil spricht, noch mehr aber den Deklamationen des Priester Bruno „von dem bejammernswerthen Jammer," darunter die Sachsen seufzten. **

Bischof Otbert von Lüttich, der freilich damals nicht in Heinrichs Nähe war, schreibt eben wie jener Anonymus, Heinrich hätte, da er groß und klug geworden, den Gesetzen Geltung zu verschaffen, dem Frevel zu steuern gesucht. „Die Ungehorsamen strafte er nach dem Gesetz durch das Pfalzgericht, *** immer milde genug. Das hielten sie für Beleidigung, nicht für Gerechtigkeit, und dachten, wie sie den König tödten oder absetzen möchten."

* Anonymus de bello Sax. (bei Goldast. apol. und in den Monum. Germ. hist.) „nulli pietate secundum."

** S. Lamb. 1076. Callidis principum exhortationibus concitatum vulgus ad arma prosiluerat. Bruno 35. miseriae miserabiles, quas Saxoniae intulerat.

*** jus curiae.

Heinrich selbst dagegen schreibt im August 1073 an den Pabst: „Obwohl wir nicht umsonst das von Gott verliehene Schwert führen, haben wir es doch nicht immer in gerechter Weise gegen die Uebelthäter gebraucht.“

Ich komme endlich auf Sachsen.

Welche Absichten Heinrich in Betreff dieses Herzogthums hegte, läßt sich nicht entscheiden. Magnus saß auf der Harzburg gefangen, weil er den Formen nicht genügen wollte, welche Heinrich von ihm verlangte. Als Rebell hatte er nach dem Spruch der Fürsten seine Habe, seine Würden und sein Leben verwirkt: aber er verweigerte, nachdem er mit Otto die Waffen niedergelegt, den Verzicht auf die sächsische Herzogsfahne, indem er sicher einwand, daß er sich dem Könige ergeben hätte, bevor noch sein Vater gestorben.

Heinrich hat in dieser Zeit — da die Rebellion noch nicht, wie später, riesenhaft angeschwollen — stets darauf bestanden, daß aufrührerische Fürsten ohne jede Bedingung der königlichen Majestät und dem Reiche Genugthuung leisteten.

Ich bin der Meinung, Magnus würde ohne Weiteres Herzog geworden sein, wenn er die Forderung Heinrichs erfüllt hätte: in der Erwartung, daß der Gefangene nachgeben würde, gab Heinrich nicht das Herzogthum einem andern Fürsten, wie er berechtigt gewesen.

Die sächsischen Fürsten dagegen mochten denken, Heinrich habe die Absicht, in Sachsen gar keinen Herzog mehr zu ernennen, wie es in Friesland und Franken der Fall war, und etwa die billungischen Güter, soweit sie Magnus gehörten, zum Fiskus zu schlagen oder unter seine Getreuen zu vertheilen.

Solche Ansichten kamen dem hersfelder Mönch zu Ohren, welcher sie zu wüstem Unsinn verarbeitet: „der König begann auf etwas Ungeheures zu sinnen: er wollte alle Sachsen und Thüringer zu Sklaven machen und ihre Güter zu Krondomänen. Indessen er hütete sich, dieß vorzeitig bekannt werden zu lassen und den Fürsten Anlaß zu Unzufriedenheit zu geben.“ Wie es scheint, wußten die rebellischen Großen wirklich dem Volke einzureden, daß Heinrich mit solchen und noch schlimmeren Plänen umginge.

Jedenfalls fühlte Otto von Nordheim sich verpflichtet, zu Magnus Befreiung, den ja allein seine ritterliche Treue und Freundschaft

in den Kerker gebracht, das Aeußerste aufzubieten. Er hatte Heinrich gebeten, lieber ihn in Haft zu halten und all seine Güter einzuziehen; nur möchte er Magnus frei geben, der allein aus Liebe zu ihm in diese Noth gekommen. Heinrich nahm das nicht an. Man erzählte vielmehr, erzürnt hätte er zur Antwort gegeben, Otto hätte sich bisher noch gar nicht von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen in der Weise gereinigt, daß er über seine Person oder Habe frei verfügen könnte. So schreibt der hersfelder Mönch.

Nächst Otto hatte Graf Herrmann, des verstorbenen Herzog Ordulf Bruder, — „auch Einer der Fürsten, bei denen kein Heil ist," wie Bischof Waltram von Naumburg schreibt — die dringendste Veranlassung, seinen Neffen befreit zu wünschen; denn es konnte ja geschehen, daß der König, des Wartens müde, demnächst über jene billungischen Besitzungen, welche Magnus rechtskräftig eingebüßt, anderweitig verfügte: schon lag eine kleine Besatzung unter dem Befehl des jüngeren Eberhard von Nellenburg in Lüneburg, welches eine Stadt Ordulfs gewesen.

Alle sächsischen Fürsten aber erfüllte gleiche Besorgniß beim Anblick der Burgen, welche Heinrich in dem Berglande zwischen Sachsen und Franken besetzt hielt. Der hersfelder Mönch nennt acht Burgen (der Anonymus ausdrücklich nur sechs) darunter Giebichenstein bei Halle, * Spatenberg und Volkerode auf dem Eichsfelde; in Sachsen lagen nur die Heimburg (bei Blankenburg) und die Harzburg. „Viele andere waren noch im Entstehen," fügt der Mönch hinzu; doch ist dieß unwahrscheinlich.

Der Bau der Harzburg wurde sicher schon 1065 begonnen. ** Heinrichs Vater hatte Goslar sehr erweitert, mit neuen Kirchen geziert, mit Wall und Thoren wohl verwahrt und hier in der Pfalz „am Fuße des Berges Ramsberg, aus welchem das Silber gehoben wird," *** am liebsten gewohnt. Heinrich selbst nun erkor in der Hügelreihe, die östlich von Goslar den Kamm des Gebirges ein-

* Wigantstein ist Giebichenstein. Lambert nennt Harzburg, Wigantstein, Spatenberg, Heimburg, Volkerode, Moseburg, Sassenstein und Hasenburg. Die drei letztgenannten sind mir unbekannt.

** regalia aedificia regali sumptu *per multos annos* constructa. Bruno. 29.

*** ad radicem montis Ramsberc, de quo argentum tollitur. Vita Altmanni.

faßt, am Ausgange des Thales, in welchem die Radau fließt, den heute so genannten Burgberg zur Gründung einer neuen Residenz. In der That „ein Ort, der sich eignet zu einem Königsschlosse," wie der Priester Bruno bemerkt. Wem dehnt das Herz sich nicht aus, der jene wundervollen Berge im Schmuck des Mai erblickt, wenn

Der Morgen, angethan mit Purpur,

den Nebel aus den Thälern scheucht, und die duftige Bewaldung im Sonnenlichte schimmert: hellgrüne Buchenkronen, bräunliches Eichenlaub und schwarze Tannen.

Seit mehreren Jahren hatte man, sicher unter Bischof Benno's Leitung, an den Gebäuden für den König und die Besatzung gebaut: mit königlicher Pracht waren dieselben hergestellt worden. Die Kirche war aus Holz errichtet, aber mit so kostbarem Schnitzwerk, mit solchem Zierrath, Gemälden, Glocken und sonstigem Schmuck ausgestattet; es waren so viele und treffliche Geistliche dorthin berufen, „daß diese Burg manchen Bischofsitz übertraf." * Reliquien hatte Heinrich vornehmlich von Trier hierher bringen lassen, hatte auch die Leichen seines Bruders Konrad und seines Sohnes, der 1071 gleich nach der Taufe gestorben war, hier beigesetzt, „um den Ort den Umwohnenden besonders werth zu machen." ** Die Befestigungen endlich, Mauern, Thürme und Thore waren so stark, daß die Burg bei guter Verproviantirung selbst für ein zahlreiches Heer uneinnehmbar gewesen sein würde.

Sollte es wahr sein, daß das Volk durch jene Burgen so unsäglich litt, wie die Rebellen behaupteten?

Es ist mir nicht wahrscheinlich; denn als die Harzburg 1073 von Sachsen belagert wurde, da waren es gerade andere Sachsen — sicher aus den umliegenden reichen Dörfern — welche die Besatzung heimlich mit Lebensmitteln versahen. In dem Manifest der Rebellen vom Jahr 1075 ist freilich die Rede von den „großen Gefahren, dem Schimpf und Schaden, den sie von den Burgen aus an ihren Leibern, ihren Frauen und ihrer Habe erlitten;" allein bei

* Bruno 16. Ein Probst für die Kirche war schon 1069 ernannt. Lambert (1074) schreibt, daß die Stiftsherrn noch nicht da waren.

** Lambert 1074. ad gratificandum popularibus locum.

der Verschwörung zu Wormsleben (Juli 1073) fand das Volk in jenen Burgen nicht gerade einen Grund zur Rebellion. *

Eine Burg freilich, welche zur Sicherung irgend einer Gegend angelegt wurde, war in der Regel eine Last für die Nachbarschaft. Der Wachdienst, das Instandhalten der Gebäude, der Waffen und Wurfmaschinen, die Besorgung der Pferde und dergleichen beschäftigte die Besatzung nicht in solchem Maaße, daß sie nicht mitunter Langeweile empfunden hätte; und so mochten sich wohl die Ritter ab und zu in der Gegend umhertreiben, Abenteuer in den Dörfern suchen, den Frauen nachstellen und mit den Männern Händel anzetteln. Vornehmlich scheint es zwischen Heinrichs Besatzungen und den Umwohnern Streitigkeiten gegeben zu haben über Holz- und Weideberechtigung. Ein damals sehr gewöhnlicher Fall. Bischof Benno z. B. mußte die Bauern um Osnabrück fast mit gewaffneter Hand hindern, daß sie ihre Schweine nicht mehr in seine Eichenwälder trieben. In gleicher Weise mochten Heinrichs Beamte die königlichen Waldungen schützen wollen, und hierin die Klagen der Bauern ihren Grund haben: „Man hindert uns, die gemeinschaftlichen Forsten und Weiden zu benutzen, und treibt uns unsere Heerden fort.“

Wie dem auch sei: dem sächsischen Volke schienen die Burgen nicht so beschwerlich. Dieselben lagen ja auch fast sämmtlich in Thüringen. Nur den Fürsten schienen sie bedrohlich und „der Freiheit“ gefährlich, und sicherlich Niemandem mehr, als dem Pfalzgrafen Friedrich von Goseck, dessen Besitzungen in der goldenen Aue und in der Gegend von Lauchstädt rings von den königlichen Burgen umgeben waren. Er klagte besonders über den Verlust der Burg Volkerode, ** welche er vom Abt von Hersfeld zu Lehen gehabt, jetzt aber an Heinrich — unbekannt, aus welchem Grunde — hatte abtreten müssen. ***

Man sieht: Otto von Nordheim und Graf Herrmann, denen sich besonders Bischof Burkhard anschloß, waren in Besorgniß über

* Bruno 42 und 26.

** Eine starke Meile von Mühlhausen auf dem Eichsfelde entfernt.

*** Lambert erzählt, der König hätte dem Pfalzgrafen die Burg genommen — quadam legum violentia.

die Pläne, welche der König hinsichtlich des gefangenen Magnus hegen mochte. Und sämmtliche sächsische Fürsten — namentlich Pfalzgraf Friedrich — waren in Besorgniß über die feste Stellung, welche der König durch seine Burgen in ihrer Nähe gewann.

In dem untrüglichsten Dokumente über die Ursachen zum Sachsenkriege, dem Manifeste der Rebellen, wissen dieselben nichts anzugeben, als die ganz vagen Sätze: „Er suchte uns zu unterdrücken, uns unsere Güter zu rauben und dieselben seinen Vertrauten zu geben. Deßhalb baute er Burgen und legte nicht wenige Bewaffnete hinein, die uns entweder zwingen sollten, ihm knechtisch zu dienen, oder uns tödten sollten, wenn wir unsere Freiheit vertheidigten." — In der stärksten der Burgen, der Harzburg, lagen nicht mehr als 300 Reisige.

Das sächsische Volk hatte so wenig Grund, auf Rebellion zu sinnen, daß es den Fürsten große Mühe machte, dasselbe in Bewegung zu setzen. Durch „listiges Zureden" gelang es ihnen.

Wie es überhaupt nicht wirkliche Leiden, sondern nur Besorgnisse waren, welche die sächsischen Fürsten zur Rebellion trieben: so suchten sie ähnliche Besorgnisse in den geringeren Edelleuten des Herzogthums zu erwecken. Dazu mußte folgender Vorfall dienen.

Es lebten in Sachsen zwei nicht unbegüterte Ritter, ein Brüderpaar: der Eine hieß Friedrich von Berg, der Andere Wilhelm von Lothesleben. Letzterer war bekannt durch den Prunk und Putz, womit er überall zu erscheinen liebte: auf seinem Gute mochte er sich unter seinen Bauern und Knechten einen förmlichen Hofstaat eingerichtet haben und wurde daher spottweise König von Lothesleben genannt. *

* Rex de Lotheslovo schreibt Bruno. Eine andere Lesart ist Lutisleve. Vielleicht existirt der Ort gar nicht mehr. Jedenfalls ist es sehr ungewiß, wo er gelegen hat. Auf einer Homannschen Karte fand ich Lotensleben etwa zwei Meilen westlich von Magdeburg an der Stelle, wo Rodensleben liegt. Aber es ist nicht nachweisbar, daß Rodensleben früher Lotensleben geheißen. Ich scheue mich, die Vermuthung auszusprechen, Lotheslovo sei das frühere Lothersleben bei Querfurt. Der Sage nach hat Kaiser Lothar der Sachse Letzteres gegründet; allein ich glaube nicht, daß man im 12. Jahrhundert noch neugegründeten Ortschaften die Endung leben gab. Daß ein r eingeschoben ist, trifft man öfters; z. B. Lutterbach bei Mühlhausen im Elsaß hieß im 11. Jahrhundert Lutenbach. — Die Eigennamen bei Bruno sind leider sehr entstellt.

Wunderbar, wie Geh. Rath Pertz jene Stelle Bruno's verstanden hat.

Friedrich — heißt es — führte Klage, der König hätte ihm seine Freiheit, und Wilhelm führte Klage, der König hätte ihm sein Erbe nehmen wollen. Und diese wüste Beschuldigung soll fast allein die ganze Rebellion verursacht haben! „Denn an jenen Beiden konnten sie sehen, was er mit Allen beabsichtigte: nämlich Allen Freiheit und Habe zu rauben.“ *

Möglich ist es immerhin, daß Heinrich diese beiden Ritter als Reichsministerialen in Anspruch nahm; denn es war Nichts natürlicher, als daß reiche Ministerialen, und namentlich Söhne und Enkel von Ministerialen, wenn sie lange im Besitz der ihnen verliehenen Güter gewesen, vielleicht ohne zum Dienst für ihre Gebieter herangezogen zu werden, ihre dienstbare Stellung in Vergessenheit zu bringen suchten. ** Jene Prunksucht Wilhelms scheint in der That weniger einen freien Ritter zu bezeichnen, als einen Ministerialen, einen ursprünglich Unfreien, der in seiner neuen Stellung noch nicht recht heimisch ist und durch ein gespreiztes Auftreten den übrigen Edelleuten begreiflich zu machen sucht, daß er jetzt ihres Gleichen geworden.

LXVI.

Dächte man sich, daß der merseburger Priester Bruno und der hersfelder Mönch Lambert mit dem Mönch Waltram (der damals auch in Hersfeld lebte und später Bischof von Naumburg wurde) und dem bremischen Priester Adam eine Unterredung angestellt hätten über die Ursachen der sächsischen Rebellion: so würde ein sonderbares Gemisch widersprechender Ansichten zu Tage kommen.

„Schlechten Menschen ist die Macht des Königs ein Schrecken,“

Letzterer sagt: qui propter nimium cultum sui rex de Lotheslovo appellabatur (c. 16.). D. h. „weil er zu viel Prunk trieb, wurde er König von Lothesleben genannt.“ Pertz denkt bei Lotheslovo an Loth, Abrahams Neffen, und übersetzt: „König von Lothsliebe.“ Er macht die Anmerkung: rex de amore Lothi, qui filias suas amaverat! Diese Erklärung ist mir ganz unverständlich. Ueberdieß liegt ja die Pointe des Spottes gar nicht in Lotheslovo, sondern in rex.

* Bruno 26.

** Bruno sagt, Heinrich hätte behauptet, Friedrich von Berg wäre sein Dienstmann (famulus). — In Köln suchte z. B. ein Ministerial Anno's sich zum freien Manne zu machen — violento quodam jure fori, wie Lambert sich ausdrückt (1075).

spricht Adam. — „Er, unser König und Kaiser (schreibt Waltram) im Purpur geboren und erzogen, scheint, so weit menschliches Urtheil zu blicken vermag, würdig des Reiches, sowohl durch eigene Tugend, wie durch Verdienst und Würdigkeit seiner Vorfahren. Er ist ein Mann, deß Gleichen es im ganzen deutschen Reiche nicht giebt."

Dem Priester Bruno dagegen, der seine Geschichte des Sachsenkrieges etwa zehn Jahre nach Ausbruch desselben in der Absicht schrieb, sich durch jenes Werk die Gunst der rebellischen Fürsten zu verdienen, ist kaum eine Beschuldigung wider den König zu giftig, kaum eine Lüge zu unsinnig, als daß er sie nicht mit Freuden aufzeichnete. Vielleicht sollte seine Schrift auch dazu dienen, die öffentliche Meinung von Neuem zu bearbeiten, da Heinrichs Ankunft aus Italien (1084) bevorstand. Wie der blutdürstige König die Fürsten umzubringen sucht; wie er in seinen Pfalzen Diener anstellt, daß sie an den Thüren mit gezückten Schwertern auf die Fürsten warten, um sie beim Aus- oder Eingange von beiden Seiten zu durchbohren; wie er an den Thürpfosten Degen festbinden läßt, damit seine Schlachtopfer sich dort aufspießen; wie er etwa einem Bogenschützen befiehlt, Herzog Rudolf zu erschießen, da derselbe an der Königin Seite aus der Kirche tritt und mit ihr sich unterhält; wie in seinen Zimmern rings an den Wänden scharfe Beile hängen, denen kein Schild und Panzer widersteht, und er seine Freunde auffordert, damit die anwesenden Fürsten zu erschlagen: — es möchte schwer fallen, thörichtere Geschichten zu ersinnen.

Wer die Annalen des Mönches Lambert aufmerksam liest, wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß er sie nicht in einer bestimmten Frist, sondern daß er Jahre lang in Zwischenräumen daran geschrieben hat, je nachdem ihm ein Ereigniß merkwürdig und wichtig genug schien; indem er häufig ungenaue Nachrichten nicht bloß niederschrieb, wie er sie vernommen, sondern in seiner Zelle verarbeitete, mit eigener Zuthat ausschmückte, Thatsachen, die in keiner Verbindung mit einander standen, zusammenzubringen suchte, und ohne Ueberlegung über Dinge urtheilte, von denen er nur sehr unvollkommene Kunde hatte. Mitunter freilich übersteigt seine Gedankenlosigkeit jedes Maaß, ja er hat seine Zunge so wenig in der Gewalt, daß seine Darstellung zuweilen von böswilliger Entstellung der Wahrheit nicht

weit entfernt ist. * Um 1080 mag er — „nach Weise des müden Dichters," wie er sich ausdrückt — den Calamus bei Seite gelegt haben, jedenfalls um 1084; denn zu dieser Zeit war sein Abt Hartwig und das ganze Kloster sehr entschieden kaiserlich gesinnt.

Beide Chronisten — Lambert und Bruno — sind ein getreues Echo der verworrenen Ansichten über die Veranlassung der sächsischen Rebellion, wie sie unter dem Volke verbreitet waren.

Es war Magnus' Gefangenschaft! spricht Lambert. Es war die Harzburg, von der alles Elend ausging! Der König wollte alle Sachsen und Thüringer zu Sklaven machen; — oder vielmehr: er wollte alle Sachsen ausrotten und an ihre Stelle Schwaben setzen, welche er ja besonders liebte.

Nein, spricht Bruno; er wollte allerdings alle Sachsen aus Freien zu Knechten machen; allein dasselbe Schicksal hatte er den Schwaben und Ostfranken zugedacht, — und „das Volk der Schwaben, da es vom Elend der Sachsen hörte, schickte heimlich Gesandte zu ihnen und schloß mit ihnen einen Bund, daß keines von beiden Völkern dem Könige zur Unterdrückung des andern helfen wolle." — Vielmehr waren es Friedrich von Berg und Wilhelm von Lothesleben; denn „um dieser beiden Männer willen ist die Verschwörung eigentlich zu Stande gekommen." Doch — sagt er an einer andern Stelle — der Peter- und Paulstag (29. Juni) zu Goslar 1073 war im Grunde der Hauptanlaß zum Kriege und die Quelle alles späteren Elendes. Heinrich — so erzählt er — lud die sächsischen Fürsten sammt und sonders an jenem Tage nach Goslar, um mit ihnen über Reichsgeschäfte zu verhandeln. Er läßt sie vom frühsten Morgen bis spät Abends an der Thür warten, während er drinnen mit seinen Parasiten würfelt und Possen treibt. Wie die Nacht hereinbricht, tritt endlich Einer der Höflinge heraus und fragt die Fürsten höhnisch, worauf sie warteten, der König hätte längst die Pfalz verlassen und wäre auf dem Wege „nach seiner Stadt." Da kommen denn die Fürsten in der Nacht in einer Kirche zusammen und beschließen unter vielen Thränen, solche Schmach nicht länger zu dulden und sich zum Aufruhr zu rüsten. **

* S. Kap. LXII.

** Erzbischof Adalbert hat allerdings Wezel von Magdeburg einst nicht

Schließlich findet der hersfelder Mönch doch, daß wohl der Zehnten, den die Thüringer und die Klöster Fulda und Hersfeld an den Erzbischof von Mainz entrichten sollen, den Aufstand der Sachsen veranlaßt haben möchte. Der Priester Bruno weiß natürlich von diesem Zehnten nichts.

LXVII.

Schon mochten die Häupter der Rebellion — Otto von Nordheim, Graf Herrmann, Pfalzgraf Friedrich, Bischof Burkhard — Zusammenkünfte gehalten und ihr Herz gegen einander ausgeschüttet haben, als nach Ostern 1073 ein Zeitpunkt eintrat, wo „Gott selbst — wie der hersfelder Mönch sie sprechen läßt — ihnen Gelegenheit bot, das Joch der ungerechten Herrschaft vom Nacken zu schütteln." Der König rief das Reich zu einem Kriege gegen den Herzog Boleslav II. von Polen auf, welcher damals böhmisches Gebiet verwüstet hatte. Häufig fanden Grenzstreitigkeiten zwischen Böhmen und Polen Statt: erst 1071 hatte Heinrich die beiden Herzöge — Boleslav und Wratislaw — nach Meißen beschieden und ihnen bei Verlust seiner Gnade geboten, Ruhe zu halten.

Der Heerbann der Baiern, Schwaben und Lothringer sollte sich bei Mainz versammeln, die Franken in der Gegend von Hersfeld, die Sachsen — wie ich glaube — im Mansfeldischen. * Dem kärnthischen Heere war die Theilnahme am Kriege sicher erlassen: Herzog Berthold hatte sich jedoch bei Hofe eingefunden, wahrscheinlich um für seine Person den Krieg mitzumachen. Acht Tage nach Mariä Himmelfahrt, d. h. am 23. August, sollte das Heer beisammen sein.

Ohne Zweifel wäre es ein Glück für das Reich gewesen, wenn der Zug zu Stande gekommen wäre. Der Krieg hätte die unruhigen

vorgelassen (s. Kap. LXIII). Bei den Fürsten hätten übrigens ja die Bischöfe Benno, Eppo und Liemar sein müssen! — Wie sehr Bruno ohne Anschauung schreibt, zeigt der Ausdruck: „der König ritte nach seiner Stadt." Er war in Goslar: welche Stadt kann also gemeint sein?

* Normeslovo ist die glaubwürdigste Lesart bei Bruno 24. Ich glaube, es ist Vormeslovo zu lesen, wie man Kap. 31. Bacham statt Nachan lesen muß. Wahrscheinlich ist Wormsleben am süßen See bei Eisleben gemeint. Gewöhnlich nimmt man Neu-Haldensleben in der Altmark an. Haldensleben existirte damals, aber nicht Neu-Haldensleben. In der Gegend von Wormsleben lagen die meisten Besitzungen des Pfalzgrafen Friedrich.

Gemüther beschäftigt, und alle die streitbaren Bruderstämme, die in den norddeutschen Ebenen wohnten, die am Rhein und an der Maaß hausten, sammt denen, die vom Main, vom Neckar, vom Lech und Inn gekommen wären — sie würden, unter den Adlern ihres jugendlichen Königes versammelt, in den Beschwerden und Gefahren der großen Reichsexpedition einander von Neuem haben achten lernen. Solche Unternehmungen nach dem Osten hin — um wieviel ersprießlicher wären sie nicht für uns gewesen, als die leidigen Romfahrten!

Die sächsischen Fürsten hatten endlich Gelegenheit, einen großen Theil der wehrhaften Mannschaft in Sachsen zu versammeln, und wenn je ihre Pläne Erfolg haben sollten, so durfte diese nicht unbenutzt bleiben. Sie mußten jetzt versuchen, ob es ihnen gelingen würde, ihre Ritter und Bauern gegen den König aufzuhetzen. Ueber den Hergang im Einzelnen haben wir freilich sehr mangelhafte Kunde. Als die verschworenen Fürsten gegen Ende des Juli — fast vier Wochen vor dem vom Könige gesetzten Termin — sich versammelten, war keineswegs der ganze sächsische Heerbann zugegen. Die Angabe des hersfelder Mönches, daß 60000 Mann beisammen gewesen, ist viel zu groß. Nur jene Fürsten, welche auf Rebellion sannen, hatten ihre Ritter und Bauern herbeigebracht, mit Absicht so früh, ehe andere Fürsten, denen sie nicht trauen konnten, zu ihnen stießen. Es waren zugegen Otto von Nordheim, Graf Herrmann, Pfalzgraf Friedrich, Erzbischof Wezel von Magdeburg, Bischof Burkhard von Halberstadt, Markgraf Dedo von der Lausitz; sicher auch Bischof Werner von Merseburg, Markgraf Udo von der Nordmark und Graf Dietrich von Katlenburg. Viele Andere wußten aber gar nicht, was im Werke war, und saßen noch ruhig zu Hause.* Aus den Gegenden westlich von der Weser wird kein Mann zugegen gewesen sein; ebenso wenig z. B. die Mannschaft des Bischof Benno von Meißen; denn der Burggraf dieser Stadt war der treueste Anhänger des Königes. Ganz unrichtig ist auch die Bemerkung des hersfelder Mönches, die Bischöfe Eppo von Zeiz, Benno von Osnabrück und Liemar von Bremen wären zu Heinrich geflohen, weil sie nicht an der Verschwörung hätten Theil nehmen wollen; denn in diesem Falle müßte

* Bruno 28. g. E.

ja Heinrich um die ganze Sache gewußt haben, noch ehe die Rebellen gegen die Harzburg zogen, welches sich nicht so verhielt.

Die Beschreibung, welche uns der Priester Bruno von dem entscheidenden Tage bei Wormsleben giebt, ist freilich schlecht genug, nur dadurch wird sie höchst werthvoll, daß sie uns zeigt, wie wenig Grund die Sachsen zur Rebellion hatten. Man kann überzeugt sein, daß er das Schlimmste gesagt hat, was sich gegen den König vorbringen ließ; allein seine Schilderung zeigt nicht etwa ein Volk, welches durch allgemein gefühlte Leiden erbittert, durch unerträgliche Tyrannei zum Wahnsinn getrieben die Waffen ergreift — nein: die Fürsten müssen mit großer Mühe dem Volke förmlich den Beweis liefern, daß es Ursache hat zum Aufstande gegen seinen König.

Der Priester erzählt, Otto von Nordheim hätte von einer kleinen Anhöhe herab zu den versammelten Rittern gesprochen; die Bauern kamen wohl wenig in Betracht. Der Inhalt dieser — mit sallustischen Redensarten ausgeschmückten — Rede ist folgender: „Viel Elend habt ihr ertragen; aber noch größeres Elend steht euch bevor. Der König hat mitten in unserem Lande Burgen errichtet und dieselben mit Mannschaft und Kriegswerkzeugen versehen. Ihr, die ihr in der Nähe wohnt, habt ertragen müssen, daß eure Habe in die Burgen geschleppt wurde, eure Frauen und Töchter Schmach litten; daß man eure Knechte zu ungerechtem Dienst zwang und selbst euren freien Schultern schimpfliche Lasten auferlegte. Aber dieß alles scheint mir noch erträglich, wenn ich das in's Auge fasse, was euch bevorsteht. Nämlich, wenn der König erst Burgen genug gebaut haben wird, dann wird er euch Alles nehmen, was ihr habt, wird eure Habe an Fremdlinge geben und euch zu Sklaven unbekannter Menschen machen. Wollt ihr das dulden? Also stehet auf und hinterlaßt das Erbe eurer Väter euren Kindern. Dulbet nicht, daß ihr und eure Kinder Sklaven fremder Menschen werdet. Vielleicht tragt ihr Bedenken, euren Eid der Treue zu brechen. Doch diesen Eid habt ihr ihm als König geschworen. Da er nun jetzt nicht mehr König ist, sondern Tyrann, so seid ihr nicht verpflichtet, jenen Eid zu halten. Indessen damit nicht etwa Jemand von euch denkt, wir hätten nicht genügenden Grund zum Auf-

stande, so soll nun Jeder das Unrecht, welches er vom Könige erlitten, vor euch Allen darthun, und dann wollen wir gemeinschaftlich berathen, ob uns nicht große Noth zwingt, dieß Unrecht abzuwehren.“ *

Nun läßt der Priester die einzelnen Fürsten ihre Beschwerden aufzählen. Es klagt zunächst der Erzbischof Wezel, zweimal wäre der König mit Raub und Mord in Magdeburg eingedrungen; — ohne Zweifel eine Lüge Bruno's, von der ich oben schon gehandelt habe. Wunderbar, wenn die Ritter von einem solchen Kriegszuge Heinrichs nichts gewußt hätten! — Nach ihm sagt Bischof Burkhard aus, einige Güter eines Edelmannes Bodo, welche eigentlich seiner Kirche gehörten, hätte ihm der König ungerechter Weise genommen. Otto führt Klage über den Verlust des Herzogthums Baiern, das ihm doch, wie wir gesehen, gerade die sächsischen Fürsten durch feierlichen Urtheilspruch genommen hatten; Markgraf Dedo über den Verlust einiger Güter, die er für seine Rebellion 1069 ebenfalls nach dem Spruch der Fürsten verloren. Pfalzgraf Friedrich beschwert sich, der König hätte ihm die Burg Volkerode genommen, sein Lehen vom Kloster Hersfeld; er hätte hundert Mansen Ackerland dafür geboten und sie dennoch nicht zurückerhalten. Graf Herrmann endlich klagt über die königliche Besatzung in Lüneburg; doch ist hier die Zeitrechnung des Priesters verworren; denn nach seiner Erzählung wäre damals schon jene Besatzung vertrieben und Herzog Magnus aus der Harzburg befreit gewesen, während Herrmann doch erst in jenen Tagen — etwa gegen Ende des Juli 1073 — nach Lüneburg aufgebrochen ist.

Alle diese Beschwerden machten (nach des Priesters Beschreibung) weniger Eindruck auf die Ritter, als die Klagen der beiden Brüder Friedrich von Berg und Wilhelm von Lothesleben, welche der König als seine Dienstmannen in Anspruch genommen. Das bewegte Alle zum Mitleid; und an jenen Beiden konnten sie sehen, daß er ihnen Allen Freiheit und Besitzungen rauben wolle.

So, sollte man glauben, waren die Leiden dieser beiden Ritter

* Ich brauche nicht zu erinnern, daß dieser Schluß der Rede mit dem Vorangegangenen nicht im Zusammenhang steht.

die Hauptursache zum Kriege! * Und Beide sind sie bald nachher zum Könige desertirt, von dem sie so schreckliches Elend erduldet! Sie verließen die Rebellen und gingen zu Heinrich über, gegen dessen Tyrannei eben die Rebellen sie hatten schützen wollen!

Wie richtig sind die Ausdrücke des hersfelder Mönches, die er so unbedacht ausspricht: „dringendes Zureden, listiges Aufhetzen der Fürsten" hätte das sächsische Volk zum Aufstande gebracht. ** Doch den Fürsten mußte es vor Allem darauf ankommen, die Massen nur erst in Bewegung zu setzen. War der Weg der Rebellion einmal betreten, so war an ein Stillstehen zunächst nicht zu denken. Vorher jedoch sollte noch eine Gesandtschaft mit dem Könige wegen der Burgen verhandeln; vielleicht verlangten dieß die Ritter ehe sie offenen Aufruhr begännen.

Heinrichs Flucht von der Harzburg.

LXVIII.

Während das Reich rüstete, saß Heinrich in Goslar und ließ wohl selbst noch in Stand setzen, was zum Kriegszuge nöthig war. Die Bischöfe Benno und Eppo und Herzog Berthold waren bei ihm; einer Nachricht zufolge auch Bischof Friedrich von Münster, Markgraf Dedo's Bruder.

Etwa am 1. August trafen in der Pfalz drei Gesandte der Rebellen ein: ihr Sprecher war Meginfried von Walbeck, Burggraf von Magdeburg. Nachdem sie vorgelassen worden, um ihre Botschaft vorzubringen, begann Meginfried wahrscheinlich mit der Bitte, den Sachsen, welche beständig mit den Wenden jenseits der Elbe zu kämpfen hätten, die Expedition nach Polen zu erlassen, kam dann auf die Burgen und bat unter Betheurungen, daß die Sachsen, die ihn gesendet, dem Könige treu wären, um Abstellung des Ungemaches, welches das Volk von den Burgen zu leiden hätte; denn es würde verhindert, Wälder und Wiesen frei zu benutzen, und würde auf jede Weise beraubt und belästigt. ***

* Bruno sagt dieß ausdrücklich Kap. 45. Ipsi causa principalis erant incipiendi belli.

** „Importunae suasiones, callidae exhortationes."

*** So der Anonymus de bello sax. Auch Bruno und das Manifest der Sachsen vom J. 1075 spricht stets nur von den Burgen. Lamberts Bericht ist

Heinrich bestritt die Richtigkeit jener Aussagen und erklärte, die Sache den Fürsten zur Entscheidung vorlegen zu wollen. Mit diesem unbestimmten Bescheid wurden die Gesandten entlassen.

Die Rebellen beschlossen jetzt, wo möglich den König in Goslar zu überraschen und ihn so zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Während Graf Herrmann nach Lüneburg aufbrach, rückten die anderen Fürsten in Eile gegen Goslar, um die Stadt einzuschließen, ehe Heinrich von ihrem Vorhaben Kunde erhielte. Jene Unterhandlungen mit Meginfried waren sicher in so ruhigem Tone gehalten worden, daß der König und seine Räthe die Größe der Gefahr nicht ahnten und daher in Goslar geblieben waren. Plötzlich — es waren mehrere Tage seit der Abreise der Gesandten verflossen — ward ihm durch irgend einen getreuen Mann der Anmarsch der Rebellen gemeldet. In der Eile schien es das Beste, hinter den Mauern der benachbarten Harzburg den nächsten Verlauf der Dinge abzuwarten, und er erreichte die Burg mit seinen Schätzen, den Reichsinsignien und dem Gefolge, noch ehe das Heer der Verschworenen herbeikam. Sicher erfuhren sie den Aufenthalt des Königes bald und lagerten sich vor der Harzburg. Es war ungefähr am 5. August.

Mehrere Tage lang wurde unterhandelt. Herzog Berthold und die beiden Bischöfe * sprachen mit den rebellischen Fürsten und ermahnten sie, nicht eine Sache zu unternehmen, die so sehr über ihre Kräfte ginge und von den übrigen Fürsten höchlich gemißbilligt werden würde. Sie indessen bestanden auf der Zerstörung der Burgen, welche ihre Freiheit bedrohten. Heinrich rief sie einzeln vor, allein sie kamen nicht: er sah, daß er so mit ihnen nicht fertig würde.

Inzwischen erschienen Boten des jüngeren Eberhard von Nellenburg, welcher die 70 Mann starke Besatzung von Lüneburg befehligte. Graf Herrmann war, wie es scheint, in der größten Eile vor die Burg gezogen; ** er hatte die Besatzung völlig überrascht:

schlecht. Hätten die Gesandten die Worte gesprochen, welche er ihnen in den Mund legt, so würde Heinrich sie kaum ausgehört haben und sicher gleich aus Goslar aufgebrochen sein, um das übrige Reichsheer zu sammeln. Daß Meginfried seine Rede mit der Bitte einleitete, der König möchte den Sachsen die Theilnahme am Kriege erlassen, berichtet Lambert.

* So Lambert. Bruno dagegen nennt Benno und Eppo gar nicht, sondern Bischof Friedrich von Münster und des Königs Kaplan Siegfried.

** jam pridem antequam rex Saxonia effugaretur, sagt Lambert. Es

ohne alle Lebensmittel mußte sie sich in der kürzesten Frist ergeben. Herrmann drohte, falls sein Neffe Magnus nicht aus seiner Haft auf der Harzburg entlassen würde, gegen jene 70 Mann nach sächsischem Recht zu verfahren, als gegen Leute, die gewaltsam in fremdes Gebiet eingedrungen. Mit diesem Bescheid kamen Eberhard's Boten auf der Harzburg an.

Heinrich beschloß, die Burg zu verlassen. Unbegreiflicher Weise hatten die Rebellen keine Wachen ausgesetzt. Der unkundige hersfelder Mönch erzählt freilich, nur ein einziger beschwerlicher Weg hätte hinaufgeführt, die übrigen Seiten hätte der ungeheure Wald beschattet, der sich von dort bis Thüringen erstreckte; darum hätte keine Sorgfalt der Belagerer — die nach seiner Angabe 60000 Mann stark waren! — die Besatzung am Ein- und Ausgange hindern können. Heinrich befahl den Rittern, welche zurückblieben, in den nächsten Tagen seine Abwesenheit durch kein Zeichen merken zu lassen. In der Nacht des 9. August brach er auf. Der Auszug aus der Burg muß in musterhafter Stille vor sich gegangen sein; denn es war eine ziemlich lange Karawane, die man immerhin auf vierzig Pferde schätzen darf. * Die Bischöfe, Herzog Berthold und viele ** Ritter außerdem; die Königin mit einigen Frauen; die Reichsinsignien, ein bedeutender Theil der Schätze und sonstiges Gepäck — es ist wunderbar, daß dieser ganze Zug so unbemerkt entkam, daß kein Hundegebell, kein Wiehern, kein Hufschlag die Flucht verrieth. Sobald freilich der „Kaiserweg" am Sachsenberge erreicht war, hatte man zunächst nichts mehr zu fürchten; denn dann war unten im Thal kein Geräusch mehr zu vernehmen. Ein der Gegend kundiger Jäger soll an der Spitze des gewagten Unternehmens gestanden haben, obwohl Heinrich selbst das Gebirge genau kannte. *** Uebrigens sicher eine höchst beschwerliche Flucht durch Urwald, Gestrüpp und Klippen auf Pfaden, die nur von Jägern und Köhlern betreten wurden; auch war

war zu der oben angegebenen Zeit. Wedekind's Ansicht, die Belagerung Lüneburgs falle in das Jahr 1071, ist ganz unstatthaft.

* Ich möchte nämlich nicht glauben, daß sie ohne Pferde auszogen, obwohl es möglich ist. Lambert sagt: gradiebantur.

** plerique sagt Lambert. Auch die Boten aus Lüneburg waren dabei; denn am 15. August finden wir sie in Hersfeld.

*** S. Bruno 27. gegen Ende.

man nicht sicher, ob nicht etwa ein Zufall, irgend eine Unvorsichtigkeit die Rebellen vor der Harzburg aufmerksam machte und zum Nachsetzen veranlaßte. Doch werden sie am Abend des 10. oder in der Frühe des 11. August schon in gebahntere Gegenden gekommen sein, am Südabhange des Harzes, wo ja der Hof, besonders unter dem verstorbenen Kaiser, in der Pfalz zu Pöhlde, so häufig verweilte. Am 12. August trafen sie in Eschwege ein, natürlich etwas erschöpft, da sie an jedem der beiden vorhergehenden Tage etwa fünf Meilen zurückgelegt hatten. Schon waren Rittersleute in großer Zahl zum Könige gestoßen, vermuthlich aus Hessen, oder Reichsministerialen, deren Güter südlich vom Harz lagen; auch nahte der Termin, wo das ganze Reichsheer beisammen sein sollte, und auf allen Straßen zogen Ritter und Reisige zu ihren Sammelplätzen. Mit einem ziemlich bedeutenden Gefolge traf Heinrich am 13. August in Hersfeld ein, wo sich alsbald fränkische Grafen und besonders die Bischöfe Adalbero von Würzburg und Herrmann von Bamberg einfanden, die ihre Reisigen schon herbeigebracht hatten. Die Fürsten aus Baiern, Schwaben und vom Rhein hielten noch bei Mainz und warteten auf den Befehl zum Marsch. Heinrich lud sie nach Spießkappel bei Hersfeld ein: schon hatten sie erfahren, der Polenkrieg sei aufgegeben; in Eile machten sie sich auf den Weg.

Die Sachsen hatten Grund, über des Königs Flucht bestürzt zu sein. Sie hatten gemeint, durch den Ueberfall von Lüneburg Magnus zu befreien und durch einen Handstreich gegen Goslar die Zerstörung der Burgen zu erzwingen. Das Letztere war ihnen mißlungen; es war vorauszusehen, daß sie es nun mit dem ganzen Reiche zu thun haben würden: ihr Unternehmen gewann ganz andere Dimensionen. Nur das Eine — Magnus' Befreiung — erreichten sie. Heinrich schickte von Hersfeld am 15. August Boten nach der Harzburg, man solle den Gefangenen frei lassen, und es bedarf kaum der Versicherung des Chronisten, daß die Freude im Lager der Rebellen groß war über diesen Erfolg. Vor Allen mag Otto von Nordheim ihm entgegen geeilt sein; denn er hatte ja zu diesem Endzweck hauptsächlich den Aufruhr angestiftet, da Magnus eigentlich um seinetwillen litt. Auf der andern Seite ward jetzt der Besatzung von Lüneburg freier Abzug gewährt, „und seit der Zeit ging in Sachsen

das Sprüchwort: Ein Sachse wird durch siebenzig Schwaben ausgelöst.“ Es ist der Priester Bruno, der diesen harmlosen Witz thörichter Weise aufbewahrt hat.

Als Heinrich zu Spießkappel den versammelten Fürsten das Geschehene berichtete und um ihre Hülfe bat, waren Einige derselben der Meinung, man solle sogleich mit den versammelten Truppen gegen die Rebellen ziehen. Andere dagegen erklärten, sie hätten nicht stark genug gerüstet, um gegen die wilden und sehr zahlreich aufgebotenen Sachsen zu streiten. Man beschloß endlich, am 5. Oktober solle das Reichsheer in gehöriger Stärke bei dem Dorfe Breitenbach an der Fulda zur Expedition gegen die Rebellen bereit stehen.

LXIX.

Der hersfelder Mönch hörte einige Zeit später, Herzog Rudolf hätte um die Verschwörung wohl gewußt; auch die Erzbischöfe von Mainz und Köln und sehr viele andere Fürsten vom Rhein wären von Anfang an Theilnehmer daran gewesen, nur hätten sie es mit großer Mühe verheimlicht, so lange der Ausgang noch ungewiß gewesen. Ja, er spricht es zuletzt ganz bestimmt aus, alle Fürsten des Reiches hätten sich ursprünglich mit den Sachsen gegen den König verbündet gehabt.

Ohne Zweifel war dieß nicht der Fall: obwohl der Mönch diese Ansicht gewiß häufig aussprechen hörte von Leuten, die über die Zeitläufte kannegießerten. Solche Munkeleien von Geheimnissen, Verabredungen und Einverständnissen entstehen in Zeiten politischer Unruhe sehr leicht. Nur Anno von Köln — möchte ich glauben — hat um Alles gewußt.

Vielmehr fanden Unterhandlungen zwischen den Rebellen und den andern Fürsten erst jetzt Statt, da das Reichsheer sich versammelte. Den sächsischen Fürsten kam es vor allen Dingen darauf an, Bundesgenossen zu gewinnen und mit den übrigen Fürsten zu unterhandeln, ehe sie mit Krieg überzogen würden. Sie gewannen die Thüringer, welche in der That, wenn es auf die Burgen ankam, mehr Grund zur Rebellion hatten, als die Sachsen; und dann bemühten sie sich der Expedition zuvorzukommen, indem sie auf der

Stelle Boten an Heinrich und die Fürsten schickten, Genugthuung versprachen und Verhandlungen anzuknüpfen suchten. *

Heinrich beschloß auf ihre Vorschläge einzugehen und sandte die Erzbischöfe Siegfried und Anno nach Neu-Corvey an der Weser, um dort mit den Rebellen zu sprechen. Indessen Anno erschien nicht — „ich weiß nicht, ob durch Zufall, oder mit Absicht," sagt der Mönch — sondern ließ nur melden, er würde allen vernünftigen Beschlüssen gern beistimmen. Bei der Zusammenkunft — es war am 24. August, zwei Wochen nach der Flucht von der Harzburg — stritt man lange hin und her: man kam endlich überein, von Seiten des Königes und von Seiten der Sachsen sollten je zwölf Geißeln gestellt werden, damit Letztere dann sicher vor den Fürsten erscheinen könnten; auch der König möchte, wenn dieß ersprießlich scheine, sich dort einfinden. Im Kloster Hohenburg an der Unstrut sollten am 13. September die Geißeln ausgetauscht werden und am 20. Oktober die Verhandlungen mit den Fürsten zu Gerstungen Statt finden. **

Natürlich weigerte sich Heinrich, den Rebellen Geißeln zu stellen. So erschienen Siegfried — und Anno, der jetzt zum Vorschein kam, am bestimmten Tage in Hohenburg und verbürgten sich dafür, daß die sächsischen Fürsten mit Sicherheit nach Gerstungen kommen könnten.

Wo der König sich aufhielt, wird nicht berichtet. Er brachte sein Gemahl nach der Burg Volkerode und ging nach Würzburg, wie es scheint. Das Reichsheer stand wahrscheinlich in Hessen.

Allzu arglos gestattete Heinrich, daß die Verhandlungen der Fürsten mit den Rebellen nicht in seiner Gegenwart geführt wurden: vielleicht hatte man ihn überredet, die Sachsen würden so leichter zur Unterwerfung zu bringen sein. Von den Fürsten, welche an seiner Statt nach Gerstungen kamen, werden genannt Siegfried von Mainz,

* So Berthold 1073. „Der König hatte eine Expedition gegen Sachsen gerüstet, aber sie kamen ihm zuvor, versprachen Genugthuung" u. s. w.

** Die Reden, welche der Mönch den Rebellen in den Mund legt, erwähne ich nicht, weil sie sicher von ihm erdacht sind. Er läßt sie über des Königes Verbrechen klagen, d. h. die Lügen vorbringen, welche sie unter dem Volke verbreiteten. Indessen über das Treiben am Hof hatte wohl Siegfried ebenso genaue Kunde, wie Wezel oder Burkhard: schwerlich würde er ihre Verläumdungen geglaubt haben.

Anno von Köln, Herrmann von Metz, Herrmann von Bamberg, die Herzöge Gottfried von Lothringen, Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen. Wunderbar, daß nicht Liemar, noch Benno und Eppo zugegen waren.

Ueber die Verhandlungen in Gerstungen — welche nun am 20. Oktober 1073 begannen — haben wir gar keine zuverlässige Nachricht.

„Die Sachsen (berichtet der Anonymus) klagten Mancherlei über den König und brachten es endlich mit List dahin, daß Alle ihr Unternehmen lobten und versprachen, den König ermahnen zu wollen, daß er ihnen ihre alten Rechte wieder gäbe und das Geschehene verziehe; verweigerte er dieß, so würden sie doch gegen die Sachsen nicht kämpfen. Durch welche Künste verleitet die Fürsten damals verbrecherisch jenem Volke beistimmten, will ich ein anderes Mal erzählen, wenn ich Leben und Gesundheit behalte."

Es ist wohl anzunehmen, daß die Rebellen mit Einigen der Fürsten ein Einverständniß erzielten; die Fürsten werden überhaupt sich verpflichtet haben, den König zur Abstellung gegründeter Beschwerden bewegen zu wollen; allein ich möchte nicht glauben, daß von einer Zerstörung der königlichen Burgen die Rede war, und sicher werden sie darauf bestanden haben, daß dem Könige eine Art von Genugthuung geleistet werden müsse. Von den eigentlichen Beschlüssen, die das Resultat der dreitägigen Verhandlungen gewesen, wissen wir aber nichts Sicheres; denn der Bericht des hersfelder Mönches ist unzuverlässig.

Nach seiner Erzählung nämlich „erstaunten die Fürsten, als die Sachsen ihre Leiden beschrieben, die Frevelthaten, die er an den Einzelnen und dem ganzen Stamme verübt, und die unerhörten Verbrechen, mit denen er den königlichen Namen befleckt hätte; vor Schrecken über solche Schandthaten klangen ihnen die Ohren, und sie tadelten die Sachsen, daß sie so unerträgliche Schmach so lange mit weibischer Geduld ertragen."

Ueber die vermeintlichen Leiden der Sachsen und die Verbrechen des Königes habe ich oben gesprochen. Wie es am Hofe zuging und was in Sachsen passirte, wußten überdieß die Fürsten sicher sehr wohl, vor Allen Siegfried, Anno, Herrmann von Bamberg, Herzog

Berthold und auch Rudolf. Es wäre wunderbar, wenn ihnen die sächsischen Fürsten, zumal Wezel und Burkhard, ihr Leid nicht früher geklagt oder nicht gelegentlich über den Lebenswandel des Königes gesprochen hätten.

Nach dreitägiger Berathung (fährt der Mönch fort) „kamen sie überein, daß ein anderer König gewählt werden müsse. Doch wollten sie noch warten, bis der König in der Friedenszeit fernere Theile des Reiches durchzöge; dann sollte die Sache den andern Fürsten mitgetheilt werden. Wahrlich, dort hätten sie gleich Herzog Rudolf zum Könige gewählt, hätte derselbe nicht geschworen, er würde eine solche Wahl nur annehmen, wenn alle Fürsten ihre Zustimmung gäben.“

Dergleichen mochte dem Mönch erzählt worden sein, obgleich Niemand in seiner Umgebung, nicht einmal Abt Hartwig, von solchen geheimen Verabredungen Kunde haben konnte. Es waren Gerüchte, die wohl jedes Grundes entbehrten. Wenn ich Alles wohl erwäge, so scheint es mir nicht zweifelhaft, daß die Gesammtheit der Fürsten zu Gerstungen keinen andern Beschluß faßte, als den, welchen sie veröffentlichten, nämlich: zu Weihnachten sollten in Köln die Sachsen dem Könige Genugthuung leisten, auf eine Weise, wie die Fürsten es passend finden würden; der König aber sollte ihnen dann Amnestie gewähren und ihre gegründeten Beschwerden abstellen. Und ebenso wenig scheint es mir zweifelhaft, daß Einige der Fürsten sich zu Gerstungen heimlich über Mittel verabredeten, jene Satisfaktion zu Köln nicht zu Stande kommen zu lassen. Ich werde darauf sogleich zurückkommen.

LXX.

Die Fürsten kehrten nach Würzburg zurück und meldeten dem Könige und dem Volke, daß die Rebellen zu Weihnachten in Köln sich unterwerfen würden. * Heinrich stimmte diesem Abkommen

* So auch Berthold, der nur die Zusammenkunft der Fürsten nach Würzburg verlegt. Saxones dedignanter falsam denuo satisfactionem in natali Domini se facturos juxta quorundam episcoporum et ducum praedictorum consilium condixerant.

gern bei. In den ersten Tagen des November brach er nach Regensburg auf: schon, heißt es, bemerkte er eine gewisse Lauheit in dem Benehmen der „Fürsten vom Rhein".

In Nürnberg nun, wo er einige Tage zubrachte, trat Einer von des Königes Vertrauten, Namens Reginger — ein Mann, der bei Hof nicht ohne Ansehen gewesen sein soll — vor die Herzöge Rudolf und Berthold und klagte wider Heinrich. Gottfried hatte wohl schon Urlaub. Er mit vielen Anderen (so läßt ihn der hersfelder Mönch sprechen) wäre neulich zu Würzburg vom Könige bestürmt worden, die Herzöge und die übrigen Fürsten zu ermorden, wenn sie dort zusammen kämen und sich etwa von der Menge entfernten; die andern Vertrauten des Königes wären gleich darauf eingegangen; nur er allein hätte abgemahnt, worauf der König ihn sogleich aus dem Zimmer gewiesen hätte und ihn würde getödtet haben, wenn er nicht schleunig sich entfernt hätte.

Es ist zu glauben, daß er nicht ganz so ungeschickt gesprochen hat, wie der Mönch angiebt. Er nannte Ort und Mitwisser und erklärte, die Wahrheit seiner Aussage durch das Gottesurtheil beweisen zu wollen. Sogleich sandten die Herzöge zu Heinrich und meldeten ihm, sie hielten ihren Eid der Treue nicht ferner für verbindlich, da er ihnen nach dem Leben stände, während sie sich um sein Bestes bemühten.

„Ich weiß nicht, ob Reginger von Andern angestiftet war, oder ob er aus persönlichem Hasse wider den König auftrat," spricht der hersfelder Mönch. Der Leser verzeihe, wenn ich diesen Punkt untersuche und zu diesem Zweck auf die Gerstunger Verhandlungen zurückgehe. Der Mönch hat vernommen, zwei Beschlüsse seien zu Gerstungen gefaßt worden: ein öffentlicher, nämlich, daß die Rebellen sich zu Weihnachten unterwerfen sollten, und ein geheimer, daß man einen neuen König wählen wolle. Nun liegt es auf der Hand, daß nur einer dieser Beschlüsse ausführbar war.

Wenn die Fürsten den verabredeten Frieden in Köln zu Stande kommen ließen, dann mußten sie auf die Wahl eines neuen Königes verzichten, weil das Reich beruhigt und Heinrichs Macht wieder befestigt gewesen wäre. Auf der andern Seite: wollten sie einen neuen König wählen, dann mußten sie dafür sorgen, daß der Friede nicht

zu Stande kam; sie mußten in der Frist von acht Wochen, die sie noch hatten bis zum Weihnachtsfest, ein Mittel ersinnen, wodurch der angesetzte Fürstentag zu Köln verhindert wurde, und die Zwietracht neue Nahrung erhielt. Mit einem Worte: wenn jener geheime Beschluß über die Wahl eines neuen Königes zu Gerstungen wirklich gefaßt worden, wenn also die Nachricht des hersfelder Mönches wahr ist: so unterliegt es keinem Zweifel, daß Reginger von den Fürsten selbst angestiftet wurde.

Ich halte jedoch die Nachricht des Mönches für falsch; denn so niedrig im Allgemeinen der Stand der Sittlichkeit damals war, so möchte ich nicht glauben, daß Männer wie Herzog Gottfried, Herrmann von Metz, ja selbst Herrmann von Bamberg, im Stande waren, so tückischen Verrath zu ersinnen, wie vor drei Jahren Otto von Nordheims Feinde gethan hatten. Ich halte vielmehr dafür, daß der Vertrag zu Gerstungen den Häuptern der sächsischen Verschwörung mißfiel. Sie sollten in acht Wochen zu Köln Genugthuung leisten und die Burgen, um derentwillen sie Alles angefangen, sollten stehen bleiben! Denn über eine Zerstörung derselben scheint zu Gerstungen gar nichts beschlossen zu sein. Ich glaube daher, daß sie nach längerem Widerstreben zum Schein beistimmten, in der Absicht Alles aufzubieten, damit der Fürstentag zu Köln hintertrieben würde. Speziell habe ich hier Anno's Sippschaft im Auge; denn Bischof Burkhard, der überhaupt mehr Kriegsmann, als Priester war, scheint gewissermaßen persönlichen Haß gegen Heinrich gehegt zu haben. * Diese sächsischen Fürsten mögen mit Gleichgesinnten unter Denen, die nach Würzburg zogen, die Verabredung getroffen haben: daß ein Mittel gefunden werden müsse, den Frieden zu Köln zu hindern und Zwietracht zwischen Heinrich und die Fürsten zu säen. ** Auf diese Weise mag Reginger angestiftet worden sein. Ob Herzog Rudolf um die Intrigue wußte, darüber möchte ich keine Vermuthung aussprechen.

Wer aber diese Annahme nicht gelten lassen will, der wird annehmen müssen, daß Reginger, dieser zweite Egino, von jenen großen

* S. Annal. Saxo 1088.

** Vgl. S. 394. Anmerk.

weltlichen und geistlichen deutschen Fürsten, die in Gerstungen waren, zu seiner falschen Anklage veranlaßt worden ist.

Heinrich, in seiner Entrüstung, klagte nicht nur seinen Rittern, sondern, wie es scheint, öffentlich dem Volke, wie Herzog Rudolf ihn durch Lügen zu verderben suche: er kündigte seinen Entschluß an, mit dem Herzog selbst fechten zu wollen. Ulrich von Godesheim, der treue westfälische Ritter, * bat ihn, ruhig zu sein und nicht Aussprüche zu thun, die seiner nicht würdig wären; er selbst würde mit Reginger und jedem Andern kämpfen. Herzog Rudolf aber nahm das Anerbieten Ulrich's nicht an, noch wies er es geradezu ab; er erklärte, die Meinung der übrigen Fürsten einholen zu wollen.

Ohne die Fürsten setzte Heinrich die Reise nach Regensburg fort, „Allen verhaßt, Allen verdächtig, wie der hersfelder Mönch sagt, und traute selbst Niemandem mehr." Bald brach er von dort nach dem Rheine auf, da Erzbischof Siegfried einen Fürstentag nach Mainz berufen hatte. Das Reich war in der That in der größten Verwirrung, alle Fürsten abgefallen; selbst Städte, an denen er vorbeikam, schlossen die Thore und stellten Wachen auf die Mauern. Natürlich war von einer Unterwerfung der Sachsen in Köln nicht mehr die Rede. Als Heinrich nach Ladenburg am Neckar kam (1. Dezember), warf ihn die Aufregung über die Ereignisse der letzten Wochen für mehrere Tage auf das Krankenlager.

LXXI.

Als man zu Worms vernahm, der König sei auf dem Wege nach dem Rheingau, beschloß Bischof Adalbert, ihn nicht in die Stadt zu lassen. Aber die Bürger hatten edlere Gesinnung: sie wollten ihren König, der zugleich ihr Graf und Herzog war, in seiner Noth nicht verlassen. Streitbar und zornmüthig, wie sie waren, erhoben sie sich gegen den Bischof, jagten seine Ritter aus der Stadt und würden ihn gern gefangen gesetzt haben, wäre er nicht durch eilige

* Es ist ein Versehen, wenn ich oben (LXI.) Ulrich unter den schwäbischen Rittern bei Hofe aufgeführt habe. Godesheim liegt an der Weser, etwas oberhalb Hörter. Lambert nennt ihn Ulrich von Cosheim: so hörte er wohl jenen Ort aussprechen. Daß aber Godesheim die richtige Schreibweise ist, geht daraus hervor, daß die Sachsen Ulrich spottweise den Ritter von Godeshaß nannten. S. Bruno 56.

Flucht entronnen. Da nun Heinrich vom Neckar herbei kam, zogen sie ihm wohlgerüstet und in kriegerischer Ordnung entgegen und baten ihn, in ihrer Stadt seinen Wohnsitz zu nehmen: sie wollten ihm treu dienen, nach Kräften Geld zusammenbringen und bis zum Tode für ihn kämpfen. Mit innigem Danke berichtet Heinrich in jener Urkunde, durch welche er die Wormser an mehreren königlichen Zollstätten — am Main, am Rhein und in Westfalen — vom Zoll befreite, wie in jener höchsten Verwirrung des Reiches, da Alles von ihm abgefallen, sie allein ohne Furcht und Tadel ihm treu geblieben; wie sie, da andere Ortschaften ihre Thore verschlossen, ihm entgegen gezogen wären und den Schutz ihrer Mauern und Thürme geboten hätten. Allenthalben in den Städten am Rhein pries man den wackeren Muth und die Treue, welche sie damals bewiesen.

Dieß Auftreten der Bürger von Worms wandte in der That jene traurige Verwickelung zu Heinrichs Gunsten: an ihrer Treue scheiterte die böse List der Fürsten. Er hatte jetzt eine feste Burg gewonnen, wo er dem Sturme Trotz bieten konnte. Seine Stellung inmitten jener zahlreichen, ihm auf Leben und Tod ergebenen Bürgerschaft, in jener wohl befestigten und gerüsteten Stadt, in jenem fruchtbaren Rheingau, war wiederum so mächtig, daß der vom Erzbischof Siegfried ausgeschriebene Fürstentag zu Mainz gar nicht zu Stande kam.

Es kann wohl nicht zweifelhaft sein, daß auf diesem Fürstentage über Regingers Klage wider den König verhandelt werden sollte, wie Herzog Rudolf zu Nürnberg angedeutet hatte.

Andere Kunde hat freilich der hersfelder Mönch: er erzählt, die sächsischen Rebellen hätten wiederholt an die rheinischen Fürsten Boten gesandt, man möchte doch einen andern König wählen „und nicht dulden, daß durch eines einzigen Menschen Schwäche das ganze Reich auf's Aeußerste verwüstet würde und zu Grunde ginge;" dadurch angespornt hätte Siegfried alle Fürsten nach Mainz berufen, um gemeinschaftlich Rudolf zum Könige zu wählen. Der Mönch hat Vieles ohne Ueberlegung geschrieben, aber hier übertrifft er sich selbst. Wer trug die Schuld an der Verwüstung des Reiches?

Nur wenige Fürsten kamen nach Mainz, aus Furcht vor dem Könige, wie es heißt. Schon waren sie auf dem Heimwege, als

Heinrich sie nach Oppenheim zu einer Verhandlung berief. Nachdem zuvor Geißeln ausgetauscht waren, fand die Zusammenkunft Statt. Heinrich bat sie — wie der hersfelder Mönch erzählt — Gottes, des gerechten Richters, und ihrer Eidschwüre eingedenk zu sein; wenn er bisher irgendwie gefehlt hätte, so möchten sie dieß seiner Jugend verzeihen; als Mann würde er sich anders zeigen. Das Resultat der Unterhandlungen, über welche natürlich nichts Zuverlässiges berichtet wird, war ein Beschluß, daß in den ersten Tagen des Januar ein Zweikampf zwischen Ulrich von Godesheim und Reginger auf einer Rheininsel bei Mainz Statt finden sollte. Indessen es kam nicht so weit: jener Elende, der sich wahrscheinlich in Mainz oder im Gefolge Herzog Rudolf's aufhielt, nahm wenige Tage vor dem Termin ein schreckliches Ende. Schlug ihn sein Gewissen, oder gaben ihm seine Anstifter Gift, da er vielleicht gefährliche Dinge aussagen konnte — er fiel in Wahnsinn und Raserei und starb eines grauenhaften Todes. Man kann sich denken, wie sehr ein solches Ereigniß die öffentliche Meinung zu Heinrich's Gunsten umstimmen mußte.

Zum Weihnachtsfest schon hatten sich einige Fürsten — sicher meist Bischöfe — bei ihm eingefunden. Ich möchte glauben, daß Benno, Eppo und Liemar jene ganze Zeit nicht von seiner Seite gewichen sind; Liemar wenigstens hätte nicht nach Bremen zurückkehren können; er litt Mangel, und Heinrich schenkte ihm daher das Kloster Vreden im Bisthum Münster, damit er zu leben hätte. Im Uebrigen — so erzählt der hersfelder Mönch — mußte Heinrich den Unterhalt des Hofes „für schnödes Geld" kaufen: die Lieferungen von den Domänen und von benachbarten Fürsten wären ausgeblieben. Sollte auch Abt Ulrich im nahen Lorsch seine Pflicht versäumt haben?

Aber im Januar 1074 sah er schon wieder fünfzehn Bischöfe um sich, und ein ziemliches Heer von Franken, Schwaben und besonders von Baiern, — im Ganzen etwa 6000 Mann. In der vierten Woche des Monates sagte er den treuen Wormsern Lebewohl und rückte in's Feld, um seine Burgen zu entsetzen.

LXXII.

Nach Heinrichs Flucht aus der Harzburg waren natürlich die Rebellen bemüht gewesen, sich der sechs Burgen des Königes zu bemeistern. Dieselben waren anfangs keineswegs hinlänglich mit Proviant versehen; allein die Besatzung der Harzburg erhielt Lebensmittel von umwohnenden Sachsen, welche dieselben mit großer eigener Gefahr hinaufschafften; Volkerode und Spatenberg wurden erst im Januar 1074 eingeschlossen und hatten daher mehrere Monate Zeit, sich auf eine Belagerung vorzubereiten. Außer der Hasenburg, scheint es, waren die Burgen schließlich wohlversehen. *

Nachdem die rebellischen Fürsten eine Schaar vor der Harzburg zurückgelassen, schickten sie wohl den größten Theil ihrer Leute heim, jedenfalls die Bauern, da die Erndtezeit gekommen war; ein anderes Korps rückte vor die Heimburg. Mit Tagesanbruch — erzählt der Anonymus — klimmen sie dichtgedrängt den Berg hinan; mit der Rechten stützen sie sich beim Steigen; in der Linken führen sie die Waffen. Schon ersteigen sie den Wall, als die Besatzung, kriegstüchtiger und besser bewaffnet, ihnen entgegenstürzt und sie hinunter wirft. Ein Hagel von Steinen und eisenbeschlagenen Balken, den die Wurfmaschinen von der Mauer unter sie schleudern, vollendet ihre Niederlage. Doch gelang es dem Pfalzgrafen Friedrich, die Besatzung zu bestechen: die Burg wurde verbrannt. **

Größten Ruhm dagegen erwarben sich die Ritter auf der Harzburg durch ihren verwegenen Muth. Sie warteten nicht ab, bis sie angegriffen würden, sondern fielen selbst heraus und richteten den Belagerern großen Schaden an, erschlugen ihnen viele Leute und raubten ihre Waffen und Pferde. Die Rebellen beschlossen endlich, die Belagerung aufzuheben: es ward eine Art von Waffenstillstand geschlossen.

Nun ritten eines Tages zwei Ritter von der Besatzung hinüber nach Goslar, um Waffen zu kaufen. Die Bürger von Goslar

* Lambert 1074: cibaria, quae in diutinam belli administrationem affatim congesta fuerant.

** Lambert sagt 1073, die Thüringer hätten jene Burg verbrannt, nicht die Sachsen. Sollte es wirklich die Heimburg bei Blankenburg gewesen sein?

waren sonst wohl kaiserlich gesinnt — all ihren Reichthum verdankten sie ja Heinrich und seinem Vater — allein sie hatten auch durch das Brennen und Plündern der harzburger Ritter gelitten: die Gegend galt für so unsicher, daß kaum ein Kaufmann nach der Stadt zu kommen wagte. So konnte denn in dem Wirthshause, wo die Ritter eingekehrt waren, leicht Streit entstehen. Der hersfelder Mönch erzählt, sie hätten dort zu stark gezecht und im Rausch auf die Sachsen geschimpft, sie wären feige, keine ordentlichen Kriegsmänner, sondern dumme Menschen. So hätten sie Händel angezettelt und wären erschlagen. Der Anonymus dagegen berichtet, sie wären ohne jede Veranlassung angegriffen worden: er übertreibt sicher, wenn er meint, man hätte sie an's Kreuz geschlagen.

Die Harzburger beschlossen, ihre Kameraden zu rächen. Die goslarschen Stadtheerden weideten zuweilen in größerer Entfernung von der Stadt: man erzählte indessen, an jenem Tage wären die Hirten von Bodo, dem Burggrafen von Goslar, der es mit den Harzburgern hielt, bestochen gewesen und hätten das Vieh mit Fleiß so weit fortgetrieben. Die Absicht der Ritter war, die Heerden zu fangen und damit die Burg zu speisen, wie man sich im Mittelalter ausdrückte. Die Hälfte der Besatzung etwa rückte aus — wahrscheinlich bei Nacht — und legte sich ungefähr in der Nähe der Oker in den Hinterhalt. Als nun die Heerden aus der Stadt gekommen waren, ritten zehn von den harzburger Reisigen hervor und fingen an, sie nach Harzburg zu treiben. Bald erfuhr man in Goslar von dem Unglück: wahrscheinlich machten die entronnenen Hirten Lärm: mit den Rittern, welche in Goslar wohnten, eilten Schuster, Schmiede, Bäcker und Schlächter aus den Thoren, um ihr Vieh zu retten. Sobald nun der rechte Moment erschienen war, stürzten die Ritter aus ihrem Versteck hervor und griffen sie an: „wie Hagel unter die reife Saat fährt," sprengten sie die Goslar'schen auseinander, warfen sie nieder und erschlugen eine große Zahl. Ein Theil suchte sich in den Wald zu retten; wer ein Pferd hatte, warf den Schild auf den Rücken und floh der Stadt zu.

Auf einem Berge, der Harzburg gegenüber, der noch heute der Sachsenberg heißt, errichteten nun die Sachsen, d. h. wohl Edelleute aus der Nachbarschaft, ein großes Blockhaus aus Eichenstämmen,

um die Besatzung des Königes in Schach zu halten. Es mochte im Oktober 1073 sein. Aber auch so machten die Ritter Ausfälle, erschlugen Zimmerleute, die an dem Blockhause arbeiten wollten, fingen Lebensmittel auf, die für die Besatzung desselben bestimmt waren, und richteten vielen Schaden an.

Um Weihnachten ließ die starke Besatzung der Hasenburg dem Könige melden, die Lebensmittel wären verzehrt; am 20. Januar mußte sie sich ergeben. Die Burg wurde verbrannt.

Uebrigens sieht man, daß die Belagerung dieser Burgen von den Sachsen lässig betrieben wurde: im Januar 1074 waren zwei derselben — die Heimburg und Hasenburg — in ihren Händen, zwei andere — Spatenberg und Volkerode — wurden jetzt erst eingeschlossen; gegen die Harzburg verzweifelten sie irgend etwas auszurichten. Mehr als diese fünf scheinen überhaupt nicht belagert worden zu sein. Diese Umstände beweisen hinlänglich, daß die Erbitterung und die Leiden des Volkes nicht so groß waren: nur Pfalzgraf Friedrich wird sich bei der Belagerung thätig gezeigt haben und etwa noch Otto von Nordheim und Dietrich von Katlenburg, deren Besitzungen zum Theil in der Nähe jener Burgen lagen. Kaum einige tausend Mann werden sie beisammen gehabt haben.

LXXIII.

Heinrich soll um Weihnachten 1073 die Erzbischöfe Siegfried und Anno gebeten haben, noch einmal mit den sächsischen Fürsten wegen der Burgen zu unterhandeln. „Sie wußten wohl — sagt der hersfelder Mönch — daß dieß zu Nichts führen würde; allein da er ihnen keine Ruhe ließ, so luden sie die Sachsen nach Corvey" (an der Weser). Vielleicht hätte Heinrich auch wissen können, daß er diesen Unterhändlern sein Vertrauen nicht schenken durfte. Was dort in Corvey (vom 12. bis 18. Januar) gesprochen und verhandelt worden, davon wissen wir nichts Bestimmtes. Der hersfelder Mönch berichtet, die Rebellen hätten sich auf Nichts einlassen wollen, sondern einmüthig beschlossen, zu Anfang des Februar nach Fritzlar in Hessen zu gehen und dort einen Allen gefälligen König zu wählen: auch König Heinrich möchte dort sich einfinden, um sein Recht zu vertheidigen.

Wie dem auch sei, Heinrich verließ Worms mit seinem Reiterheere, * sobald ihm das Resultat jener Verhandlungen gemeldet war, und marschirte nach Hessen. Seine Stellung war jetzt wieder eine ganz günstige: die Pläne, welche die Verräther auf Regingers Anklage gegründet hatten, waren gescheitert; Rudolf hätte sich vielleicht gern mit den sächsischen Rebellen zu einem großen Unternehmen geeinigt, aber sie konnten nicht zusammen kommen; die übrigen Fürsten zeigten sich lau, die Sachsen waren unthätig, und jetzt nach Weihnachten waren treue Bischöfe von allen Seiten dem Könige zugezogen: selbst aus der „Metropole von Alemannien," aus Augsburg,** war Bischof Embricho mit seinen Reisigen aufgebrochen, unbekümmert um den Zorn der treulosen Fürsten, die ihm zur Rechten und zur Linken residirten.

Wunderbare Verhältnisse dieser Lehnstaaten! Was nützte schließlich der Eid der Treue und des Gehorsams, wenn der Vasall in jedem bestimmten Falle überlegen durfte, ob es in seinem Interesse läge, denselben zu halten und dem Lehnsherrn zu gehorchen! Wiewohl hiemit keineswegs gesagt sein soll, daß es nicht in allen Verhältnissen ausnahmsweise einen äußersten Punkt geben kann, wo der Gehorsam ein Ende hat. Nur würde ein ehrenhafter Vasall in solch einem Falle wohl sein Lehen zurückgeben. Heinrich soll damals das ganze Reich aufgeboten haben: von den Herzögen erschien kein Einziger — Gottfried von Lothringen hielt eben Hochzeit, wahrscheinlich in Mantua — jene Fürsten, die im letzten Oktober zu Gerstungen beschlossen hatten, die Sachsen müßten sich unterwerfen und Genugthuung leisten, erklärten jetzt, „sie wollten nicht zur Unterdrückung der Unschuldigen in den Krieg ziehen;" *** die Bischöfe, welche sich einfanden, kamen doch nicht mit ihrer ganzen Mannschaft; ja wir finden, daß Abt Hartwig von Hersfeld sich sehr thätig für den König zeigt, aber seine Ritter sich weigern, ihm zu folgen.

Am 27. Januar kam Heinrich nach Hersfeld, wo er seine Gemahlin nach langer Trennung wiedersah. Er zog noch etwas weiter

* Der Anonymus giebt 6000 Mann an. Bruno sagt: „mit einem großen Heere, das aber nur im höchsten Nothfalle gefochten hätte."

** „Augusta, Alemanniae metropolis." Ekkehard 1107.

*** D. h. Lambert läßt sie so sprechen.

und ließ ungefähr zwei Meilen von der Werra die Reisigen in den Dörfern Quartier suchen. Es herrschte eine eisige Kälte.

Alles kam jetzt darauf an, was die sächsischen Fürsten thun würden. Sie standen mit einem Heere jenseits der Werra in der Gegend von Vach. Denn als man in Sachsen vernommen, König Heinrich wolle seine Burgen entsetzen, waren sogleich Boten von Gau zu Gau geritten, um den Heerbann aufzubieten. „Der Bauer verließ seinen Hof und sein Vieh, der Kaufmann vergaß seinen Gewinn in der Fremde und kümmerte sich nicht um Soll und Haben.“ * Nur ein Theil des Heeres war zu Pferde, die Meisten zu Fuß, zum Theil mit schlechten Waffen. Es war bitter kalt: „das Vieh stand im Stalle, das Wild im Walde schauderte vor Frost; mit Wagen konnte man jetzt fahren, wo sonst Kähne gingen.“ Schneestürme fielen auf die Sachsen — erzählt der Anonymus — müde wanderte das Fußvolk über bahnlose Strecken und warf sich dann zur Ruhe auf die Erde nieder: da erkrankten die erhitzten Leiber. Viele, die in Wäldern beim Feuer übernachteten, verdarben vor Kälte. Reiter, welche steile Gebirgspfade hinanklommen, wurden vom Unwetter ereilt, irrten vom Wege ab, tiefer Schnee begrub sie: das Pferd konnte den Reiter, der Reiter das Pferd nicht retten. Möglich, daß einige Abtheilungen durch den Harz zogen.

Sicher trug die Kälte viel dazu bei, beide Parteien friedlich zu stimmen. Es wird zwar berichtet, den Getreuen des Königes hätte das Wetter nicht geschadet, heiß und kriegerisch wäre ihr Blut gewesen: furchtbar hätte das Heer ausgesehen unter seinen Fahnen, da die Sonne auf die vergoldeten Panzer und Helme gestrahlt hätte und auf die Schilder, auf denen die Heldenthaten der Väter abgebildet waren. Indessen wenn man sich vergegenwärtigt, wie schwer es ist, ein größeres Truppenkorps ohne bedeutende Vorkehrungen lange zu unterhalten, so wird man zu dem Schlusse gelangen, daß die Lage jener beiden Heere schwerlich angenehm war. Die Rebellen sollen sogleich 11000 Mann wieder nach Hause geschickt haben: sie behielten etwa 12000 zurück. ** Auf der andern Seite fehlte es Hein-

* Anonymus de bello Sax. — — securus ad horam,
Accedat quantum summae quantumve recedat.

** Bruno sagt, doppelt so stark wäre das Heer der Sachsen gewesen, als

richs Leuten an Brot: es war kein Mehl zu beschaffen, weil die Flüsse so hart gefroren waren, daß die Mühlen still standen. Die Reisigen plünderten: in Fulda und Hersfeld war die Nahrung so kärglich, daß die Mönche davonlaufen wollten; die Sachsen konnten von ferne Dörfer brennen sehen.

Abt Hartwig von Hersfeld, welchen Heinrich am 26. Januar an die Rebellen abgesandt hatte, meldete, sie wären zum Unterhandeln bereit. Vier Bischöfe, darunter sicher Embricho von Augsburg, * gingen hinüber, und nach längerem Verhandeln stellte Otto von Nordheim, der Alles leitete, folgende drei Forderungen: Heinrich möchte seine Burgen zerstören und nicht wieder bauen; er möchte alle sächsischen Angelegenheiten nur nach dem Rathe der Sachsen ordnen und nicht nach Rathgebern aus einem andern Herzogthum; endlich möchte er ihnen und allen Uebrigen, die im vergangenen Jahre von ihm abgefallen, Amnestie gewähren. ** Sicher — und nicht mit Unrecht — glaubten die Bischöfe, es würde das Beste sein, wenn der König diesen Bedingungen seine Zustimmung gäbe.

Indessen Heinrich schien es ein unerträglicher Schimpf, daß er sich von seinen Vasallen zwingen lassen sollte, die Burgen, die er mit so großen Kosten gebaut hatte, niederzureißen. Er verwarf die Forderungen, beschwor die Fürsten, diese Schmach von ihm zu wenden, und beschloß, eine Schlacht entscheiden zu lassen. Allein er konnte nichts machen: sie kündigten ihm nicht den Gehorsam auf, aber verließen die Quartiere nicht, da er zum Kampf ausrücken wollte. Auf dringendes Bitten seiner treusten Räthe gab er endlich nach und erklärte, die Bedingungen annehmen zu wollen, wenn sie dieselben billig fänden.

So gingen fünfzehn Bischöfe und andere Fürsten hinüber zu den Sachsen und brachten die Häupter der Rebellion am 2. Februar 1074 nach Gerstungen. Heinrich empfing sie freundlich, küßte sie — wie es damals üblich — und bestätigte die Friedensbedingungen. Dann belohnte er diejenigen, welche bei den Unterhandlungen beson-

Heinrichs Heer. Lambert dagegen spricht von 40000 Mann, obwohl sie 11000 entlassen!

* S. Annal. August. 1074.

** Bruno 31. Lamberts Deklamationen sind fast ganz unbrauchbar.

ders thätig gewesen — zumal wohl Abt Hartwig — und zog mit den Sachsen nach Goslar.

Die Königin blieb in Hersfeld zurück. Seit dem September 1073 etwa war sie auf der Burg Volkerode gewesen — Heinrich hielt dieß für das Sicherste — ihre Niederkunft stand bevor, als die Rebellen in der Mitte des Januar die Burg einschlossen. Doch gelang es Abt Hartwig, sie nach seinem Kloster zu bringen. Sie gebar am 12. Februar einen Sohn, der vom Bischof Ezzo von Altenburg * schon am 14. getauft wurde; denn das Kind schien so schwächlich zu sein, daß man fürchtete, es würde bald sterben. Der Abt und Einige der Mönche hoben es über die Taufe: es erhielt den Namen seines Großvaters Konrad.

LXXIV.

Auch jetzt noch hoffte Heinrich, seine Burgen zu retten: er beschloß sein Möglichstes zu thun, als er nach der Harzburg kam und die Trauer jener tapfern Ritter sah, daß diese herrliche Veste, die sie so ruhmvoll vertheidigt hatten, nun niedergerissen werden sollte. Sie zeigten ihm die Stätten, wo sie gekämpft, und wie sie ihre Kameraden an den goslarschen Bürgern gerächt hätten. Die bittersten Empfindungen mochten über ihn kommen, wenn er bedachte, daß die Ruinen seiner Burgen, ja die öden Stätten, wo sie gestanden, ein Denkmal sein sollten der Demüthigungen, welche er durch seine treulosen Fürsten erlitten. Die Belagerungen waren eingestellt worden; er hatte zunächst eine Frist für die Burgen erlangt: sie sollten erst zerstört werden, wenn die Vorräthe, womit man sie versehen, aufgezehrt wären. Jetzt sprach er den Wunsch aus, es möchten sämmtliche Fürsten des Reiches über die Burgen entscheiden: zum 10. März hatte er dieselben nach Goslar berufen.

Wiederum erschien fast Keiner der Fürsten; nur die sächsischen und thüringischen Großen mit gewaltigem Gefolge. Lange dauerte es, ehe Heinrich nachgab: er entschuldigte sich mit der Abwesenheit der übrigen Fürsten und wies jede Vorstellung ab: erst die drohende

* Altenburg oder Oldenburg im heutigen Holstein, Femern gegenüber, damals ein wendisches Bisthum.

Haltung der Sachsen und das äußerste Dringen seiner Getreuen, Liemars, Bennos und Eppos, konnte ihn zur Nachgiebigkeit bewegen. Aber er stellte Gegenbedingungen: erstens sollten die Krondomänen, welche von den Rebellen mit Beschlag belegt oder verwüstet worden, herausgegeben werden, — eine Forderung, die natürlich sogleich ausgeführt wurde, indem königliche Beamte überall umherzogen, bis Alles in Ordnung war; und zweitens verlangte er, daß die übrigen Burgen in Thüringen und Sachsen, welche den Fürsten gehörten, ebenfalls eingerissen würden. Es wird nicht klar, wie weit diesem Verlangen Folge geleistet worden ist. „Die Burgen (sagen die Rebellen in ihrem Manifest vom Jahre 1075), welche er in unserem Lande zu zerstören befahl, haben wir alle gebrochen, außer denjenigen, deren Fortbestand er gegen unsern Willen gestattete." — „Aus Rache (berichtet Bruno) ließ er alle Burgen und Befestigungen in Sachsen zerstören, außer den alten Sädten, die zum Schmuck des Reiches erbaut worden sind. So wurden einige Burgen zerstört, die gar nicht übel berüchtigt waren; andere, wo Räuber und Diebe hausen, blieben unversehrt, wenn Letztere dem Könige Geld gaben." * Jedenfalls blieben in der Nähe von Magdeburg Burgen stehen, wohin sich die sächsischen Fürsten 1075 flüchteten.

Auf der Harzburg, war ausgemacht worden, sollten nur die Mauern niedergerissen werden; alle übrigen Gebäude sollten stehen bleiben. Indessen wenige Tage nachdem Heinrich Sachsen verlassen hatte, um in Worms die Fastenzeit (März und April) zuzubringen, erhielt er Botschaft, daß auf der Harzburg nicht ein Stein auf dem andern geblieben.

Die sächsischen Fürsten berichten in ihrem Manifest, die Sache wäre in folgender Weise geschehen: der König hätte die Zerstörung der Mauern seinen Dienstleuten und Beamten übertragen, die nachlässig und träge, um schneller zum Ziele zu kommen, aus der Umgegend die Bauern zusammengerufen und ihnen überlassen hätten, die Befestigungswerke abzubrechen. Es wäre Niemand zugegen gewesen, sie im Zaume zu halten: in ihrer Dummheit, und weil sie von

* Diese Worte Bruno's sind nichts als Ausschmückungen dessen, was im Manifest steht. Vgl. auch Kap. 33. und 42.

der Burg (bei der Belagerung 1073) viel zu leiden gehabt, hätten sie nichts stehen lassen wollen, damit sie nicht wieder hergestellt würde.

Wahrscheinlich ist dieß der Verlauf der Sache gewesen. * Es war kein angenehmes Geschäft für Heinrichs Leute, Mauern und Thürme einzureißen, die sie mühevoll errichtet hatten, während etwa ein Paar Ritter oder Bauern von der Partei der Rebellen ihnen zusahen und höhnische Glossen machten. Sie mochten denken, wenn die Befestigungen einmal zerstört werden sollten, so könnten die Rebellen diese Mühe übernehmen. Mit der den Deutschen damals eigenthümlichen Zerstörungswuth drangen die Bauern in die Gebäude, raubten die Habe des Königes, Schätze und Schmucksachen von Golde schwer; stürzten in die Kirche, rissen die kostbaren Platten und Gemälde von den Altären, zerbrachen die vergoldeten Crucifixe, wühlten die Reliquien unter den Altären hervor und die Särge, in denen die Leichen von Heinrichs kleinem Bruder und von seinem ersten Sohne lagen, zündeten endlich Feuer an und machten den ganzen königlichen Bau dem Erdboden gleich.

Unsicher ist die Nachricht des hersfelder Mönches, daß ein Abt aus der Nachbarschaft — Herrand von Ilsenburg, wie man gewöhnlich annimmt — die Reliquien und die Leichen den Bauern entrissen und nach seinem Kloster geschafft hätte. In ihrem Manifest (1075) sagen die sächsischen Fürsten selbst aus, daß jene Gebeine umhergestreut worden (disjecta); sicher hätten sie die fromme That des Abtes erwähnt, wenn sie geschehen wäre.

Es war ein großes Unglück, daß dieß sich ereignete. Was hatte Heinrich nicht Alles ertragen in den letzten Monaten! Jene nächtliche Flucht von der Harzburg, der Abfall der Fürsten, der Zug von Regensburg nach Worms, endlich dieß bittere, schmachvolle Zugeständniß, daß die Burgen zerstört werden sollten. Wie war die Majestät der Krone frevelhaft angetastet!

Und nun noch dieser Friedebruch! Jene prachtvolle Residenz, an die er so viel Kosten und Mühe gewandt hatte, vernichtet von den Rebellen, den ausdrücklichen Friedensverträgen zuwider! — Die

* Lambert erzählt es anders: die Mauern wären schon zerstört gewesen, als die Bauern die Burg erstiegen und alles verbrannt hätten.

sächsischen Fürsten sandten voll Besorgniß zu ihm, betheuerten ihre Unschuld und baten ihn, wenn er sie für die Anstifter hielte, von den übrigen Fürsten die Sache untersuchen zu lassen. * Heinrich that nichts; er verschmähte es, sich an Bauern zu rächen; aber er bewahrte die Sache in seinem Herzen.

Intermezzo in Köln (Anno's Tod)

LXXV.

Als Heinrich Ostern in Bamberg feierte, hatten sich Siegfried, Herzog Berthold und andere Fürsten bei ihm eingefunden; vielleicht auch Herzog Rudolf. Mit welchen Mienen mögen sie ihrem Könige genaht sein! Welche Entrüstung mögen sie geäußert haben über die Zerstörung der Harzburg und die Gottlosigkeit der Sachsen!

Einige Wochen später sammelte er in Franken und Baiern ein Heer, um seinem Schwager, dem Könige Salomo von Ungarn, zu helfen, der von seinem Vetter Geusa vertrieben worden war. Allein in Regensburg holte ihn eine Gesandtschaft kölnischer Bürger ein und baten ihn um Hülfe gegen ihren Erzbischof. ** Es war nämlich ein großer Streit zwischen den Kölnern und Anno entstanden: der hersfelder Mönch, welcher diese Geschichte mittheilt, hat sie sicher von Kollegen aus Siegburg oder St. Pantaleon vernommen.

Bischof Friedrich von Münster, Bruder des Markgrafen Dedo, hatte das Osterfest zu Köln gefeiert; Anno hatte ihn zu sich eingeladen. Am Mittwoch nach Ostern — es war der 23. April, der Tag des Märtyrer Georg — schickte der Erzbischof wie es scheint, in aller Frühe, Diener aus, um ein passendes Schiff für seinen Gast zu besorgen. Derselbe wollte vielleicht den Strom hinab bis zur Mündung der Lippe fahren. Anno's Leute — darunter etwa der Vicedominus — wählen unter den Schiffen eines, das einem sehr reichen Kaufmann gehört, und befehlen den Knechten im Schiffe, die Waaren herauszuwerfen und das Schiff in Stand zu setzen. Er droht Gewalt, da sie sich weigern. Sie nun laufen zu ihrem Herrn

* So das Manifest bei Bruno 42. Lamberts Behauptung, sie hätten die Bauern bestraft, scheint mir nicht richtig, weil die Rebellen dieß sicher im Manifest erwähnt haben würden.

** Lambert sagt, Heinrich sei von seinen Vertrauten (familiares) an den Rhein gerufen. Doch kurz vorher erzählt er, 600 Kölner wären aus der Stadt geflohen, um den König um Hülfe zu bitten.

und melden, was man ihnen zugemuthet. Der Sohn vom Hause, ein tüchtiger, tapferer Jüngling, nimmt die Knechte und außerdem von jungen Leuten, so viele er in der Eile zusammenbringen kann, läuft hinunter zu dem Schiffe und jagt des Erzbischofs Diener davon. Dasselbe widerfährt sogar dem Vogt, welcher ihnen zu Hülfe kömmt. Nicht lange, so ist Alles in Aufruhr: Dienstmannen des Erzbischofs eilen herbei, um dem Vogt zu helfen; Bürgersleute verstärken die Partei des Kaufmanns.

Als Anno dieß erfuhr, schickte er sogleich Leute ab, um die Ruhe herzustellen, war aber sehr aufgebracht, schimpfte und drohte, in der nächsten Gerichtssitzung wolle er die Frevler schon züchtigen. Später nach der Messe hielt er eine heftige Predigt und versicherte, die Stadt Köln sei des Teufels; sie würde nächstens untergehen, wenn sie sich nicht besserte.

Inzwischen waren die Gemüther der Bürger über den Streit um das Schiff keineswegs beruhigt. Jener Kaufmann, mit dessen Habe der Erzbischof so willkürlich hatte schalten wollen, gehörte zur Richerzechheit und war mit den ersten Familien der Stadt nahe verwandt; allenthalben sprach man dem anmaßenden, tyrannischen Wesen des Erzbischofs, seinen ungerechten Anordnungen, wie er Unschuldigen das Ihrige nähme und die anständigsten Bürger ausschimpfe.* Dann dachte man an die herrliche, preiswürdige That der Wormser, die ihren Bischof, da er vom Könige abgefallen, aus der Stadt gejagt hatten. Sie, die Kölner waren reicher und besser gerüstet: sollten sie ihren Erzbischof wie einen Tyrannen schalten lassen? — Kurz, bei diesem Reden — da wohl die halbe Bürgerschaft zusammengelaufen sein mochte, um das Schiff zu sehen und den Schauplatz des Streites, und um den Fall näher zu erörtern — bei dem Predigen des Erzbischofs und späteren Schoppentrinken der Bürger wurden die Gemüther so aufgeregt, daß man beschloß, noch denselben Tag den Palast zu stürmen und Anno gefangen zu setzen.

Wohl überlegt war der Plan in keiner Weise: auch war die That, welche wohl im Dezember des letzten Jahres Werth gehabt

* So läßt Lambert die kölnischen Bürger sprechen; kurz darauf läßt er die Bauern seine Mäßigung, seine Unparteilichkeit und strenge Rechtspflege rühmen.

hätte, mit dem Benehmen der Wormser nicht zu vergleichen. Konnte der König jetzt, da der Friede hergestellt war, ihrem Auftreten den Werth beimessen, wie vier Monate früher dem der Bürger von Worms? Und wenn sie nun den Erzbischof fingen, was wollten sie mit ihm beginnen? — Daß sie übrigens Anno „durch allerhand Martern" hätten tödten wollen, ist nicht glaublich.

Die beiden Bischöfe speisten gegen Abend noch im Hof vor der Pfalz, als die Bürger hereinstürmten. Sehr schnell und heimlich müssen Letztere ihre Maßregeln getroffen haben; sonst würde wohl irgend ein Dienstmann des Erzbischofs ihnen zuvorgekommen sein. Ein Hagel von Steinen und Geschossen scheuchte Anno und seine Gäste von der Tafel auf: Einige der letzteren sollen dabei getödtet worden sein, Andere wurden nur mit Schlägen fortgejagt. Der leibhaftige Satan — erzählt der Mönch — war an der Spitze der tobenden Menge zu sehen: er war in Helm und Panzer, zückte ein feuriges Schwert, blies mächtig die Trompete und wie er gegen das Thor der Pfalz lief, verschwand er plötzlich. Mit Mühe entkam Anno in St. Peters Dom, dessen Thore von seinen Begleitern alsbald verbarrikadirt wurden. Bischof Friedrich gelang es, aus der der Stadt zu fliehen.

Längere Zeit wußten die Bürger nicht, wohin Anno entkommen sei. Sie stürmten durch die Pfalz, schlugen die Thüren ein, raubten Kostbarkeiten und zerschlugen Vieles, ließen im Keller den Wein aus den Fässern laufen — wobei die Thäter fast im Wein ertrunken wären, wie der Mönch meint — in der Kapelle des Erzbischofs ward nicht minder schlimm gehaust; ja, ein Mensch, der sich dort verkrochen, wurde erschlagen; man glaubte (sagt der Mönch), es sei der Erzbischof und freute sich, daß die Lästerzunge endlich zum Schweigen gebracht wäre.

Es war schon finstere Nacht, als der Petersdom, in welcher Anno sich verborgen hielt, von den Bürgern eingeschlossen wurde. Ein schmaler Gang führte aus der Kirche in den Schlafsaal der Domherrn; von da konnte man in das Haus eines Domherrn gelangen, welches an die Stadtmauer stieß. Der Besitzer dieses Hauses hatte wenige Tage vorher von Anno die Erlaubniß erhalten, von seinem Hause aus die Mauer durchbrechen und eine kleine Pforte

dort anlegen zu dürfen. Durch diese Pforte gelangte der Erzbischof — in einer Verkleidung, wie es heißt — in's Freie, es wurden Pferde herbeigeschafft, er vereinigte sich mit Bischof Friedrich und kam nach Neuß. *

Denen, welche in der Kirche zurückgeblieben (meist wohl Geistliche) gelang es, die Belagerer so lange hinzuhalten, daß Anno einen bedeutenden Vorsprung gewann; sie öffneten die Thüren; als man schon mit einem Sturmbock gegen die Mauer stieß, ließen die Bürger suchen und versicherten, der Erzbischof hätte bereits am vorhergehenden Abend die Stadt verlassen. Schnell schickten die Bürger nun Boten an den König, er möchte ihre Stadt in Besitz nehmen und sie vor der Rache Anno's schützen; auch besetzten sie die Mauern. Einige Unordnungen fielen vor: über einem Stadtthore ward ein Mensch aufgehängt, unbekannt, aus welchem Grunde. Eine Hexe, die Menschen mit Zauberkünsten wahnsinnig gemacht, ward von der Mauer gestürzt, — eine That, die der Mönch nicht so sehr mißbilligen kann, „wäre sie nur zu einer andern Zeit geschehen."

Der Erzbischof brachte inzwischen von seinen Vasallen und Bauern ein Heer zusammen und bewies eine so große Rührigkeit, daß er schon vier Tage nach seiner Flucht, am Sonnabend, gegen die Stadt ziehen konnte. Sicher wollte er hindern, daß die Bürger sich zu einer längeren Belagerung rüsteten, und der König Zeit erhielte, ihnen zu helfen. Die Stadt war, wie es scheint, auf einen energischen Widerstand nicht vorbereitet: man schickte Boten an Anno, um zu unterhandeln. Der Erzbischof kam nach St. Georg vor der Mauer, um Messe zu halten: er rief diejenigen, welche am Mittwoch seine Pfalz gestürmt, vor sich, und sie erschienen baarfuß und im Büßergewande. Dann beschied er sie auf den folgenden Tag, den Sonntag, nach dem Petersdom, um sie dort nach kanonischem Rechte zu strafen. Die Bauern bat er mit vielem Dank, sie möchten nun wieder heimkehren, legte von den Reisigen so viele in die Stadt, wie zur Unterdrückung eines Aufstandes hinreichend schienen, und begab sich nach der St. Gereonskirche, die ebenfalls außerhalb der Stadtmauer lag. Die Bürger trauten ihrem

* Bekanntlich Düsseldorf gegenüber.

Erzbischof doch nicht viel; seine Messe zu St. Georg hatte ihnen so wenig behagt, daß die reichsten Kaufleute, über 600 an Zahl, in der Nacht die Stadt verließen, um beim Könige Hülfe zu suchen. Am Sonntag, Montag und Dinstag fand sich Keiner der Bürger bei Anno ein; da gab er seinen Soldaten Befehl, sie zu strafen. Sie stürzten in die Häuser, plünderten, mordeten, warfen Viele in Ketten und hausten so, daß es selbst dem Mönch zu arg erschien. Er meint freilich, sehr viele Leute versicherten, Anno hätte von dem Verfahren seiner Soldaten nichts gewußt; indessen das ist kaum möglich. Jener junge Kaufmann, der eine Woche vorher seines Vaters Schiff gegen Anno's Leute so wacker vertheidigt hatte, war unbegreiflicher Weise in Köln geblieben: er wurde nebst mehreren Anderen geblendet; Einige wurden mit Ruthen gepeitscht und kahl geschoren, Alle sehr hart an ihrem Vermögen gestraft und sämmtliche Bürger zu dem Eide gezwungen, sie wollten Köln für den Erzbischof gegen Jedermann vertheidigen und die flüchtigen Mitbürger stets als ihre ärgsten Feinde ansehen.

Köln litt ungemein durch die Ereignisse jener Woche. „Die kurz zuvor so volkreiche Stadt, schreibt der Mönch, nach Mainz die erste unter den Städten am Rhein, ist zur Einöde geworden. Bisher faßten die Straßen kaum die Schaaren der Fußgänger: jetzt ist da selten ein Mensch zu sehen. Schauriges Schweigen herrscht an den früheren Orten der Lust und Wonne."

Heinrich ließ seinen Zug nach Ungarn und kehrte nach dem Rhein zurück, wo ihn Siegfried in den Pfingsttagen zu Mainz höchst glänzend bewirthete. Als er weiter zog, soll ihm eine Gesandtschaft Anno's entgegengekommen sein. Der hersfelder Mönch erzählt nämlich, der Erzbischof sei beschuldigt worden, er habe König Wilhelm den Eroberer aufgefordert, das alte „Uferland," Ripuarien, für sich zu nehmen und Aachen zu seiner Residenz zu machen; durch jene Gesandten hätte er sich gegen diese Anklage vertheidigt.

Am zweiten Tage nach seiner Ankunft in Köln saß der König zu Gericht, indessen die Bürger konnten allerdings gegen den Erzbischof nichts machen. * Heinrich forderte ihn dann auf, den geflohenen Bürgern

* Lambert weiß, was für Hoffnungen sich Heinrich damals machte. „Er

die Rückkehr zu gestatten, ihm selbst aber sechs seiner Ritter als Geißeln zu geben. Anno weigerte sich: nie hätte ein König von einem seiner Vorgänger Geißeln gefordert, und was jene Kaufleute beträfe, so wären sie im Bann und müßten Genugthuung leisten, wenn sie in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen sein wollten. Der Streit dauerte lange, und von beiden Seiten sahen die Ritter mit Besorgniß ein so unerquickliches Schauspiel an, bis Heinrich auf Bitten seiner Räthe endlich erklärte, er wolle ihm seine Untreue nicht vergelten. * Er ging nach Aachen, um gegen einen Einfall von Westen her Anstalten zu treffen, und verließ Lothringen in der Mitte des Juli.

Der hersfelder Mönch findet schließlich, jene Unruhen in Köln seien von Leuten angestiftet worden, die den König am Erzbischof hätten rächen wollen. „Die kölnischen Bürger, denen er vordem einzig theuer war, wurden durch Geschenke und Versprechungen aufgehetzt, ihn zu tödten!“ — Mit Freuden berichtet Anno in einer Urkunde vom 30. Oktober 1074, wie er in jenem Jahre plötzlich in Noth gekommen, die er aber nicht näher bezeichnen könne; wie er sich da an die Heiligen Kunibert, Klemens und Ewald gewendet, und wie durch sie seine Furcht in Hoffnung, seine Trauer in Freude, seine Gefahr in Sicherheit verwandelt, und die boshaften Pläne Vieler gegen ihn zu Schanden geworden wären.

Ein gutes Gewissen scheint aus diesen Worten nicht zu sprechen: auch war der alte Ränkeschmied schwerlich mit einem solchen versehen. Zu Ostern 1075 rief er, durch einen Traum hierzu bewogen, die verbannten Bürger zurück. Sein letztes Lebensjahr brachte er höchst traurig zu. Er erlebte noch, daß sein Bruder nnd sein Neffe besiegt wurden und in Haft kamen. Der König war ihm nicht gnädig; denn Anno hatte einst — vielleicht nach Ostern 1075 — an Bischof Burkhard einen Brief geschrieben mit Instruktionen und Rathschlägen, vorsichtig auf eine Wachstafel, damit die Schrift schnell vernichtet werden

hoffte, es würde ein Aufruhr entstehen, und der Erzbischof aus der Stadt geworfen werden, oder er würde ihn wegen Unterdrückung unschuldiger Leute als Hochverräther belangen können.“

** Das sind nicht die Worte des Mönches. Ihm zufolge sagte Heinrich, er wolle lieber in Wohlthun, als in Uebelthun mit dem Erzbischof wetteifern.

könnte; und der vertraute Diener, der die Tafel überbringen sollte, brachte sie in der Meinung, es stünde etwas dem Reiche Gefährliches darin, dem Könige, welcher dem Erzbischof Verrath vorwarf und „auf seinen Tod sann.“ Nun starben seine Vertrauten um ihn her, und zuletzt „ward dem Satan Gewalt über sein Fleisch gegeben.“ An beiden Füßen bildete sich je eine Eiterwunde; nach und nach faulte das Fleisch herunter, so daß der bloße Knochen zu sehen war. Diese Krankheit ergriff Füße, Beine und endlich den Leib, drang in den Sitz des Lebens und — wie der hersfelder Mönch sich ausdrückt — „schickte die siebenfach geläuterte Seele aus dieser kothigen Behausung zu den ewigen Wohnstätten des Himmels.“

Aber hätte der ghibellinische Sänger ihn gekannt, er hätte auf seiner Wanderung durch die Stätten des ewigen Leides Anno vielleicht in jener Eisschicht erblickt an Ganelons Seite, in dem „Loch voll Graus,“

> Zur Tiefe hingewandt das Antlitz tragend,
> Vom Froste mit dem Mund, und von den Weh'n
> Des Herzens mit den Augen Zeugniß sagend.

Er starb zu Köln am 4. Dezember 1075. Seine Leiche ward in Siegburg beigesetzt, wo er natürlich viele Wunder that „zur Beschämung derjenigen, welche sein heiliges Leben mit neidischem Zahne benagten.“

LXXVI.

Dringendere Bitten als je richtete König Salomon an Heinrich: er erklärte Ungarn von Neuem für ein deutsches Lehen, verpflichtete sich zum Tribut, übergab ihm zwölf Geißeln und bot ihm sechs der festesten ungarischen Städte als Unterpfand seiner Treue. Heinrich bot die Fürsten in Süddeutschland auf, allein die Bischöfe hatten zum Theil bei dem Zuge gegen die Sachsen ihre Mittel erschöpft; andere Fürsten sagten, die Frist wäre zu kurz: so konnte er nur mit einem eilig zusammengerafften Heere — sicher meist Söldner * — aufbrechen. Er richtete nicht viel aus: wohin er kam,

* miles gregarius et privatus. Lamb. 1074.

waren die Lebensmittel vernichtet. Schon im Oktober kehrte er nach Worms zurück, mit ihm seine Schwester Judith, die Königin von Ungarn, während Salomon an der Gränze blieb, wie es scheint, in einer der wenigen Städte, die er dort noch behauptete.

Fast den ganzen Winter von 1074 bis 75 brachte Heinrich in Baiern und Schwaben zu. Er ging von Worms zunächst nach Regensburg, später nach Augsburg und Reichenau, feierte das Weihnachtsfest mit großer Pracht zu Straßburg, zog dann nach Mainz und kehrte zum Osterfeste (5. April) 1075 nach Worms zurück. Seit mehr als Jahresfrist hatte man ihn in Sachsen nicht gesehen: die Fürsten dort konnten jetzt keine Klage mehr führen, daß er sich so oft in Goslar aufhielte. Sollten sie nicht gemerkt haben, was im Werke war? Denn seit Anfang des Jahres rüstete man in Süddeutschland: die Waffen wurden in Stand gesetzt und die Pferde eingeübt „leicht im schnellen Lauf sich zu wenden und den schrecklichen Tumult des Krieges nicht zu scheuen.“ Allgemein hieß es freilich, es solle im nächsten Sommer nach Ungarn gehen — und wollte Gott, daß es den Ungarn gegolten hätte! — aber in der That galt es den Sachsen.

Heinrich hatte die Demüthigungen des letzten Winters nicht vergessen. Welch bitteren Kampf hatte es ihm gekostet, seine Burgen abbrechen und verbrennen zu lassen! Und dann, als wären die Ereignisse jener sieben Monate vom August 1073 bis zum März 74 noch nicht Schimpf genug, war ihm seine Pfalz und Kirche auf der Harzburg ruchlos zerstört — ein offener Bruch des Friedens und der gerstunger Verträge! Ueber ein halbes Jahr hatte er seine Erbitterung still genährt; jetzt erst, da er im Winter 1074 Süddeutschland durchzog, boten sich ihm Mittel, die Häupter der sächsischen Rebellion zur Rechenschaft zu ziehen. Wie die Fürsten dort, zumal Herzog Rudolf, wegen ihres Benehmens im November 1073 sich gerechtfertigt, da Reginger mit seiner falschen Klage hervorgetreten war, und Heinrich in Franken und Baiern ihren Nachstellungen kaum entging, * — darüber haben wir keine Kunde; daß er ihnen nicht trauen könne, sprach er noch im Sommer 1075 in einem

* So Berthold 1073. ut ipse vix evaderet insidias eorum.

Briefe an Pabst Hildebrand aus. Aber sie konnten ihm dienen, die königliche Autorität in Sachsen wieder zur Geltung zu bringen.

Rudolf von Schwaben war es besonders, der ihn zu einem Kriege gegen die Sachsen antrieb, und es ist wohl der Mühe werth, nachzuforschen, warum er so großen Eifer bewies.

Der Priester Bruno versichert wiederholt, Herzog Rudolf sei erzürnt gewesen, daß die Sachsen den Frieden von Gerstungen geschlossen; er hätte ihnen Treulosigkeit vorgeworfen und gemeint, bei jenem Friedensschlusse hätte er wenigstens hinzugezogen werden müssen, da er Bundesgenosse der Sachsen gewesen; jetzt hätte er den König angespornt, die Beleidigung, welche Gott und ihm und allen Fürsten durch die Zerstörung der Harzburg zugefügt worden, nicht ungerächt zu lassen, und ihm hierzu seine ganze Macht zu Gebote gestellt. *

Der hersfelder Mönch berichtet in seiner nachlässigen Weise, der Herzog von Schwaben hätte vor Allen zum Kampfe getrieben, weil er bezüchtigt worden, im letzten Jahre nach der Krone gestrebt zu haben, und diesen Verdacht durch neue Beweise von Ergebenheit hätte tilgen wollen. **

Man tappt hier fast völlig im Dunkeln.

Sollte es wahr sein — wie die Chronisten versichern *** — daß von Anfang an eine Verschwörung bestand zwischen den sächsischen Rebellen, Anno, Siegfried, Herzog Rudolf und vielleicht noch Welf? Dann würde die Frage übrig bleiben, welches der eigentliche Endzweck der Verschwörung gewesen. Nähme man an, sie hätten wirklich mehr beabsichtigt, als Magnus' Befreiung und die Zerstörung der Burgen — wo sich ein ziemlich weites Feld für unbestimmte Vermuthungen öffnen würde — dann müßte man freilich gelten lassen, daß die übrigen Verschworenen Grund hatten zu der

* Bruno 31. 35. 44. An der letzteren Stelle ist der Text bei Pertz nicht ganz vollständig.

** Lambert 1075. quod anno priore regnum affectasse diffamatus fuerat. Nachlässig ist diese Ausdrucksweise (bezüchtigt! Verdacht!), weil er zum Jahre 1073 sehr genau berichtet, unter welchen Bedingungen sich Rudolf bereit erklärt hätte, die Krone anzunehmen.

*** Bruno 17. 18. u. s. w. Lambert sagt erst, es wäre ein Gerücht gewesen, später nimmt er das Gerücht als ein Faktum an, wie er auch an andern Orten thut.

Klage, die Sachsen wären treulos, da sie für sich, ohne Rücksicht auf die übrigen Theilnehmer der Conspiration, mit dem Könige Frieden schlossen. Ebenso, wenn man annähme, daß die genannten Fürsten etwa erst im Oktober 1073 zu Gerstungen eine Intrigue gesponnen hätten, deren Zweck vielleicht gewesen wäre, den König zu stürzen und ein vollkommenes Wahlreich herzustellen. Rudolf hätte wirklich Grund gehabt zu zürnen, daß die Sachsen Frieden machten, nachdem jener falsche Ankläger aufgetreten, das ganze Reich so erfolgreich in Verwirrung gestürzt, der König fast von Jedermann verlassen war, und Alles den Plänen der Rebellen günstig schien.

Allein ich glaube nicht, daß eine Verschwörung von so großem Umfange bestand: in dem Manifeste der Rebellen, welches sie 1075 erließen, ja selbst in den Privatbriefen der Fürsten, welche der Priester Bruno aufbewahrt hat, findet sich nicht die geringste Andeutung, daß die übrigen Fürsten jenen Aufstand ursprünglich gebilligt, oder darum gewußt hätten. Die eigenen Versicherungen des Priesters und des hersfelder Mönches können nicht maßgebend sein.

Ich bin vielmehr — nach sorgfältiger Prüfung der uns überlieferten Nachrichten — überzeugt, daß die sächsischen Rebellen sich auf eigene Faust erhoben, wahrscheinlich in der Hoffnung, den König in Goslar zu überrumpeln. Ich bin überzeugt, daß dann im Oktober zu Gerstungen von den Fürsten wirklich der Beschluß gefaßt worden ist, die Rebellen sollten sich zu Köln ergeben, unter Bedingungen, welche die andern Fürsten gut heißen würden; und vielleicht beschloß man überdieß dem Könige nicht zu helfen, wenn er auf billige Bedingungen nicht einginge. Zugleich bin ich überzeugt, daß zu Gerstungen von einem kleinen Theile der Fürsten heimlich beschlossen wurde, diesen Frieden in Köln nicht zu Stande kommen zu lassen, und daß in Folge dieser Intrigue Reginger zu seiner falschen Anklage angestiftet ward. Ob Rudolf um diese Intrigue gewußt, ob er ferner die Absicht gehegt hat, die nun eintretende Verwirrung mit Hülfe der Sachsen zu einem großen Schlage gegen Heinrich zu benutzen, ist zweifelhaft. Dennoch kam ihm der Friede zu Gerstungen sehr unerwartet und ungelegen: seine Stellung wurde dadurch mehr als unbehaglich. Er war durch sein Auftreten im November 1073 im höchsten Grade compromittirt; hätten die Sachsen ihn und die

übrigen Fürsten zum Friedensschlusse hinzugezogen, so würde er mit ihnen zugleich sich mit dem Könige versöhnt haben, und Alles wäre in Ordnung gewesen. So aber hatten sie ihn durch jenen Frieden seinem Schicksale und der Ungnade des Königes überlassen.

Auf der einen Seite war er also gegen die Sachsen erbittert und auf der andern Seite voll Verlangen, sich den König zum Freunde zu machen; aber ein eigentliches Bündniß hatte zwischen ihm und den Sachsen nicht bestanden. Mit ihm trieben andere Fürsten zum Kriege — „theils durch viele Versprechungen angespornt, theils angezogen durch den Zwang des nahen Todes, dem sie nicht entrinnen konnten." *

Wohl mochte den sächsischen Fürsten hin und wieder unheimlich zu Muthe sein, da der König weder in ihrer Mitte erschien, noch auf ihre wiederholten Entschuldigungen wegen der Harzburg eine bestimmte Antwort gab. Indessen erst nach Ostern 1075, als Heinrich das Reich feierlich gegen sie aufbot, sahen sie mit Schrecken, welches Ungewitter sich wider sie zusammenzog. Sie suchten die einzelnen Herzöge und Bischöfe zu gewinnen, allein „die Klugheit des Königes, die in wunderbarer Weise über seine Jahre groß war, hatte jeden Ausweg verbaut." Er wollte nicht noch einmal Unterhandlungen zu Stande kommen lassen, wie sie im Oktober 1073 zu Gerstungen Statt gefunden: er hatte allen Fürsten das Versprechen abgenommen, daß sie ohne sein Wissen keine Botschaften der Sachsen annehmen würden.

Manifeste erschienen zu jener Zeit fast stets in der Form von Briefen: so war Hildebrand's Manifest 1080 ein Brief an Bischof Herrmann von Metz, Heinrichs Manifest im Jahre 1084, da er von Rom heimkehrte, ein Brief an Bischof Dietrich von Verdün. Die sächsischen Fürsten nun erließen damals ein Schreiben an Siegfried von Mainz, worin sie Alle, die Gott fürchteten, beschworen, die Gerechtigkeit ihrer Sache zu erwägen. Sie setzten noch einmal die Beschwerden auseinander, welche sie 1073 zur Rebellion getrieben, und welche Siegfried sicherlich aus den Verhandlungen zu Gerstungen hinreichend kennen mußte. Sie klagten, der König hätte, seit er

* Bruno 44.

herangewachsen, sie zu bedrücken gesucht; er hätte ihnen ihre Güter nehmen und dieselben seinen Vertrauten geben wollen, dazu hätte er in Sachsen Burgen gebaut. Wie Gott sie zu seiner Zeit aus dieser Noth befreit, davon wollten sie nicht reden. Nachdem aber der König ihnen seine Gnade wieder geschenkt, hätten sie nichts begangen, was einen Krieg gegen sie rechtfertigen würde. Die geraubten Krongüter wären erstattet, die Burgen, deren Zerstörung er befohlen, abgebrochen worden. An der Zerstörung der Kirche auf der Harzburg und der Gräber dort wären sie nicht schuld; ohne ihr Wissen hätten einfältige Bauern jene Frevel begangen und die Gebeine von Heinrichs Bruder und Sohn umhergeworfen. Sie hätten wiederholt gebeten, sich vor den übrigen Fürsten verantworten zu dürfen, aber Niemand hätte den König bewegen können, ihre Botschaft anzunehmen. Jetzt nun bäten sie Siegfried, den König zu ermahnen, daß er nicht eher Sachsen mit Krieg überzöge, als bis er den Fürsten bewiesen, daß sie — die sächsischen Fürsten — strafbar wären und sich der Strafe widersetzen wollten. Sie bäten von Neuem, von den Fürsten gerichtet zu werden; nach dem Urtheile der Fürsten möchte der König sie strafen oder in seiner Gnade belassen.

Heinrich verlangte dagegen, die Häupter der Rebellion von 1073 sollten sich ohne jede Bedingung auf Gnade und Ungnade ergeben. Das wollten sie nicht. *

Auf den Rath seiner Getreuen indessen sandte Heinrich noch einmal Botschaft an den Erzbischof Wezel, entbot ihm seine Gnade und erklärte, nicht dem ganzen Stamme der Sachsen gälte sein Kriegszug: die Expedition solle unterbleiben, wenn Bischof Burkhard, Otto von Nordheim, Pfalzgraf Friedrich und einige Andere, die nicht genannt werden, ihm ausgeliefert würden.

Mit Zustimmung dieser Fürsten antwortete Wezel, sie sollten vor ihn gebracht werden unter der Bedingung, daß dann nach dem Urtheile aller übrigen Fürsten mit ihnen verfahren würde.

Dieß war der Stand der Unterhandlungen, als das Reichsheer und das Heer der Sachsen im Juni nach Thüringen zog. „Ich bin

* Bruno 43. Die Angabe Lamberts, die sächsischen Fürsten hätten baarfuß dem Könige entgegen ziehen und so seinen Spruch über sich ergehen lassen wollen, ist falsch. Das wollten sie eben nicht.

nicht zum Kampf gegen den König ausgezogen (versichert Erzbischof Wezel), sondern lediglich, wie es vor seinen Gesandten ausgemacht war, um diejenigen von uns, welche er seine Feinde nannte, mit oder gegen ihren Willen vor ihn zu bringen, damit sie nach dem Spruch der Fürsten Strafe litten oder für unschuldig erklärt würden." *

LXXVII.

Voll banger Besorgnisse übrigens sahen die sächsischen Fürsten der nächsten Zukunft entgegen. Sie fasteten, gaben Almosen, hielten Prozessionen, stimmten Klaggesänge an, wälzten sich in Sack und Asche „und unterließen keine jener religiösen Uebungen, die nach der kirchlichen Tradition Gottes Zorn versöhnen sollen. Aber Gottes Zorn war größer, als daß er durch Thränen, Hostien und Almosen hätte besänftigt werden können." Manches unheilverkündende Omen ward beobachtet. Krummstäbe und Kruzifixe troffen wie von Schweiß. Als in einem Dorfe bei Magdeburg der Pfarrer bei der Kommunion den Altarkelch erhob, sah er, wie der Wein in dickes Blut verwandelt war. Bischof Werner von Merseburg that bei der Messe „nach der Sitte einen Theil des Leibes Christi in das Blut des Herrn, und derselbe ging sogleich unter, als wäre Christi Fleisch in Blei verwandelt gewesen." In Magdeburg hatte man eine Ahnung, daß schwerlich Alles friedlich ablaufen würde: einer Nonne ward dort offenbart, wenn man das Haupt des heil. Sebastian, welches nebst mehreren andern Reliquien in der Stadt aufbewahrt wurde, die Gränze des Erzstiftes entlang trüge, so würde kein Feind hereinkommen. Burggraf Meginfried meldete dieß dem Erzbischof — der Priester Bruno war selbst zugegen — und noch nach der Schlacht ward der Schädel eilends von den Geistlichen um den ganzen Sprengel (diesseits der Elbe) getragen.

In der That war ihre Macht gering. „Alle Westfalen und Meißner waren, durch des Königes Gold bestochen, von uns abgefallen." Markgraf Dedo war todkrank und konnte an Nichts Theil nehmen. Manche der sächsischen Großen gingen zum Könige über,

* Ders. 45. und 48.

z. B. jene Brüder Friedrich von Berg und Wilhelm von Lothesleben. Viele, die in andern Theilen des Reiches Besitzungen hatten, ließen auch wohl einen Bruder oder Sohn bei den Sachsen und schlossen sich dem Reichsheere an, oder umgekehrt.

Kriegerischer waren die unkundigen Bauern gestimmt: sie versprachen, jeden Angriff abzuwehren. Ueberall traten sie zusammen zum Schutze ihres Heerdes: schon fanden sie Gefallen an dem Waffenlärm, am Klange der Hörner und der allgemeinen Aufregung. Ackergeräthe wurden zu Waffen geschmiedet: Pflugschaaren zu Schwertern, Sicheln zu Lanzen. Es war ein sonderbarer Heerhaufen, wie sie nach Thüringen zogen: Einige führten Schilder, Einige Sturmhauben gleich den Reitern, Andere Hüte von dreifachen Filzlagen; Viele führten nur eichene Keulen mit Blei oder Eisen beschwert. Auch übte man sie ein, zu fechten und den feindlichen Hieb zu pariren, und hielt ihnen aufregende Reden: wie es schimpflich sei für freie Leute, Sklavenjoch zu tragen, besser sei es, mit den Waffen in der Hand zu fallen. *

Der König hatte befohlen, daß am Montag, dem 8. Juni, das Reichsheer bei Breitungen an der Werra zum Abmarsch bereit stände. ** Pfingsten feierte er zu Worms mit nur wenigen Fürsten, da Alle mit Rüstungen beschäftigt waren. Gleich nach dem Feste setzte sich Alles in Bewegung. Zuerst erschien Herzog Rudolf mit seinen Schwaben, mit Denen, „die bei Chur zu Hause waren," und Denen, „die aus dem Araris und Rhone tranken." Dann kam Welf „mit dem berühmten Stamme der Baiern, die so oft die Ungarn besiegt und nie die Treue gebrochen hatten." Nach ihnen die Rheinfranken, welche die königliche Fahne führten, unter Heinrichs Befehl. „Der König war vor Allen durch hohen Wuchs ausgezeichnet: er saß auf hohem Rosse, mitten unter Tausenden sichtbar; seine goldenen Waffen glänzten; er strahlte unter den Uebrigen, wie der Morgenstern unter den Gestirnen." Herzog Gottfried führte

* Bruno 39. 40. 52. Anonymus III.

** Alten-Frauen- und Herrenbreitungen liegen dicht bei einander. Bruno's fabelhafter Bericht, Heinrich hätte Aquitanier, Franzosen, Normannen, Polen, Wenden und Dänen gegen die Sachsen aufgeboten, ist kaum der Erwähnung werth.

die krieggewohnte Mannschaft vom Uferlande, von Tiel und Nymwegen herbei, aus jenem streiterfüllten äußersten Westen des Reiches: er und Herzog Dietrich hatten wohl die besten Reiter im Heere. * Endlich zog Wratislaw mit einem zahlreichen Heere beutekundiger Böhmen heran. „Die Erde dröhnte unter den Hufen der Rosse.“ Es waren nur Reiter, wie es scheint; außer raubgierigem Gesindel, das der Plünderung wegen den Reisigen folgte, war kein Fußvolk zur Stelle.

Nie hatte ein deutscher König vordem ein so großes Heer beisammen gehabt, außer etwa vor 120 Jahren der große Otto auf dem Lechfelde. Von den Fürsten fehlte Niemand, bis auf den alten Bischof Dietwin, der die Königin beherbergte und überdieß so schwach war, daß Jedermann seinen nahen Tod voraussah, — und Anno, dem der König den Zug gern erließ, da er treuen Dienst von ihm doch nicht erwarten durfte. Aber die Reisigen von Lüttich und Köln waren vollständig erschienen. Selbst Abt Widerad von Fulda, der immer lahm gewesen war, seit zwei Jahren aber infolge eines Schlaganfalles ohne Stütze gar nicht gehen konnte, kam auf einem Wagen nach Breitungen herüber. Die Sonnengluth, der Lärm und das Getümmel, welches ihn umgab, und der Staub, an dem er fast erstickte, führten einen neuen Schlaganfall herbei: sprachlos ward er nach Fulda zurückgeschafft und blieb in diesem Zustande bis zu seinem Tode, der sechs Wochen später erfolgte.

Heinrich führte das Heer am Montage vier Meilen weit bis in die Gegend von Eisenach, und am folgenden Tage (Dienstag 9. Juni) in einem Eilmarsche etwa drei Meilen weiter, so daß er schon vor Mittag das Dorf Behringen erreichte, welches in der Mitte des Weges von Eisenach nach Langensalza liegt. Die Sachsen hatten nicht weit davon in der Gegend von Nägelstädt ein verschanztes Lager errichtet, wie es scheint, eine ziemliche Strecke diesseits der Unstrut; doch waren Einige von ihnen noch jenseits des Flusses. ** Sie

* Anonymus III. Ekkehard spricht 1106 von der Reitkunst, in welcher die Niederlothringer die übrigen Deutschen überträfen.

** Lambert sagt, bei Hohenburg an der Unstrut hätte die Schlacht Statt gefunden, zwei bis drei Meilen wären die Sachsen verfolgt worden, aber nicht über den Fluß hinüber! Der Anonymus dagegen berichtet, die Lothringer wären über die Unstrut gesetzt.

glaubten nun, daß es sicher zu Unterhandlungen kommen würde, und hatten deßhalb nicht die nothwendigsten Maßregeln getroffen. Hätten sie eine Schlacht erwartet, so würden sie wohl kaum den ungeheuren Fehler begangen haben, die Unstrut zu überschreiten. Sie hatten keinen Oberbefehlshaber bestimmt, so daß eine kräftige Leitung fehlte; sie hatten weder Kundschafter ausgeschickt, noch Wachen ausgesetzt. Ritter und Bauern hatten sich sorglos gelagert, Viele selbst die Oberkleider abgelegt, und waren mit Essen und Trinken beschäftigt; denn sie hatten Lebensmittel in Menge herbeigebracht. Die Fürsten warteten — wie es heißt — ob sie zu Unterhandlungen geladen würden, und beriethen sich etwa, was sie sagen, unter welchen Bedingungen sie sich unterwerfen wollten.

Heinrich hätte eine Schlacht vermeiden sollen: es ist wohl sicher, daß die Rebellen sich damals im Juni in derselben Weise würden unterworfen haben, wie sie es später im Oktober thaten. Noch waren die friedlichen Mittel nicht erschöpft, und da den sächsischen Fürsten ausdrücklich auf fernere Unterhandlungen Aussicht gemacht worden, so mußte die Weise, in der man sie nun plötzlich angriff, nothwendig Erbitterung hervorrufen. Aber wunderbarer Weise wurde Heinrich und sein Heer fast ebenso durch die Schlacht überrascht, wie die Sachsen.

Man hatte die Zelte aufgeschlagen, war mit Fouragiren oder Kochen beschäftigt, und Heinrich selbst, ermüdet durch den Marsch, ruhte in seinem Zelte, als Herzog Rudolf hereintrat und ihm den Vorschlag machte, gleich auf der Stelle auszurücken und die Schlacht zu liefern, wenn die Sachsen sie annähmen; anderen Falles aber ihr Lager zu stürmen: sie hätten noch den größeren Theil des Tages vor sich, und die Sachsen wären nach der Aussage der Kundschafter so sorglos und nachlässig, daß man sie fast würde überfallen können. Heinrich ging leider ohne weiteres Nachdenken auf den Plan ein *: die Trompeten wurden geblasen und die „Legionen" in Eile geordnet. Den ersten Heerhaufen bildeten die Schwaben nach ihrem alten Vorrechte, die Schlachten des Reiches zu beginnen; dann folgten die

* Der hersfelder Mönch sagt, auf den Knieen hätte er dem Herzog für seinen Eifer gedankt. Auch wenn er erzählt, daß der König eine Bitte an die Fürsten richtet, läßt er ihn häufig einen Fußfall thun.

Baiern, dann Ostfranken, welche Herrmann von Gleisberg befehligte, und die bambergische Ritterschaft. In welcher Ordnung dann Ober- und Niederlothringer und Böhmen folgten, wird nicht klar. Heinrich selbst führte den fünften Heerhaufen, den er nach der Angabe des hersfelder Mönches aus den erprobtesten und auserlesensten Rittern selbst gebildet hatte: die Ritterschaft aus dem Worms- und Speiergau befand sich wohl hier. Man muß natürlich annehmen, daß die Mannschaften einige Zeit gehabt hatten, um etwas zu ruhen und zu essen, um die Pferde verschnaufen zu lassen, zu füttern und zu tränken. Und selbst bei dieser Annahme war es ein ungewöhnliches Beginnen, mit einer schweren Reiterei nach einem Eilmarsch von drei Meilen eine Schlacht zu liefern. Den Sachsen, wie unvorsichtig es auch war, daß sie keine Patrouillen vorschickten, kann wenigstens daraus kein Vorwurf erwachsen, daß sie an diesem Tage keinen Angriff mehr erwarteten.

Staubwolken, die in südwestlicher Richtung aufstiegen, verkündeten ihnen zuerst die Gefahr: bald sahen sie das eherne Geschwader Herzog Rudolfs. Lärm und Verwirrung erfüllte das Lager: Einige, d. h. wohl nur die Bischöfe von Merseburg und Magdeburg, ergriffen die Flucht, während Bischof Burkhard sicher sein Schwert zog, um mit den besten Rittern um die Wette zu kämpfen *; die Uebrigen verfuhren, wie eine Truppe zu thun pflegt, die überfallen wird: sie stürzten aus den Thoren des Lagers zum Kampfe, freilich nicht in der besten Ordnung, Viele sogar nur unvollständig bewaffnet. Mehrere Schlachthaufen zu abwechselnden Treffen zu bilden, die Ritter durch einige Worte zum Kampfe anzufeuern, durch die Trompete das Signal zum Angriff zu geben — alles dieß ging nicht mehr an. In einem dichten Knäuel sprengten sie auf die Schwaben, und nun begann dieser Kampf von Brüdern und Landsleuten gegen einander, desgleichen unsere Geschichte nur zu viele aufzuweisen hat. Wenn man bedenkt, daß ihre Pferde frisch waren, und daß sie um ihre Existenz kämpften, so wird man es begreiflich finden, daß die Schwaben dem Stoße dieser Reitermasse nicht gewachsen waren. Sie wären auf der Stelle über den Haufen geworfen worden, hätten

* Lambert 1075: quod ipse dux belli instructam aciem direxisset.

ihnen nicht die Baiern Hülfe geleistet. Aber auch so hatten sie einen sehr harten Stand, und ihr Verlust war groß. Die Lanzen waren beim ersten Anprall gebrochen, und im Schwerterkampf zeichneten sich die Sachsen besonders aus. In der Regel führte Jeder von ihnen mehrere Schwerter, und sie fochten jetzt mit solcher Gewalt und Geschicklichkeit — diese Herrn aus den jetzigen hannöverschen und braunschweigischen Landen, aus der Altmark, aus Magdeburg, Halberstadt, vom Harz und aus der goldenen Aue — daß selbst ihre Gegner später gestanden, nie hätten sie solche Streiche fallen sehen. Von den Schwaben und Baiern blieben Mehrere der vornehmsten Ritter: darunter zwei Söhne des Grafen Eberhard von Nellenburg und Markgraf Ernst von Oesterreich, ein durch viele Siege über die Ungarn hochberühmter Fürst. Schwer verwundet ward er in das Lager getragen, wo er am folgenden Tage verschied. Herzog Rudolf selbst verdankte es seiner trefflichen Rüstung, daß er keine Wunde davontrug: unter Andern versetzte ihm sein Vetter, Markgraf Udo von der Nordmark, einen Schlag über das Gesicht, indessen der Nasenbügel hielt. Wie Viele von den reisigen Knechten der Sachsen blieben, wird nicht berichtet: von den Vornehmern fiel nur Graf Gebhard, der Vater des späteren Kaiser Lothar, * selbst von den geringeren Rittern sollen nur zwei getödtet worden sein. Daher spricht Bischof Waltram, die Sieger hätten in jener Schlacht größere Verluste erlitten, als die Besiegten; denn die sächsischen Bauern, welche niedergemetzelt wurden, kamen nicht in Betracht.

Vor Allen glänzte unter den Sachsen Otto von Nordheim, der nicht allein als tapferer Ritter die andringenden Gegner niederschlug, sondern als Feldherr sich den Ueberblick über den Stand des Gefechtes zu erhalten suchte. Von einer auserlesenen Schaar junger Ritter umgeben, war er immer dort zu sehen, wo die Gefahr am größten, und versuchte das Unmögliche: einzelne Schaaren zu sammeln und Ordnung in das Handgemenge zu bringen. Mit der Zeit entstand auf diesem Schlachtfelde, wo eine Reitermasse sich bewegte, die man immerhin auf zwölf tausend Pferde schätzen kann, so dichter

* S. Bruno 46. Otto von Freisingen erzählt, Kaiser Lothar habe in jener Schlacht seinen Vater verloren.

Staub, daß Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden war; und als nun auf Bitten der beiden Herzöge Herrmann von Gleisberg und die bamberger Ritter den Sachsen in beide Flanken fielen, die folgenden Massen nachrückten, und der König selbst auf dem Kampfplatze erschien, war an Widerstand nicht mehr zu denken. Die Sachsen wandten die Pferde, warfen die Schilde auf den Rücken — wie Fliehende damals pflegten — und Otto von Nordheim, der noch immer sich bemühte, zu ordnen und herzustellen, ward von dem Strome mit fortgerissen. Vielleicht eine Stunde mag die Schlacht gedauert haben. *

Nun sprengten die Reisigen des Reichsheeres in aufgelöster Ordnung nach; selbst die Troßknechte jagten ihre Gäule halb zu Tode. Da sollen noch Viele der Sachsen erwürgt worden, oder dem Staube — diesem größten Feinde des Reiters — erlegen sein, indem sie stürzten und zertreten wurden. Auch in dem tückischen Wasser ** der Unstrut sollen Viele den Tod gefunden haben. Die Leichen, sagt der Anonymus, bildeten eine Brücke, über welche Herzog Gottfried mit seinen Reitern setzte, um die Niederlage der Sachsen zu vollenden. Dennoch entkamen die Häupter der Rebellion sammt und sonders, weil sie schnellere Pferde hatten, der Gegend kundiger waren, und weil der Staub auch dazu diente, die Verfolger irre zu machen.

Der Kampf, den die Sachsen führten, war leider nur zu sehr ohne Plan gewesen. Schwerlich konnten sie die Hoffnung hegen, der Uebermacht des Königes mit Erfolg Widerstand zu leisten: ihr Kämpfen konnte nur den Sinn haben, die Ehre ihrer Waffen zu retten, und ferner so viel Zeit zu gewinnen, daß das Fußvolk sich auf das linke Ufer der Unstrut hätte flüchten können. Doch an diesen letzten Punkt hatte Niemand gedacht: rathlos ihrem Schicksale überlassen standen die Bauern im Lager mit ihren schlechten Waffen, ihren Piken und Keulen, ihren Sturmhauben und Filzhüten, und sahen nun aus dem Staubmeere vor sich zuerst ihre Fürsten und Ritter hervorsprengen und hinter ihnen die Feinde — eine schreckliche Fluth, die in

* Bruno 46. „Die Schlacht war sehr blutig, aber in der kürzesten Zeit beendet.“ Lambert sagt, sie habe von Mittag bis zur neunten Stunde gedauert, d. h. wohl, bis zur neunten Stunde nach Sonnenaufgang.

** „Vada malefida.“ Anonymus.

rasender Eile gegen sie heranschoß. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken. Ihr Widerstand — wenn sie ihn überhaupt versucht haben — war kurz, das Lager wurde erstürmt und nun wurden sie wie Vieh hingeschlachtet. Im Ganzen sollen 8000 Sachsen in der Schlacht geblieben sein: * erst die Dunkelheit machte dem Morden ein Ende. Schmachvoll war das Benehmen der Thüringer, d. h. wohl nur der thüringischen Bauern, die den fliehenden Sachsen auf allen Straßen auflauerten, um sie zu berauben und ihnen die Kleider vom Leibe zu reißen.

Das Plündern des Lagers fand gegen Abend Statt: die Reisigen fanden auf den Wagen eine ungeheure Menge von Lebensmitteln und anderer Habe; die Böhmen zogen sogar von den Leichen die Kleider herunter.

Heinrich kehrte gleich nach Sonnenuntergang unter feierlichem Zuruf der Ritter und Reisigen in das Lager zurück: er befahl nachzusehen, wer geblieben wäre, und die Verwundeten den Aerzten zu übergeben. Die Freude über den Sieg ward jedenfalls sehr getrübt durch die großen Verluste, welche die Schwaben und Baiern erlitten hatten: 1500 Mann sollen vom Reichsheere gefallen sein. Vor Allen hatte Heinrich seinen getreuen Grafen Eberhard über den Tod seiner jungen Söhne zu trösten. Er ließ am folgenden Tage die Fürsten zusammenkommen und dankte ihnen für die Dienste, welche sie ihm geleistet. Er hätte nicht gezweifelt (sprach er), daß er mit einem solchen Heere siegen würde: an ihrer Spitze würde er getrost gegen jeden Feind ziehen; die größte Arbeit wäre gethan; jetzt wäre noch übrig, nach Sachsen zu ziehen und durch die Schrecken des Krieges die Rebellen zur Unterwerfung zu bringen. ** Doch mögen mehrere Tage vergangen sein, ehe man aufbrechen konnte: man mußte die Todten bestatten, die Verwundeten pflegen und unterbringen, und die Heerhaufen zum Theile neu ordnen. Die Leichen der Vornehmeren wurden den Ihrigen zugesandt.

* Berthold 1075.

** So der Anonymus. Lambert erzählt, der König hätte befürchtet, die Ritter möchte Reue über das Geschehene empfinden und sich weigern, weiterzuziehen. Um ihnen solche Skrupel zu nehmen, hätte Erzbischof Siegfried die thüringischen Fürsten exkommunizirt, weil sie ihm den Zehenten verweigerten. Und nun wäre das Heer getrost gegen die Sachsen gezogen!

LXXVIII.

Die Schrecken des Krieges ergossen sich in reichem Maaße über den südlichen Theil von Sachsen; doch kam das Reichsheer kaum über Halberstadt hinaus. Der magdeburger Sprengel blieb ganz verschont, ebenso das Bisthum Hildesheim, wofür indessen der Bischof viel Geld gezahlt haben soll. Glücklich die Bauern, denen es gelang, sich in Wäldern und Sümpfen zu verbergen: fast alle Dörfer wurden ausgeplündert und niedergebrannt. Besonders zeichneten sich die Böhmen aus, welche selbst Spürhunde gebrauchten, um die vergrabenen Kostbarkeiten aufzufinden. Die Viehheerden wurden fortgetrieben, sicher auch zum größten Theile geschlachtet, da das Heer von den Vorräthen des Landes leben mußte; die übrige Beute auf Wagen fortgeführt. Mit großer Bitterkeit äußert sich Erzbischof Wezel über diese Plünderungen: „Womit haben wir verdient, daß unser Land von unserm Könige, von allen Reichsfürsten und besonders von unsern Brüdern, den Bischöfen, mit Feuer und Schwert verwüstet wird? Haben wir nicht immer gebeten, von den Fürsten gerichtet zu werden? Wären in jenem Heere bloß Laien gewesen, so hätten sie vielleicht Kirchen und Kirchengut verschont. So aber, da Geistliche in Menge zugegen waren, haben sie nichts verschont, sondern sie haben Kirchen, die sie selbst oder ihre Brüder eingeweiht hatten, verbrennen sehen und keinen Einspruch gethan."

Viele der sächsischen Fürsten hielten sich bei Magdeburg an festen Orten auf. Siegfried und andere Fürsten sollen sich dort zu ihnen begeben haben, um sie zur Unterwerfung zu bewegen: sie stellten ihnen die Unmöglichkeit ferneren Widerstandes vor und versicherten, sie würden ihre Besitzungen behalten und in der kürzesten Frist frei sein, wenn sie sich freiwillig ergäben. Allein sie wollten nichts hören, und vor Allen zeigte sich Bischof Burkhard erbittert und hartnäckig und redete den Uebrigen zu, sich auf jene Vorschläge nicht einzulassen. Sie hätten — so läßt sie der hersfelder Mönch sprechen — den unversöhnlichen Haß des Königes kennen gelernt: zu Gerstungen hätte er ihnen ihre Schuld verziehen und sich nun so dafür gerächt; und was von der Treue der Fürsten zu halten sei, das hätten sie auf den Ebenen Thüringens gesehen.

Doch ergab sich Bischof Werner von Merseburg, der nach Kloster Lorsch geschickt ward; Markgraf Udo sandte seinen Sohn gleiches Namens als Geißel und blieb frei, ebenso die Markgräfin Adele ihren etwa fünfjährigen Sohn Heinrich: ihr Gemahl, der Markgraf Dedo, starb wenige Monate später. Der König übergab die beiden Knaben einem Ritter Eberhard, der bei Frankfurt am Main ansässig war — vielleicht ein Reichsministerial — und befahl, ihnen den Aufenthalt dort möglichst angenehm zu machen. Auch einige geringere Edelleute unterwarfen sich.

Und die übrigen Fürsten, welche bei Magdeburg waren, dachten keineswegs an Fortsetzung des Krieges: sie wollten sich nur nicht ohne jede Bedingung ergeben, sondern wünschten, wie vor der Schlacht an der Unstrut, von den Fürsten verhört und gerichtet zu werden. „Erinnert unsern Herrn König — so schreibt Erzbischof Wezel an Siegfried von Mainz — er möchte bedenken, daß er der Stellvertreter des himmlischen Königes sei, der gekommen ist, nicht die Welt zu richten, sondern selig zu machen. Fast das ganze Jahr hindurch haben wir fast alle Fürsten des Reiches durch Briefe und Botschaften bestürmt, uns nur Gehör zu verschaffen, und nach ihrem Urtheil gerichtet zu werden. Da wir dieß nie erlangen konnten, so bitten wir, daß er wenigstens jetzt, nachdem er seinen Zorn in unserem Blute gesättigt, nachdem ihm Gott, wie billig, Ehre gegeben, seine Wuth ablege. Er bestimme uns einen Ort, wo wir mit euch und den Herzögen Rudolf, Berthold und Gottfried zusammen kommen können, und da wollen wir nach eurem Urtheile Strafe leiden. Selbst kein Heide ist je so grausam gewesen, daß er Leute lieber mit seiner und der Seinen Gefahr hat unterwerfen wollen, die er ohne jede Gefahr hätte unterwerfen können."

„Wir wollen Frieden machen — spricht er zum Bischof Friedrich von Münster — sobald wir sehen, daß es ohne größeren Schaden für uns geschehen kann. Was die Fürsten über uns beschließen, wollen wir thun, wenn es nur uns oder unsern Nachkommen keinen Eintrag thut."

Nachdem Heinrich bis Halberstadt gekommen war, und mit wenigen Begleitern noch Goslar besucht hatte, führte er das Heer nach Eschwege zurück und entließ es auf Bitten der Fürsten, da das

Getreide noch nicht reif war. Eine zweite Expedition setzte er für den Herbst fest: am 22. Oktober sollten die Fürsten mit ihren Abtheilungen in Gerstungen sein. Nur den Schwaben und Baiern, welche den weitesten Weg zurückzulegen und bisher die meisten Verluste erlitten hatten, und den Böhmen erließ er den Zug. Man behauptete freilich, die Herzöge Rudolf, Berthold und Welf wären gegen den Befehl des Königes ausgeblieben, weil sie das nutzlos vergossene Blut bereut hätten. Vielleicht sagten sie später dieß selbst aus.

Der König ging nach Worms und erhielt dort unerwarteter Weise Geld, welches ihm sehr zu Statten kam, da sein Schatz durch den Krieg erschöpft war — und (nach dem Bericht des hersfelder Mönches) „der Soldat ziemlich heftig eine Belohnung für den eben vollendeten Kriegszug verlangte.“ Er meint wohl nur solche Ritter, welche in des Königs Gefolge waren. Auf wie lange Zeit dieselben jedesmal die Kosten eines Krieges selbst zu bestreiten hatten, ward in den Lehensverträgen bestimmt. Möglich indessen, daß bei Kriegen des Reiches die Ritter im ganzen Heere aus dem Schatze des Königes Sold erhielten. Jenes Geld erhielt Heinrich aus Rußland. Hier war nämlich König Demetrius von seinem Bruder Swentoslaw vertrieben worden und hatte bei Heinrich und dem Pabst Hülfe gesucht. Der hersfelder Mönch erzählt, von Demetrius hätte der König zu Anfang des Jahres große Schätze erhalten, damit er ihn nach Rußland zurückführe, und Swentoslaw hätte ihm nun unermeßliche Reichthümer gesandt, damit er ihn in Ruhe ließe. Heinrich konnte Deutschland nicht verlassen, und die Bildungsstufe jener Zeit mochte ihm erlauben, Demetrius' Gaben zu behalten, obwohl er ihm nicht helfen konnte. *

LXXIX.

Bei den Berathungen und Zusammenkünften, die nach dem Abmarsche des Reichsheeres in Sachsen Statt fanden, erkannten die sächsischen Fürsten erst, daß sie auf ferneren Widerstand gänzlich ver-

* Demetrius erschien schwerlich ohne Geschenke vor Heinrich; doch steht es fest, daß Herzog Boleslav von Polen ihn ausgeplündert hatte. S. Gregor's Brief an Boleslav vom 20. April 1075.

zichten mußten. Die Gemeinfreien, welche aus dem Blutbade an der Unstrut entronnen waren, schrieen über ihre Bischöfe und Grafen: erst hätte man sie „durch unaufhörliches Zureden" dazu vermocht, gegen den König die Waffen zu ergreifen, und dann hätte man sie in der Schlacht ihrem Schicksale überlassen. Sie zeigten sich so erbittert, daß die Fürsten sogar besorgten, man möchte Hand an sie legen und sie dem Könige ausliefern. Otto und Burkhard hatten große Mühe, sie zu beschwichtigen, indem sie Alles zu thun versprachen, um den König zu besänftigen. Sie riefen Erzbischof Liemar herbei und schickten ihn mit Bischof Hezel von Hildesheim und dem Markgrafen Udo an Heinrich: er möchte die angekündigte Expedition aufgeben und vielmehr Zeit und Ort bestimmen, wo sie nach dem Spruche der Fürsten Genugthuung leisten könnten. Es waren dieß dieselben Forderungen, welche sie vor der Schlacht an der Unstrut gestellt hatten. Heinrich erklärte, die Fürsten würden am 22. Oktober nach Gerstungen kommen: dort möchten sie sich ebenfalls einfinden und den Spruch derselben erwarten. Den Sachsen kam es vor allen Dingen darauf an, daß das Reichsheer nicht wieder ihr Land durchzöge: besonders mochte das Volk mit Schrecken daran denken, daß die neue Ernte, die es eben einbrachte, im Herbst wieder in Flammen aufgehen könnte. Indessen Heinrich war nicht zu bewegen, das Aufgebot zu widerrufen: die Sachsen, soll er geäußert haben, hätten schon oft schöne Versprechungen gethan und doch nicht gehalten. Mancherlei verzweifelte Vorschläge wurden unter den sächsischen Fürsten laut: da der König doch einmal ihren ganzen Stamm ausrotten wolle, so würde es das Beste sein, wenn sie Alles verbrännten und jenseits der Elbe unter den Wenden sich niederließen; oder man müßte einen König wählen, damit ihr Widerstand Einheit und Kraft gewänne. Aber die Gemeinfreien wollten durchaus nichts von fernerem Widerstande wissen, sondern waren entschlossen, sich zu ergeben. Mit großer Angst sahen die Fürsten dem Oktober entgegen.

Heinrich unternahm etwa im September einen sehr eiligen Zug nach Böhmen, auf welchem ihn nur Herrmann von Gleisberg * mit

* Dieß Gleisberg ist wohl die sonst auch so genannte Kunitzburg bei Jena. Letztere führte auch jenen Namen.

500 auserlesenen Reitern ohne weiteres Gepäck und Gefolge begleitete. Wie es scheint, bot sich ihm eine Gelegenheit, im Interesse König Salomo's und seiner Schwester Judith, die noch immer in Worms war, mit Geusa zu unterhandeln. Auf dem Rückwege suchte er Bischof Benno in Meißen heim und strafte ihn vielleicht nicht bloß mit Worten, daß er bei dem Kriege im Sommer weder Mannschaft gestellt, noch auch Gesandte oder ein Schreiben überschickt hätte. * Durch Böhmen kehrte er nach Baiern zurück und traf dort eine neue Gesandtschaft der sächsischen Fürsten; allein schon war der Tag vor der Thür, wo das Heer zusammenkommen sollte: es schien ihm das Beste, an der Spitze einer großen Kriegsmacht mit den Rebellen zu unterhandeln.

Am 22. Oktober brach das Heer von Gerstungen auf; vier Tage später — am 25. Oktober — ergaben sich die sächsischen Fürsten.

Alle Bischöfe des Reiches — heißt es — waren erschienen; von den Herzögen nur Dietrich und Gottfried, aber der Letztere hatte eine so strenge Aushebung gehalten, seine Reisigen waren so trefflich gerüstet, daß seine Truppen stärker schienen, als das ganze übrige Reichsheer. Markgraf Udo und die Bischöfe Liemar und Hezel kamen dem Könige entgegen, um zu unterhandeln; und wie sehr ziert den edlen Erzbischof von Bremen diese Mühwaltung, daß er, der nicht von des Königes Seite wich, so lange derselbe in Noth war, nun auch die Rebellen, seine Landsleute, in ihrer Noth nicht verließ! Die Sachsen standen nicht weit von Nordhausen, dieser alten Reichsdomäne, und warteten in großer Niedergeschlagenheit auf den Ausgang der Unterhandlungen. Mit fliegenden Fahnen rückte das Reichsheer in Tagemärschen von etwa vier Meilen vorwärts: am 25. Oktober stand es auf der Ebene zwischen den Dörfern Ebra und Spier **, eine starke Meile südlich von Sondershausen. Herzog Gottfried, die Erzbischöfe Siegfried von Mainz und Gebhard von Salzburg und die Bischöfe Embricho von Augsburg und Adalbero

* Mehr kann ich aus dem verworrenen und unlogischen Bericht des hersfelder Mönches über diesen Zug kaum herauslesen.

** Es liegen dort nahe bei einander Hohen-Ebra, und Thal-Ebra, Ober-Spier und Nieder-Spier.

von Würzburg hatten sich schon am 24. Oktober in das Lager der Sachsen begeben; die Letzteren hatten Heinrich gebeten, gerade diese fünf Fürsten möchte er ihnen schicken. Nach mancherlei Hin- und Herreden erklärten die Gesandten, es stimmten alle Reichsfürsten darin überein, daß für diese unerhörte Rebellion dem Könige und dem Reiche nur dadurch Genugthuung werden könnte, daß die Sachsen sich ohne jede Bedingung ergäben: sie würden aber Sorge tragen, daß ihnen dieß an ihrem Leben, ihren Würden und Besitzungen nicht schaden sollte. Sie versprachen den Sachsen — erzählt der Priester Bruno — wenn sie sich freiwillig ergeben und dem Könige Ehre erweisen wollten, so sollten sie weder in harter, noch in langer Haft verbleiben.

Das Gerücht sagte *, Heinrich hätte den Fürsten geschworen, zu Anfang des November wolle er die Gefangenen frei lassen — sicher ein falsches Gerücht, das jedoch mit Absicht weit verbreitet wurde.

Die Rebellen hatten keinen Ausweg: Krieg konnten sie nicht führen, da das Volk ihnen nicht helfen wollte. Nach langen Berathungen erklärten die Fürsten und Herrn mit bittern Thränen, sie wollten sich ergeben; man möchte diesen ihren Entschluß dem Könige melden.

Großer Jubel herrschte im Reichsheere über diesen Erfolg: feierlich war es zu beiden Seiten jener Ebene aufgestellt, als am 25. Oktober die Rebellen vor den König geführt wurden, ohne Waffen, baarfuß und gesenkten Hauptes. ** Auf welche Weise, mit welchen Mienen und Worten Heinrich sie empfangen, darüber haben wir keine Kunde. Er übergab sie zunächst den Fürsten und entschied dann vorläufig am 30. November zu Bamberg ***, wo sie in Haft gehalten werden sollten; zu Weihnachten sollte dann definitiv auf

* Fama testante comperimus, sagt Bruno. Auch Lambert spricht erst von dem Gerücht, und behandelt es dann als Faktum.

** So der Anonymus.

*** Der große Fürstentag, welcher am 30. November in Bamberg Statt fand, war nach meiner Meinung die curia, von der Heinrich in dem Briefe an seine Mutter spricht; — um so mehr glaube ich dieß, da Robert von Bamberg, bei welchem Otto von Nordheim und Bischof Burkhard in Haft waren, erst am 30. November Bischof wurde.

einem großen Fürstentage zu Goslar Alles erledigt werden. Päbstliche Legaten standen ihm dabei zur Seite; hatte doch Pabst Hildebrand selbst, der nun Gregor hieß, ihm seine Freude ausgedrückt, daß „der Stolz der Sachsen, die ihm mit Unrecht widerstanden, durch Gottes Gericht zu Boden geworfen sei," und ihn nur gebeten, jetzt nach dem Siege nicht für seine, sondern für Gottes Ehre zu sorgen.

Zu Anfang des Dezember etwa schrieb Heinrich an seine Mutter nach Rom. Nachdem er in dem Briefe ihr, „der Bringerin des Segens und des Heiles," seine herzliche Liebe entboten, spricht er: „Da es gut ist, daß Du um all' unsern Erfolg wissest, so haben wir Dir, unserer liebsten Mutter, mittheilen wollen, welche Beschlüsse dieser Fürstentag gefaßt hat. Nach langem Verzug, nach Vernehmung der päbstlichen Botschaft und auf den Rath aller unserer Getreuen, die zahlreich zugegen waren, haben wir die Wiedereinsetzung der rebellischen Bischöfe zugestanden, jedoch so, daß wir uns ihrer in einer Weise versichern, wie wir es für gut befinden, bis zu dem Tage, den wir zur Erledigung ihrer Sache festgesetzt haben. Die Gesandten des Pabstes sind hier, um diesen Tag abzuwarten." *

Die Meisten der sächsischen Fürsten blieben in Deutschland, doch wurden Einige nach Burgund gebracht, und Pfalzgraf Friedrich erblicken wir sogar in Pavia, wo er anderthalb Jahre geblieben sein soll. Von Goseck aus ward ihm Geld geschickt zum Unterhalt, und da er ein gelehrter Herr war und lesen konnte, so kaufte er in Italien viele Handschriften, die er auf Eseln nach Goseck schaffen ließ.

Heinrichs Stellung schien nach Unterwerfung der Sachsen so gewaltig, daß die Guten in Deutschland sich ihres jugendlichen, sieggekrönten Königes innig freuten. „Sein Vater war höchst ruhmreich (sprachen sie), und er ist es nicht minder." ** Leider mochte auch er seine Macht überschätzen, da die Ereignisse der letzten Jahre ihm doch wohl

* Cod. Ud. 186. Ich habe eine Zeit lang geschwankt, ob dieser Brief nicht in das Jahr 1077 gehört; allein er paßt nicht zu den Verhältnissen, die 1077 bestanden.

** „Gloriosissimus imperator Heinricus, pater istius aeque gloriosi." Anon. Haser. „Ipse paternorum certissimus assecla morum." Anon. de bello Sax.

hätten zeigen können, was von der Treue der meisten deutschen Fürsten zu halten war.

Zu Goslar konnte im Weihnachtsfeste nichts über die gefangenen Großen entschieden werden, da fast alle Fürsten ausblieben, und gleich nachher brach der furchtbare Streit mit dem Pabste aus, so plötzlich und unerwartet, daß selbst Bischöfe entsetzt ausriefen: Was ist denn geschehen? Vor wenigen Wochen noch die größte Eintracht, und jetzt dieser schreckliche Zwiespalt!

---

7. 14 17, 23, 27, 167, 180, 182, 191

140, 144, 150, 155, 157,

182

Allgemeiner Reichstag – 1066 – Adalbert v. Bremen abgesetzt.

Floto, Hartwig,

Kaiser Heinrich der Vierte und sein Zeitalter

Bd.: 1

Stuttgart ; Hamburg 1855